



Aus alten Zeiten.

Lebensbilder aus Kurland.

Von

P. Seeberg



73002.

Stuttgart, 1885.

Druck und Verlag von J. f. Steinkopf.

Vorwort und Widmung.

Man legt wohl einmal ein Heideröslein, einen Ehrenpreis oder sonst ein Blümchen zum Andenken in ein Buch. Und wenn man nach Jahren darüber kommt oder andere darin blättern, werden Erinnerungen wach; ein Gedanke reiht sich an den andern; ja wer gerade Gabe und Liebe dazu hat, dem webt sich ein Bild des längst begrabnen Frühlings zusammen, der jene Blüten trug. Vielleicht geht's auch diesem oder jenem meiner Leser so. Ich wünschte es.

Doch Euch vor allen, Ihr fernen Lieben, die Ihr noch gern zurückschauet nach dem Hause, von dem wir ausgingen, nach der Stätte, da unsrer Väter Gräber stehen, noch gern von Alt-Nurland erzählen hört, — Euch und der jungen fröhlichen Welt, die Euch umgiebt, seien diese Erinnerungen gewidmet. Nehmt sie freundlich hin!

Stuttgart, 4. Februar 1885.

P. Seeberg.

1. Wie der Großvater zum Fasten kam und die Großmutter schatzgraben ging.

Nicht allzuviel vermag ich von meinem Großvater väterlicherseits zu erzählen. Er soll freilich, wie man mir sagte, in meine Wiege hineingeschaut und sich über den wohlgenährten Enkel gefreut haben. Aber Egoist von Natur, wie solche kleine Wiegenbengel sind, und viel zu sehr mit meiner eigenen Person und meinen ersten Gedanken beschäftigt, habe ich von ihm entweder keine Notiz genommen oder sein Bild aus meiner Erinnerung gestrichen. Er hieß, wie ich nachher gehört, Otto Hermann, und war, obgleich im Lande geboren, doch fast ein Fremder darin, d. h. ohne Verwandtschaft oder Anhang. Sein Vater war nämlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus „Schweden,“ wie die Leute sagten, eingewandert und früh gestorben. Dies Schweden konnte übrigens ebensogut Livland oder Finnland sein; denn in jenen gut herzoglichen Zeiten hieß in Kurland alles, was jenseits der Düna lag, noch oft genug „schwedisch,“ auch als der russische Adler den schwedischen Löwen schon seit etlichen Jahrzehnten verdrängt hatte. Als kleiner Knabe schon vater- und mutterlos, war mein Großvater und seine gleichfalls in zartem Alter stehende Schwester von der Baronin Hörner in Ihlen aufgenommen und erzogen worden. Nur gering mochten darum die Verbindungsäden sein, die noch zwischen ihm und der ur-

sprünglichen Heimat fortbestanden, woher denn auch nichts auf uns Nachgeborene gekommen ist. Allenfalls könnte Namensvetterschaft an die Gegend von Bernau (Livland) denken lassen; auch war es vielleicht nicht ganz zufällig, daß die frühesten Erinnerungen unsrer Großmutter gleichfalls in jene Gegend wiesen. Die schönen Erdbeeren, die sie als Kind an den Wällen von Arensburg (Ösel) gepflückt hatte, waren ihr bis ins Alter in Erinnerung geblieben. Sonst freilich konnte auch sie nicht viel von ihrer Heimat berichten, die sie früh verlassen hatte. Von ihrem Vater wußte sie nur so viel, daß er ein vielgereister Mann gewesen, der seine erste Frau in Frankfurt a. M. geheiratet und der Einsamkeit seines Witwerstandes später durch eine zweite Heirat in Kasan ein Ziel gesetzt habe, — zwei Orte, die nach den damaligen Verhältnissen reichlich zehnmal weiter auseinander lagen, als jetzt. Ob sie selbst der Frankfurterin oder der Kasanerin ihr Leben dankte, hat uns die Großmutter nicht gesagt, oder haben wir Kinder in unsrer Windigkeit vergessen, so daß wir noch heute darüber im unklaren sind, ob wir in dieser Beziehung unsre Dankbarkeit nach Osten oder nach Westen zu richten haben.

Klein von Wuchs, munter und rasch, freundlich und thätig, so hat man mir meinen Großvater geschildert, auf den wir jetzt wieder zurückkommen. Kein Freund von vielen Worten, und darin seiner trauten Ehehälfte jedenfalls nicht gewachsen, war er unverdrossen und unermüdllich in seinem Beruf. Machte sie's ihm zu kraus, — und sie konnte das zu Zeiten, — so nahm er sein Käppchen, ließ sie reden und ging in die Wirtschaft, was nicht in süddeutschem Sinne verstanden sein will, wo so mancher seine Sorgen in der „Wirtschaft“ versüßt, sondern in norddeutschem, d. h. er ging seiner landwirtschaftlichen Beschäftigung nach. Als verständiger Gatte ließ er abweichende

Meinungen ruhig zu Worte kommen. Seinen Willen hatte er darum doch. Wie die geehrten Leser sich selbst gesagt haben werden, konnte er weder auf eine glänzende Lebensstellung, noch auf besondere Glücksgüter rechnen, und so war es in der That. Viele Jahre hindurch war er Verwalter oder wie man damals und noch fünfzig Jahre später zu sagen pflegte, „Disponent“ auf dem von Roschullischen Majoratsgut Tergeln in der Windauschen Gegend. Früh morgens schon um die Felder reitend, oder im Walde, überall hinter der Arbeit her, fehlte es nicht an Mühe und Mergel, aber auch nicht an Erfolgen. Schon sein langes Verbleiben in der genannten Stellung spricht dafür, und was ich von seinen Scripturen nachher bei der Großmutter gesehen, gab Zeugnis, daß er auch wacker und treu Buch geführt. Man war genügsam in jener Zeit; von jenem Jagen und Rennen, um über das Gegebene hinauszukommen, wie es in der Gegenwart Tausende erfaßt hat und sie mit sich selbst und der Welt unzufrieden macht, war damals keine Spur. „Schlecht und recht das behüte mich,“ hieß es damals. Dabei fehlte es nicht an häuslichem Glück. War man auch nicht sentimental, so hatte man sich doch herzlich lieb und half einander in rechtschaffener Treue. Bald kamen nun auch die „Delzweiglein um den Tisch“ hinzu, von welchen der Psalmist singt. Da war das kleine, dicke Bärbchen, die hernach als meine liebe und ehrwürdige Tante, 92 Jahre alt, in Braunschweig ihre Tage beschlossen hat, der stramme Friedrich, der Stolz und Stammhalter des Hauses,*) und das zierliche Malchen, unsere vielgeliebte Tante, allzeit sanft und liebevoll. Kann mir's schon denken, wie froh und glücklich die Eltern drein schauten, wenn dies Kleeblatt um ihren Tisch saß. Dazu kam, daß man in jenen guten, alten „herzoglichen Zeiten,“

*) Unser Vater.

für welche alte Leute noch in meiner Jugend schwärmten, von Grund aus fröhlich gestimmt war. Die heißen Tage, die sauren Kämpfe, die der deutsche Mann hatte tragen müssen, ehe er in diesem Lande festen Fuß fassen konnte, waren längst vergessen und eine behagliche Ruhe und Breite des Lebens an die Stelle getreten. Der Herzog inkommodierte seine Unterthanen wenig, und jeder Grundherr zumal war in mehr als einem Sinne Freiherr auf seinem Hof. Kein Mensch ward damals von den mancherlei Spannungen oder politischen Wetterwolken angefochten, die einem heutzutage das Leben unerquicklich machen; keine Zeitung störte die Mittagslaune, kein Kurszettel raubte einem den Schlaf. Auf den Gütern, auf den Pastoraten war selbst bei mäßigen Mitteln ein fröhliches Treiben. Es lag in des Landes Art. Wenn Shakespeare sich den Spaß machte, „die lustigen Weiber von Windsor“ zu dichten, so hätte ein anderer keinen Mangel an Stoff gefunden, um „die lustigen Männer von Kurland“ zu schreiben. Scherz, Kurzweil, Mummenschanz aller Art waren an der Tagesordnung; ich glaube nicht, daß ein Winkelchen zu finden war, wo das, was heute Sport heißt oder was die Engländer a practical joke nennen, so an der Tagesordnung war, wie dort. Allerdings kam es dabei zu Zeiten etwas derb heraus, gab auch infolge provozierenden Übermuts von der einen oder andern Seite alle Augenblick ein Duell, — aber wo hätte das die Stimmung verdorben! Zur Charakteristik ein paar Anekdotlein, wie sie mir, wenn auch schon aus späterer Zeit, in meiner Kindheit zu Ohren gekommen sind. Einen andern in den April schicken, ihm einen harmlosen Schabernack spielen, war so recht nach dem Geschmack jener Zeit.*) Da war z. B. jener alte

*) Auch anderswo; man lese z. B. v. Knigge's „Reise nach

dicke Herr v. Staar,*) von unergründlichem Appetit, dem die böse Fama nachsagte, daß er nur zweimal im Jahre sich wasche, oder vielmehr gewaschen werde, nämlich wenn seine Frau, außer stande, den Skandal länger zu tragen, ihn in ihre Hände nehme und abscheure. Ihm, wenn er einmal bei den Nachbarn zum Besuch erschien, bei seiner mammutartigen Schwerfälligkeit eine Verlegenheit bereiten, ihm z. B. den Bettrahmen einzusägen, so daß er mit Kopf und Beinen nach oben gestreckt zu liegen kam, war ein Gaudium. Eine gewisse Berühmtheit in solchen Schnurren hatte u. a. der Großvater des durch seine militärischen Leistungen zu europäischem Ruf gelangten († 1883) Grafen Todleben. Er besaß insbesondere das Talent, mit der ernstesten Miene von der Welt die Leute zum besten zu halten. So hatte er z. B. auf einer seiner Fahrten an einem Krüge (Wirtshaus an der Landstraße) Halt gemacht. Bald darauf kam auch die Baronin F. angefahren, eine etwas nervöse Dame, fast provozierend nachlässig in ihre Staatskarosse zurückgelehnt. „Ach, guten Tag, lieber L.“ begrüßt sie ihn gnädigst, „wo kommen Sie her?“ „Geschäfte, immer Geschäfte! Komme eben von Striefenberg“ (dem Gute ihres Bruders). „Ach, sagen Sie, was macht mein teurer Bruder?“ „Was macht er?“ erwiderte der Schalk mit einem tiefen Seufzer, indem er bedenklich mit dem Finger auf seine Stirn weist; giebt mir da Aufträge, wahrhaftig, weiß kaum, wie ich sie ausführen soll. Denken Sie sich, — gnädige Frau, soll 2000 Schaffelle für ihn kaufen!“ „Mein Himmel, wozu denn 2000 Schaffelle? Was hat er wieder für Grillen?“ „Wissen Sie denn nicht,

Braunschweig,“ oder Chesterfield und Montesquien in „Aus allen Zeiten und Ländern.“ I. Jahrg. 6. Sfg.

*) Natürlich pseudonym, wie überhaupt, wo im entferntesten zu fürchten war, daß jemand verletzt werden könnte.

gnädige Frau, wie er in seine Bergamotten und Reineclauden vernarrt ist. Nun sind ihm im vorigen Winter einige abgefroren. Da will er denn jetzt im Herbst seinen ganzen Gartenzaun mit Pelz füttern.“ „Aber, lieber T.,“ ruft die teilnehmende Schwester, indem sie sich höchst aufgeregt erhebt, „das ist ja krankhaft! Ist er nicht richtig, mein armer Bruder? Schrecklich! schrecklich! den Zaun mit Pelz füttern!“ T. zuckt bedenklich die Achseln, grüßt ehrerbietigst, schlägt seinen Kragen auf und setzt sich in sein Wägelchen. Die Baronin aber läßt sofort umkehren und fährt in raschestem Trabe zu ihrem Bruder. „Aber, liebes Schwesterchen, was bringt dich hieher, bei diesem Hundewetter?“ begrüßt dieser sie, ebenso erfreut wie verwundert, als sie mit Thränen in den Augen ins Haus tritt. Es scheint ganz vernünftig, was er spricht; aber bekanntlich sind Verrückte oft schlau. Sie traut dem Frieden nicht, kommt vorsichtig, auf allerlei Umwegen allmählich zu den Bergamotten und endlich — zu den Schaffellen. Da schlägt der alte Baron eine Lache auf, daß er blau im Gesichte wird. Zu spät erkennt die Gnädige, wie der böse T. sie wieder einmal zum besten gehabt, — und wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen.

Das war so des Landes Art, die sich lange, ja fast bis in die Jetztzeit erhielt; blieb man doch damals viel zu Hause und alter Sitte treu. Zwar galt es für einen Junker aus guter Familie fast als Ehrensache, eine Zeit lang auf Reisen zu gehen. Jährlich zogen denn auch etliche nach Göttingen oder Jena, und mancher schöne Thaler Alberts rollte ihnen nach. War der Beutel sehr voll, so hielt man sich gar eine Weile in Paris auf. Auch gab's welche, die mit Begeisterung in des großen Friedrichs Armee Dienst nahmen, und alte Herren gingen nach Karlsbad, um sich von den Nachwehen ihrer allzureichen

Tafel zu befreien. Gar selten aber kam einer auf den Gedanken, in Petersburg Carrière zu machen. „Es ist ein Fanfaron!“ hieß es dann meist von ihm; man verzieh es keinem, der in der Heimat auf etwas zu rechnen hatte, wie doch meist der Fall war. Im Grunde aber war das Reisen doch selten, und noch geraume Zeit später konnte einer der größten Gutsbesitzer sich äußern: „Begreif nicht, was die Leute vom Reisen haben. Will ich fahren, so laß ich anspannen und kutsch im Lande herum, wohin ich Lust hab.“ — „Aber die schönen Gegenden?“ entgegnete man. — „Ach, was! ist alles Quark,“ erwiderte der gute Patriot, „die schönste Gegend ist und bleibt doch immer ein gutes Weizenfeld, — und das gottlob! hab ich. Auch dies Jahr!“ — Aber auch wenn sie außer Landes gingen, — sie kehrten bald wieder heim. Das Fremde, das ihnen hängen geblieben war, verlor sich bald. Im Grunde hatte es doch immer und überall geheißen: „alt Kurland über alles!“ Und das soll mir niemand schmähnen, wenn's auch, — wie alles — seine Mängel hat. Zum Beweise noch ein charakteristisches Geschichtchen. Der alte Baron B. auf S. war auch auf Reisen gewesen, hatte sogar manche Rolle Louisdors in Paris gelassen, war aber dann nach der Heimat zurückgekehrt und säete jahraus jahrein seinen Roggen, wie seine Väter gethan. Das Necken und Scherzen hatte er dort, wo er gewohnt, am wenigsten verlernt, und selten war jemand so glücklich, davon verschont zu bleiben. Waren Gäste bei ihm im Winter, die nach seiner Meinung zu früh aufbrachen, so gab er den Kutschern ein braves Trinkgeld, damit sie ihre Herrschaften geflissentlich irreführen und auf einem weiten Umweg schließlich wieder nach S. zurückkehrten, oder „die Fräuleins“ hübsch in den Schnee würfen und was der Schnurren mehr waren.*) Und diese

*) Er sprach gern von Düsseldorf und Korsika und war wohl

konnte auch der Freiherr von D. nicht lassen, sonst ein feingebildeter Mann. War's doch ein echt kurischer Schwank, als er in Mitau im Kasino einen etwas einsilbigen unbekanntem Herrn fand und beim Weggehen zu einem seiner Freunde sagte: „Ach, nimm dich doch etwas des armen Jungen dort im Billardzimmer an; er ist taubstumm und scheint sich wie ein Kettenhund zu amüsieren.“ Der edle Freund geht denn auch aus dem Salon dorthin, um seine Christenpflicht zu erfüllen. Schweigend nimmt er eine Queue von der Wand und zeigt bedeutsam auf das Billard. Der andere erhebt sich und thut desgleichen. Jetzt kommt's ans Pointieren und schweigend erhebt der erste seine Finger und zeigt seinem Mitspieler die Zahl. — Das läßt sich dieser einmal gefallen, sieht ihn dabei aber doch so ernst fragend an. „Wie die Taubstummen,“ denkt unser Philanthrop. Da sich die Sache aber wiederholt, platzt der Bemitleidete plötzlich hervor: „Aber was soll das, mein Herr? Sind Sie taubstumm oder halten Sie mich dafür?“ womit sich denn die Sache zu allgemeiner Heiterkeit aufklärte. Nicht minder ergötzlich war jener andere Scherz, den der allzeit fröhliche Freiherr neben unzähligen andern sich mit einer Krügerin im Oberlande erlaubte. Es war grade harte Winterszeit, als er spät abends durch einen Wald fuhr und an einer einsamen Schenke anhielt,

auch wie manche Leute in Deutschland voll Bewunderung für den großen Sohn jener Insel. Ich vermute, daß er sogar eine Zeit lang an jenem Hofe gewohnt hatte, wo es „alle Tage lustig“ hinging. Sein Französisch war unter den Landwirtschaftsorgen allmählich etwas verduftet. Aber er war nie in Verlegenheit, das französische Dictionnaire im Nothfall um einige neue Bildungen zu vermehren. Auf einen Regenbogen deutend, fragte ihn sein Großtöchterlein: Comment cela s'appelle en francais, cher grand-papa? — „C'est un volquenpluie, mon enfant,“ — antwortete der Alte mit größter Ruhe, dem just das Wort nicht einfiel.

um sich etwas zu erwärmen. Mürrisch, den Kopf mit einem Tuch verbunden, von den fürchterlichsten Zahnschmerzen gemartert, kommt ihm die Frau Wirtin entgegen, den brennenden Rienspan*) in der Hand. Theilnehmend fragt sie der Herr nach ihrem Leiden und läßt sie den Mund weit aufsperrn und mit dem brennenden Span hineinleuchten. „Weiter nichts?“ sagt er; „das ist eine Kleinigkeit! Gleich hol ich die Medizin; — aber nur nicht den Mund zumachen, ehe ich die Tropfen gebracht!“ — Damit geht er hinaus, setzt sich leise in den Schlitten und fährt davon, königlich amüsiert von dem Gedanken, wie die arme Patientin, den Rienspan in der Hand und den Mund weit aufgesperrt, mitten im Zimmer steht und sich selbst beleuchtet, bis ihr das Feuer auf die Nägel brennt und sie ihren Irrtum gewahr wird.

Der gütige Leser wird verzeihen, daß ich ihn mit diesen altkürischen Schwänken regaliere; aber sie waren nötig, um den leichten Sinn zu kennzeichnen, der damals herrschend war und, wie jene letzterzählten zeigen, die einer weit späteren Zeit angehören, dem Ländchen noch lange eigen blieb. War's doch diese Art gerade, die auch meinem Großvater zu einem Karfreitagstext half, den er sein Leben lang nicht vergaß, und ihn zu etwas bringen sollte, woran er am wenigsten gedacht, zum Fasten nämlich.

Vor allem ging es, wie man sich denken kann, in Alt-Kurland lustig her, wenn der Herbst gekommen und die Ernte glücklich eingeheimst war. Dann fingen die Jagden an. Zahlreiche Verwandte und Gäste versammelten sich auf den Gütern, heute hier und morgen dort. Dann klang der lockende Ton des Waldhorns und das Gefläch der gierigen

*) In alten Zeiten und auch in meiner Kindheit noch wurden „aus Sparsamkeit“ Rien- oder Birken-späne von den Bauern statt der Lichte gebrannt. Diese Späne nannte man Pergel.

Meute durch Wald und Flur. Kaum daß eine Woche verging, wo man nicht diesen, auch dem Nichtjäger so anziehenden Klängen begegnete. Und es gab damals noch was zu jagen, zumal in jenem walddreichsten Winkel des Landes! Daneben erlaubten die vollen Scheunen und Ställe und die wohlgefüllten Säckel ein unbeschränktes Schmausen, das sich oft tagelang hinzog. Jeder, der sich für die Gesellschaft qualifizierte, zumal wer einiges Unterhaltungstalent besaß, war herzlich willkommen. Auch sogenannte „Krippenreiter“ stellten sich ein, weniger bemittelte Herren von Adel oder auch „Literaten“, die keinen eignen Herd besaßen, nur grade soviel vermögend, sich ein Pferd oder zwei und „ihren Menschen“, d. h. einen Kutscher, Diener oder Reitknecht zu halten. Sie fuhren oder ritten von Gut zu Gut und ließen sich gemüthlich nieder, „wo der Schornstein rauchte.“ Sie ersetzten dafür durch allerlei Schwank und Klatsch die mangelnden Zeitungen und waren ab und zu sogar etwas von der Art der alten Hofnarren. Auch Pastorate suchten sie heim und konnten zuzeiten recht überflüssig werden, aber sie nahmen's auch nicht grade übel, wenn sie, nachdem sie eine oder ein paar Wochen durchgefüttert waren, unerwartet ihr Gefährt wieder vor der Thür stehen sahen, verstanden den Wink, nahmen Abschied von ihren freundlichen Wirten und fuhren zum Nachbar.

So war's denn auch in Tergeln den ganzen Winter hindurch recht fröhlich hergegangen. Zahlreiche Jagden waren abgehalten, so manche liebe Nacht bei anspruchloser Musik, aber unverwüsthlichem Humor durchtanzt, unzählige Partien Boston, L'hombre oder Pifet gemacht und ein Korb Wein nach dem andern glücklich vertilgt worden. Mittlerweile war man schon dem Ende des Winters nah gekommen. Man stand in der heiligen Passionszeit, ja es war, wenn ich nicht irre, gar Karfreitag, als eine Anzahl von

Gästen, die grade auf dem Hofe zusammen war, auf den Gedanken kam, ein bißchen auf die Jagd zu gehen. Die Meldung des „Buschwächters“, daß grade ein Rudel Rehe oder einige Elenne eingekreist seien, unbenutzt hingehen zu lassen, schien unmöglich. Von religiösen Skrupeln war nicht die Rede. Man muß eben nicht vergessen, daß man am Ende des vorigen Jahrhunderts stand, wo der Niedergang des religiösen Bewußtseins in den höhern Schichten der Gesellschaft seine größte Tiefe erreicht hatte. *) Kurz, es wurde nach dem Disponenten geschickt und die Sache ins Werk gesetzt. Wie hätte man auch ohne ihn auskommen können, da kein Mensch den Wald so gut kannte, wie er! Es war ihm wohl nicht recht; es schien ihm so unpassend, so unchristlich, den stillen, heiligen Tag durch Hundegekläff und Peitschenknall zu entweihen; aber anderseits war's nicht angebracht, den lustigen Junkern gegenüber den Mentor zu spielen oder sich mit dem Baron zu überwerfen. So nahm er denn sein Käppchen, schüttelte verdrießlich den Kopf, langte aber doch seine Flinte herab, lud sie, schüttete Pulver auf die Pfanne und hing sich die Jagdtasche um. Dann ging's unter lautem Halloh fort in den Wald. Aber, wo so mancherlei Schützen zusammenkommen, da giebt's natürlich auch diesen und jenen, der mit dem edeln Weidwerk nur wenig Bescheid weiß. So war's auch damals. Kurz, der Großvater bekam einen guten Schrotschuß ins Bein, er wußte selbst nicht, wie. Während der paar Wochen, die er daran zu flicken hatte, dachte er reichlich darüber

*) Doch gab es auch, wie sich von selbst versteht, höchst ehrenwerte Ausnahmen, z. B. jenen alten Baron K. auf Tr., der einen überaus aufgeklärten Pastor, welcher ihm mit großer Süffisance den allerneuesten rationalistischen Kram vortrug, mit den Worten unterbrach: „Ach, was Sie da reden, Pastor! Weder werden Sie mir zu 'nen Heiden befehren, noch ich Ihnen zu 'nen Christen.“

nach, wie unrecht er doch gethan, als er sich verkehrtem Ansinnen allzu nachgiebig gefügt, und auch darüber, wie viel schlimmer die Sache hätte ablaufen können, wenn Gott sie nicht anders gelenkt hätte. Er dankte Gott für seinen barmherzigen Schutz, sah aber in dem erlittenen Unfall einen Denkwort, den er um seiner unchristlichen Feiertagsentweihung willen empfangen habe; er vergaß ihn nicht. Fortan blieb er sein Leben lang am „stillen Freitag“, nachdem er von der Kirche heimgekehrt, hübsch zu Hause — und fastete bis zum Abend, und ich kann nicht sagen, daß er davon etwelchen Schaden gehabt hätte.

Jetzt aber werden meine gütigen Leser erwarten, daß ich ihnen auch von meiner Großmutter Nachricht gebe, und wie sie zum Schatzgraben kam, was ihr für's erste ebenso fern lag, wie dem Großvater das Fasten.

Hier befinde ich mich sofort in der günstigen Lage, aus eigener Anschauung zu schildern. Man wird mir's darum auch zu gute halten, wenn ich zunächst mit dem äußern und inneren Bilde meiner Großmutter beginne, wie es sich mir unvergeßlich eingeprägt hat, und erst hernach auf das Ereignis komme, welches die Überschrift des Kapitels angekündigt hat.

Die Mutter meines Vaters war eine Frau von ganz ansprechendem Äußern auch zu der Zeit noch, da ich, ihr dritter Enkel, die Ehre hatte, zu ihrer Bekanntschaft zu erwachen. Die Leute sagten, sie sei in ihrer Jugend hübsch gewesen, und wer die freie Stirn, das klare blaue Auge, die wohlgeformte Nase, die charakterfesten Lippen, kurz das gut assortierte Ensemble, umrahmt von wohlerhaltenem Greisenhaar und einer würdevollen weißen Haube, grade in einem freundlichen Augenblick zu sehen bekam, der konnte sich wohl eine Vorstellung machen, die den Leuten recht gab. — Sie war eine rasche, willenskräftige Frau.

Man erzählt von E. M. Arndts Mutter, sie habe, als in der betäubten Franzosenzeit auch in ihrem Hause Einquartierung war, und ein französischer Soldat sich erlaubte, nicht bloß die Speisen zu schmähern, sondern auch die „Löwe Gottesgabe“, das Brot, in seinem Übermut auf die Erde warf, einen Besenstiel aus dem Besen gerissen und dem Vertreter der großen Nation damit die vierte Bitte des Vaterunsers auf den Rücken geschrieben, die er seit der glorreichen Revolution vergessen hatte. Meine Großmutter war die Frau dazu, ein Gleiches zu thun, glücklicherweise war sie 1812 nicht mit Franzosen zusammengetroffen, sondern nur mit den „groben Bayern“, von denen sie grade auch nicht gar zu viel des Guten zu erzählen wußte.

Sie war eine rührige, thätige Frau, und nichts war ihr mehr verhaßt, als Müßiggang. Als ich sie kennen lernte, war sie bereits Witwe*) und wohlbetagt und hatte längst bei uns, — im Hause ihres einzigen Sohnes — ihr Stüblein, konnte daher nach Geschmack der Ruhe pflegen, aber ich entsinne mich nicht, sie bis in ihr hohes Alter, ins 83. Jahr, hinein auch nur eine halbe Stunde ohne Arbeit gesehen zu haben. Wehe uns Kindern, wenn einer ins Blaue glockte und grad einmal nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte! „Was seeltagst du?“ fuhr ihn die Großmutter an; es war die Redeweise wohl noch ein Überbleibsel katholischer Zeiten und Sitten, wo der „Allerseelentag“ ein großer Feiertag und damit ein Tag des Nichtsthuns war.**)

*) Der Großvater war nämlich, nachdem er Tergeln verlassen und mittlerweile noch ein andres Gut in Bewirtschaftung gehabt, nach Hasenpoth gezogen und dort nach langen Leiden am Zungenkrebs gestorben.

***) Vielleicht aber auch anders zu erklären, nämlich seel-
Seeberg, Aus alten Zeiten.

Faulenzer wohl auch zu: „Was hochst du da wie ein Pogg' im Mondschein!“ *) Überhaupt war sie um ein treffend, schlagend Wort nie verlegen und an malerisch veranschaulichender Zuthat hatte sie keinen Mangel. Es war ein Zeichen günstigerer Stimmung, wenn sie solche aus dem alten Gesangbuch entnahm, und z. B. den Träumer, den Nichtsthuer anredete: „Sitzest du schon wieder da wie in praesepio, wie in matris gremio.“ **) Auch auf die heil. Schrift griff sie zuweilen in ihren Anspielungen zurück, wenn auch manchmal nach einer recht absonderlichen Exegese. So rief sie z. B. wenn eins der Kinder aus Trotz oder Neid oder sonst ohne rechtmäßige Ursache weinte, dazwischen: „Wart, wart, ich komm mit dem Tröster!“ In dieser eigentümlichen Bezeichnung der Rute ist die Reminiscenz an die bekannte Schriftstelle von dem Tröster, der die Welt strafen werde (Joh. 16, 8), unverkennbar. Das Regiment, das sie über die Kinder führte, die unter ihrer Hand waren, hatte überhaupt mehr den Charakter der Strenge, als der Milde, wie es denn in jener Zeit auch sonst nicht Mode war, mit den Kindern so viel Federlesens zu machen, wie jetzt, wo das kleine Gesindel nicht selten als der Mittelpunkt angesehen wird, um welchen sich das Haus, wenn nicht gar die ganze Welt drehen

tagen = seelzogen; bei Luther so viel wie in den letzten Zügen liegen.

*) „Pogge“ im Plattdeutschen = Frosch. In meiner Großmutter Kindheitszeit wurde das Plattdeutsche noch häufig in den Ostseeprovinzen gesprochen, namentlich in den Seestädten; daher die Reminiscenz.

**) d. i. wie in der Krippe, wie in der Mutter Schoß, aus dem altkirchlichen, wenn ich nicht irre, auch noch in dem alten Rigaschen Gesangbuch sich findenden Weihnachtsliede: In dulci jubilo.

soß. Was Wunders, wenn sich dieses dann auch dem entsprechend beträgt.

Doch wir kehren zu unsrer lieben Alten zurück und zu ihrem Regiment. Das Waschen ging nach Kommando; wollte eins der Kinder dabei Unterschleif treiben, ab und zu einmal den Nacken oder ein Ohrlein mild verschonen, das bekam's zu büßen. Sonnabends aber, an dem großen Scheuertage, wo die kleinen Bengel der Reihe nach abgabadet wurden, walteten Großmutter's Hände mit besonderem Eifer. Vom Scheitel bis zur Zeh wurde der kleine Kerl mit dem wohlthätigen Seiffchaum gesalbt, da half kein Sperteln (sich Sperren), da half kein Prusten über den heißen Schaum, der in die Augen lief oder in den Mund sich verirrte, — die Säuberung mußte „gründlich“ vor sich gehen, und erst wenn das Bürschlein nach allen Regeln der Großmutterkunst gescheuert und getrocknet war, durfte es in Morpheus' Arme sinken, um süß dem schönen Sonntagmorgen entgegenzuschlummern.

Auch sonst hatten wir Kinder der pflichttreuen Großmutter manches zu danken. Unmöglich hätte unsre gute Mutter bei dem großen Hauswesen, das oft über zwanzig Personen am Mittagstisch sah, und bei der Sorge um „die Kleinsten“, auch noch jedesmal um unsern Auszug zu den Winterspielen und unsere Rückkehr aus denselben sich kümmern können. Das hatte die Großmutter auf sich genommen. Nun war's freilich vom Vater streng angefragt worden, daß das Eis nicht probiert werden solle, ehe es fünf Grad oder drüber gefroren habe. Aber das Thermometer hatte offenbar seine Ricken; einem sagte es deutlich, es seien die ersehnten fünf erreicht, einen andern neckte es mit dem Anschein, als ob noch ein Grädchen fehlte. Was blieb bei solcher Charakterlosigkeit übrig, als — wenigstens die ungefährlichen Pfützen auszuprobieren, — und

daß man dabei regelmäßig durchs Eis brach, daran war im Grunde doch nur das dumme Thermometer schuld. Und wenn Troja zehnmal mit Schneebällen gestürmt und wieder verloren wurde, — wer hätte da trocken bleiben können? Oder wenn wir im Spätherbst den unumgänglich notwendigen Graben um unsre neue Festung zogen, so war es doch rein unmöglich, daß es uns hiebei hätte besser ergehen sollen, als allen andern Schanzgräbern in der Welt. kamen wir nun in dem hiebei erklärlichen Zustande, „naß und schmutzig wie die Grasdeumel“ nach Großmutter's Ausdruck, aus dem Feldzuge zurück, so war unser Empfang alles andre, als freundlich und von Siegeskränzen auch nicht einmal die Rede; statt dessen richtete man an uns die für Helden doch fast beleidigende Forderung, trockene Strümpfe, Stiefel und Kleider anzuziehen! — Doch — gegen den Papst giebt es keine Appellation und die Großmutter hielt an ihren Rechten fest — ärger als Bonifaz VIII.

Diese ihre Unfehlbarkeit pflegte sie auch noch jeden Montag in peinlicher Weise geltend zu machen. Sie war nämlich eine treue Freundin der Ordnung. Ihr Gesang- und Gebetbuch kehrten zwanzig Jahre immer zu demselben Platz auf der Kommode zurück, und sie hielt es für notwendig, uns eben so streng zur Ordnung zu erziehen. Jeden Montag hieß es darum, sobald wir vom Mittagstisch aufgestanden waren, und unsere erste Freistunde uns winkte: „Kinder, putzt eure Sonntagskleider!“ War sie schon an und für sich nichts angenehmes, diese Abfürzung unsrer Spielstunden, so wurde sie noch unangenehmer durch Großmutter's scharfe Brille. Wenn wir die Kleider auch noch so gut zusammengelegt zurückbrachten, so wurden sie doch nicht auf Glauben angenommen. Erst mußten einige Schläge mit der Hand den Beweis liefern, daß auch aller Staub gründlich ausgeklopft worden, dann wurden sie aus-

einander genommen und hierauf mit beängstigender Sorgfalt nachgespürt, ob nicht irgendwo eine kleine Spur vom Sonntagsbraten nachgeblieben war. Fand sich dergleichen, so wurden uns die Kleider unbarmherzig zwei- und dreimal zurückgegeben, wobei natürlich eine Vorlesung über das „Ehre dein Kleid, so ehrt es dich wieder“ niemals ausblieb. — — Und wir blöden Thoren! — wir dankten ihr nicht einmal dafür, sondern dachten nur an unsere schmählich verlorene Freistunde!

Man wird nun wohl gemerkt haben, daß die Großmutter nach Art aller Potentaten, deren Stellung ohnehin unerschütterlich ist, nicht grade bemüht war, sich die Liebe ihrer Unterthanen zu erwerben. Gleichwohl hatte sie sich einiger Anhänglichkeit von unsrer Seite zu erfreuen. Das lag erstlich daran, daß sie unserm Appetit niemals Schranken setzte, und daß sie in der untersten Schieblade ihrer Kommode zwei Schätze barg, deren Anziehungskraft selbst schmerzliche Erinnerungen vergessen ließ. Diese Schätze waren das große „Pferdebuch“ und der „Robinson“, das erstere ein großformatiges Kupferwerk zu irgend einer Reitschule, in welchem Pferde in allen möglichen Gangarten und Stellungen abgebildet waren, — das letztere Campes unsterbliches Kinderbuch mit Bildern; — welcher Knabe hätte diesem Zauber widerstehen können, zumal in einer Zeit, wo die Kinderwelt noch lange nicht so mit Büchern und Bildern überschüttet und übersättigt war, wie jetzt! So wurde denn immer über diesen Schätzen und an dem Kindertisch, der in Großmutter's geräumigem Zimmer stand, eine wohlthuende Annäherung vollzogen.

Freilich warm oder zärtlich oder gar sentimental wurde sie nie dabei. Nur zweimal überhaupt in ihrem Leben habe ich sie gerührt gesehen. Das eine mal war's, wo sie der unvergeßlich „schönen alten Zeit“ gedachte, und ihr die

unwürdigen Verirrungen der heutigen Moden und Sitten entgegenstellte. Puder im Haar, hätten die jungen Damen reizend, „wie ein Bäumchen im Reiffrost“ ausgesehen, die Taillen seien schlank zum Umspannen mit der Hand gewesen. In der That fand sich im Schrank noch ein schreckliches, rosa und braun gestreiftes seidnes Nieder aus jenen wohlgeschmürten Zeiten, welches ihrer Schilderung Recht gab, zugleich aber auch die pädagogischen Klagen des berühmten Salzmann über die Nachteile der Schnürbrust in dessen lehrreichem Buch „vom menschlichen Elend“ bestätigte. Da hätte man, fuhr sie fort, beim Tanz nicht geras't und galoppiert, wie jetzt, sondern im graziösen Menuett Pas und Verbeugungen gemacht; da hätte man nicht das Klavier gepaukt und dazu kraus und bunt gekollert (— Übersetzung von Coloratur —), wie jetzt, sondern sitzsame, zarte Arien gesungen, wie z. B.

Ihren Schäfer zu erwarten,
Trallala, Trallelilela.
Schlich sich Phyllis in den Garten,
Trallala, Trallelilela.

Hiebei wurde sie gerührt. Und zum zweitenmale habe ich sie in ähnlicher Stimmung gesehen, als sie, 80 Jahre alt, einen Schwindelanfall bekam, und von mir, der zufällig zugegen war und herzusprang, aufgehoben und in ihr Bett getragen wurde. Daß der kleine Paul, den sie auf ihren Händen getragen, sie „wie ein Federchen“ aufgehoben habe, war ihr gar zu verwunderlich und rührend. „Wie ein Federchen! Wie ein Federchen!“ sprach sie vor sich hin und konnte sich nicht auswundern.

Meine Großmutter war endlich auch eine fromme Frau, freilich etwas nach ihrer Weise. Kein Tag ihres Lebens verging, wo sie nicht aus ihrem schönen alten Riga'schen Gesangbuch ihr Lied und aus ihrem Müller oder Starke

ihr Gebet gelesen hätte, und kein Sonntag, an dem sie versäumt hätte, die Predigt des Tages zu lesen. Die lieben, fünfzigmal durchgeles'nen Bücher waren an den Ecken ganz rund geworden von lauter redlichem Gebrauch. Zu unsrer Schande muß ich's gestehen, daß wir kleinen Unholde ihrer Andacht leider nicht immer die schuldige Rücksicht entgegenbrachten. So wenig ein Sperling länger als fünf Minuten auf einem Ast sitzt, so wenig war es uns kleinen Zugvögeln möglich, unsern Wandertrieb grade um die Bet- und Andachtsstunde der Großmutter unter Schloß und Riegel zu legen. Zu allem Unglück war der letzteren Behausung, die uns unentbehrliche „gelbe Stube“, ein Durchgangszimmer. Eh man sich's versah, war man mitten darin, während die Großmutter las, und wurde seine Missethaten erst inne, als sie, von ihrem Buche aufsehend, die kleine geräuschvolle „Klerisei“ oder „Karamane“ mit einem tüchtigen Donnerwetter überschüttete, das jedenfalls nicht im Texte stand. Natürlich waren die Wandervögel sofort auf dem Rückzug und die Andacht wieder in ihrem gewohnten Gang. Auch sonst war letztere in erregten Augenblicken nicht allemal ein ausreichendes Beschwichtigungsmittel für die aufsteigende Unzufriedenheit, wie wenigstens die beiden Tanten versicherten, die das als nächste Nachbarinnen der gelben Stube natürlich am besten wissen mußten.

Dies Zugeständnis soll meiner Ehrerbietung und Dankbarkeit, die ich für meine Großmutter empfinde — und jetzt gewiß viel lebhafter, als damals, wo ihre Hand noch über mir war, — keinen Abbruch thun. Ebenjowenig soll dies der Fall sein, wenn ich bekenne, daß sie auch von dem leidigen Erbteil, das uns allen anhaftet, der Hoffart, nicht ganz frei geblieben war. Sie hielt viel, fast zuviel von ihrem hellen, klaren Verstande. Freilich nicht ohne Grund; denn meist wußte sie wirklich den Nagel auf den Kopf zu

treffen; aber, — wie das bei päpstlichen Naturen häufig der Fall ist, daß sie auch über ihren Leisten hinaus urteilen, oder vielmehr die ganze Welt zu ihrem Leisten rechnen, so war es auch hier. Z. B. in Betreff meines Lehrers, den der Vater, um sich unsre Vorbereitung für die Universität zu erleichtern, für die letzten zwei Jahre meines Verweilens im Elternhause engagiert hatte. Nach Großmutter's Ansichten mußte ein studierter Mann sich grad und nobel halten und viel „Gegenwärtiges“ (d. h. Geistesgegenwart, Lebhaftigkeit, Repräsentation) an sich haben. Da nun der gelehrte Dr. v. d. S. von letzterer wenig besaß und, was seine Haltung anlangt, recht gebeugt einherging, — Großmutter nannte das „ducknackig“, so war sie mit ihrem Urtheil gleich im Reinen. „Der hat gar nicht studiert,“ hieß es; „ist ein abgelassener Kaufgesell.“ Wir machten nun wohl darauf aufmerksam, daß er eine große silberne Brille trage, Doktor der Philosophie sei, das Zachariä'sche geographische Werk herausgegeben habe und jetzt eben damit beschäftigt sei, Aristoteles' Poetik mit lateinischer, deutscher und englischer Uebersetzung und gelehrtem Commentar herauszugeben, und uns schon jetzt zum Vorschmack künftiger Freuden mit dieser Schüssel bis zur Ohnmacht füttere, — das einzige, was wir erreichen konnten, war, daß sie zugab: „so mag er studiert haben; aber ausstudiert hat er nicht, dabei bleib ich. Hat ja gar kein Gegenwärtiges.“ — Griechisch und Latein ließ sie übrigens in der Erziehung gelten, hatte sogar einen gewissen Respekt davor; denn auch ihr geliebter Friedrich hatte diese Sprachen treiben müssen, um auf die Universität gehen zu können. Was aber die Geometrie anlangt, war sie anderer Meinung, wie wir gleich sehen werden. Um seiner Vorbereitung besser obliegen zu können, hatte sich eines Abends einer der Knaben in Großmutter's Zimmer zurückgezogen. Sei es nun,

daß er über dem pythagoräischen Lehrsatz brütete, und die schuldlos geopfertem Hekatomben ihm tief zu Herzen gingen, sei es, daß er den Satz, daß zwei gegen einander geneigte Linien sich notwendig in einem Punkte schneiden müssen, praktisch ausprobieren wollte, kurz seine Nase war endlich auf das Buch geraten und der Inhaber süß eingeschlafen. Mitleidig brachte Großmutter den Schlastrunkenen, der an jenem Abend gar nicht mehr zu sich kommen wollte, zu Bett, freilich nicht ohne ihr Urteil über „die dummen Fragenbücher“ abzugeben, welche die Kinder nur schläfrig machten. Ja, wenn studierter Leute Kinder noch Baumeister oder solche arme Schlucker, Landmesser, werden müßten; aber wer selbst studieren werde, was solle der damit? Was sie über die Weltgeschichte dachte, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen. Dagegen ist mir das Urteil unserer alten treuen Margarete noch sehr erinnerlich. Ich weiß nicht, wo wir grade waren, ob in Ägypten bei Sesostris, Pheron, Proteus, Rhampsinitus, Cheops, Chephren, Mycerinus, Sifak, Thnephactus und Boffhoris, oder in Babylon bei Evilmerodach, Merigliffar, Nabonedus, Laborosarchod, oder wo sonst es gewesen sein mag, — kurz, die gute Alte hört, wie wir eine große Menge barbarischer Laute abhaspeln, und fragt, was denn das sei. Wir erwiderten, das seien lauter Könige. — „Leben die noch alle?“ fragt sie weiter in aller Unschuld. Wir, über ihre Unwissenheit laut auflachend, belehren sie, daß die Herren schon vor mehr als 3000 Jahren das Zeitliche gesegnet hätten. Da faltet die gute Alte vor Verwunderung und Mitleid ihre Hände und ruft: „Was man doch die armen Kinder mit solchen längst verfaulten Königen plagt!“ — Ich habe meine Großmutter stark im Verdacht, daß sie derselben Ansicht war. Aber, was will man? Sagt nicht auch Herder in seinen „Ideen“ dasselbe, freilich mit etwas

andern Worten, wenn er darüber klagt, daß man die Geschichte noch immer als eine Pathologie des Kopfes ansehe und behandle. — Aber wer hört auf Herder oder auf Margaret! Nach wie vor müssen Gorm der Alte und Harald Blauzahn, ja sogar alle „Teilsürsten“ in die armen Kinderköpfe hinein.

Einen ganz besondern Haß hatte die Großmutter gegen das Turnen, welches in jenen Tagen durch einen jungen Ausländer zuerst bei uns in Aufnahme gekommen war und mit Leidenschaft betrieben wurde. Sie vermied sogar den undeutschen Ausdruck, und nannte die neue Wissenschaft schlechtweg „das Turmsteigen“ oder die „Hosenreißerei“, und meinte, sie sei wohl von einem verhungerten Schneider erfunden worden, der grade keine Arbeit gehabt habe.

Wenn ich droben von dem kleinen Restchen Hoffart sprach, das sich bei meiner lieben Großmutter in einem Herzenswinkel versteckt habe, so bezieht sich das auch darauf, daß sie namentlich auf ihr Verständniß in allen Zweigen einer ländlichen Wirtschaft sich etwas zu gute that. Und Großes hatte sie darin in der That geleistet. Wer verstand sich auf das Butterschlagen, wie sie? Wer spann einen so feinen Wollenfaden, wer verstand es, solche seidenweiche Strümpfe zu stricken? Wer braute so herrliches Bier? Hatte doch das Tergelnsche Bier einen weiten Ruf; war es doch sogar von der ländlichen Muse besungen worden, was einzig ihrem Verdienste zu verdanken war. Wer wußte mit dem Geflügel, wer mit den Bienen so Bescheid, wie sie? — Aber freilich, wie hätte auch sonst ihr Friedrich zum Studieren kommen können! Des Vaters Gehalt war klein; wenn die Mutter nicht den Thaler bei dem Groschen zu sparen verstand, so war an Studieren nicht zu denken. Der Vater hielt das ohnehin für einfach unmöglich; aber ein Mutterherz verzagt nicht so bald. Hatte sie nicht schon

den alten „Kaufgesellen“ Setau ins Haus genommen, von dem ihr Friedrich die schöne, feste Handschrift gelernt hatte, die ihn sein Leben lang auszeichnete? Aber dabei wollte sie nicht stehen bleiben. Der Knabe sollte zum Pastor Reimer in Pension, aufs Gymnasium und auf die Universität nach Dorpat. Das gab Sorgen bergehoch, ja sogar einmal eine rechte Anfechtung, wie wir gleich hören werden. Und diese war es auch, die zu jenem in der Überschrift angekünndigten Erlebnis führte.

„Trine,“ hatte einmal die Großmutter zu ihrer alten Magd gesagt, als sie noch in ihrem lieben Tergeln schaltete und waltete und ihr Friedrich noch ein kleines Bürschlein war, — „warum steht der Platz da links hinter der Wiese so unbebaut? Das Land ringsum ist gut, und offenbar muß da vorzeiten einmal ein Bauerhof gestanden haben; es sind ja noch deutlich die Fundamentsteine zu sehen.“

„War auch einmal ein Bauerhof dort und noch dazu ein großer. Aber man spricht nicht gern davon.“

„Warum denn nicht?“

„Na, so; man soll nicht von ihm reden; er kommt auch ungerufen.“

„Ach so! Wird ja aber wohl so gefährlich nicht sein; wir sind doch beide getauft. Sag nur an, was ist's damit?“

„Nun ja, Frau, wenn Ihr's denn wollt. —“

„Zur Pestzeit lebte dort ein Bauer, der war sehr reich; — aber es war ein böser Mann. Wie er zu seinem Reichthum gekommen, — denn er hatte manches Tönnchen mit blanken Thalern, davon ließ sich nicht viel Gutes sagen. Alte Leute sagten, der Leibhaftige solle ihm nachts das Geld durch den Schornstein herabgeschüttet haben; dafür habe der Bauer ihm seine Seele verschreiben müssen. Klüglinge meinten freilich später, der Bauer sei einzig dadurch so reich geworden, daß er gestrandete Schiffe aus-

geplündert habe, andere sagten, er habe Salz geschmuggelt. Mag sein; wer einmal dem Bösen sich verschrieben hat, lernt jeden Tag etwas Neues dazu; aber ich bleib doch dabei, was die alten Leute sagten. Auf den Bienen-Krisch ist erst gar nichts zu geben; der meint, der Bauer sei durch seine dreißig Bienenstöcke so reich geworden, die er in seinem Garten gehabt. Aber das redet er nur so in den Tag, weil er selbst solch ein veressener Honiggucker ist. Ich laß mir das nicht weismachen. Soviel wirft Honig nicht ab; das sieht jedes Kind.

„Nun, dieser reiche Bauer hatte einen Sohn, sein einziges Kind, und das war ein Erztaugenichts, schlug alles tot; darum gönnte ihm der Vater nichts, und lebten die beiden wie Hund und Katz. Als nun die Pest ins Land kam, und die Menschen starben wie Fliegen an den Pilzen, da dachte der Alte daran, sein Geld beiseite zu bringen. So stand er denn in einer Nacht auf und begab sich heimlich in die Kiege (Dreschscheune); dort grub er ein tiefes Loch. Er meinte, daß niemand es gesehen habe; aber der Sohn muß doch etwas davon gemerkt haben, was der Vater im Sinne hatte. Des andern Tages „um die Schummerstunde“ (Dämmerung) macht sich der Alte wieder dorthin auf, nachdem er den Sohn, wie gewöhnlich um diese Zeit, den Weg nach dem Krüge hatte einschlagen sehen. Sacht legt er die Thür an, und will eben sein Tönnchen versenken, da fällt ihm ein, sich noch in der halbdunkeln Scheune umzusehen, ob nicht jemand da sei, der's bemerken könnte, — und was sieht er? Grad oben auf dem großen Streckbalken liegt auf dem Bauch der Sohn und schielt auf den Vater herab. ‚Du Hund!‘ ruft der Alte in fürchterlichem Zorn; ‚Du glaubst, ich sehe dich nicht, wie du da lauerst, — lauerst auf meinen Tod und auf mein Geld. Aber soll dir nichts helfen! Hasen sollen darüber jagen, Wölfe sollen

drüber hinlaufen, Frösche sollen darüber springen, — aber du sollst nichts von meinem Gelde sehen!“ — Damit ging der Vater aus der Scheune, und schlug die Thür zu, daß sie fast in Stücke flog.

„Und was er gedroht, das hat er gehalten. Eines Tages, wo der Sohn im Krüge betrunken am Boden lag, da hat sich der Vater hinausgeschlichen, niemand weiß wohin, und sein Geld vergraben. Bald darauf ist er an der Pest gestorben und auch der Sohn. Die Stätte aber war wie verflucht; die Gebäude verfielen, bis sie endlich ganz verschwanden. Kein Mensch wollte dort hausen, wo der Böse gewaltet und die verkaufte Seele sich geholt hatte. Einen Landstreicher, der einmal dort in der verfallnen Scheune sein Nachtquartier gesucht, fand man am andern Morgen mit umgedrehtem Halse, das Gesicht im Nacken. Nun wißt Ihr, Frau, warum die Stätte leer ist.“

Manches Jahr war vergangen seit der Zeit, da die alte Trine diese Geschichte der Großmutter erzählt hatte; aber von Zeit zu Zeit fiel sie ihr immer von neuem ein. So auch in dem Jahr, da ihr Friedrich in die Pension kommen sollte, um zu studieren. Es war Ende August oder Anfang September, die Nächte waren sternklar, der Mond schien hell ins Zimmer, — da träumte ihr einmal, sie sähe den alten Bauer, der dort in dem verwünschten Hofe gehaust, leibhaftig vor sich stehen, im weißen, langen, wollnen Rock, wie noch jetzt die Bauern in jener Gegend sich kleiden, den abgetragnen Filzhut auf dem Kopf, die Bastschuhe an den Füßen, — mit seinem magern harten Gesicht, den tiefen, tückischen Fuchsaugen, und mit einem höhnischen Lächeln um die dünnen Lippen.

„Ja, ja; so hapert's also mit dem Geldchen!“ redet er sie, heiser lachend, an. „Seid aber auch dumm genug. Ist viel mehr Geld unter der Erde, als über. Kommt

doch mit, närrische Frau. Den Wolfszumpf kennt Ihr. Seht Ihr gleich dahinter, hart am Kreuzweg, den großen grauen Stein, den der Blitz gespalten hat, und dem Spalt grad gegenüber, zwei Schritt von ihm, die Eiche. Die hab ich gepflanzt. Zwischen der Eiche und dem Spalt, — da, da liegt mein Geldchen, da liegt mein Tönnchen, — da liegt's. Ha! ha!" lacht er noch einmal höhnisch auf, — und weg war er. Die Großmutter erwacht.

Natürlich erzählt sie sofort ihrem Mann den seltsamen Traum. „Der Kreuzweg, der Stein, die Eiche, alles paßt zusammen. Ich bin wohl hundertmal dort vorübergegangen. Denk, Mann, wenn unser Friedrich doch noch zum Studiren käme! Er hat doch wirklich einen guten Kopf!“ — „Ja, ja; wenn der Hättich ein Habich wär! Der Hahn fliegt auf den Zaun, der Storch über's Dach; jeder nach seiner Macht.“

„Aber man könnte doch probieren, lieber Mann; ein bißchen nachgraben könnte doch niemand schaden.“

„Narrenspoffen!“ rief ungeduldig der Alte.

„Wie kannst du das sagen, lieber Mann!“ fuhr sie fort. „Haben nicht die Lieberkühns im Schloß Piltten jetzt die dritte Tochter mit Silber ausgesteuert; drei Duzend Eßlöffel allein! Und das alles aus den silbernen Aposteln, die er dort im alten Klostersgang ausgegraben hat.“

„Mag sein; ob Lieberkühns ihr Silber gegraben oder sonst wo her haben, geht mich nichts an. Mit diesen Schatzgräbereien bleib mir vom Leibe; ich will davon nichts wissen und nichts hören. Man muß sich nicht lächerlich machen.“

Damit stand er auf, nahm sein Mützchen und ging in die Wirtschafft.

Wenn er aber geglaubt hatte, die Geschichte sei damit zu Ende, so war er in großem Irrtum. Einige Tage später hatte er in Geschäften nach Windau zu fahren. Als

er weg war, ließ die Großmutter den Bienen-Krisch*) zu sich rufen, einen alten, erfahrenen Bauersmann, dem sie nicht bloß alle ihre Kenntnisse in der Bienenzucht verdankte, sondern den sie noch fort und fort bei wichtigen Gelegenheiten zu Räte zog; denn der Alte mit den stillen blauen Augen, mit dem freundlichen Lächeln auf den Lippen und dem langen, schlichten Haar, hörte Gras wachsen, wie die Leute sagten.

Als er kam, fand er einen Tisch sauber gedeckt, gebratnen Speck, Pfannkuchen, eine Schale mit Honig und einen Krug vom besten Bier auf demselben. Nachdem er sich's hatte wohl schmecken lassen, begann er: „Nun, Frau, wie haben denn dieses Jahr die Bienchen gearbeitet?“

„Wie Ihr seht; es hat grad nicht gefehlt.“

„Ja, es ist ein Gottesseggen mit diesem kleinen Volk; man sollte es kaum glauben, wieviel Weisheit Gott ihnen in ihren kleinen Kopf geträpfelt hat.“

„Gewiß, gewiß, Vater Krisch; und Ihr habt mir erst die Augen dafür aufgethan. Das danke ich Euch noch heute. Hab Euch auch nie vergessen.“

„Nein, das zu sagen, wär' Sünde. — Aber was nehmen wir denn heute vor? Schwärme einzuheimsen giebt es doch nicht und Honig zu sammeln wohl auch nicht mehr?“

„Wer weiß? Was meint Ihr, Krisch, wenn wir einmal Honig unter der Erde zu sammeln gingen.“

„Warum nicht?“ sagte der Alte halb lächelnd, halb zweifelnd; „wenn's nur da auch was zu holen giebt;“ denn noch mußte er nicht, worauf es hinaus sollte.

Jetzt erinnerte ihn die Großmutter an die Geschichte von dem reichen Pestbauern, erzählte ihm ihren seltsamen Traum und schloß mit der Aufforderung: „Was meint Ihr,

*) Krisch, lettische Abkürzung von Christian.

Vater, wenn wir einmal zu dem großen Stein hingingen und nachgrüben? — Finden wir das Tönnchen, — leer sollt Ihr nicht ausgehen!“

„Des bin ich bei Euch gewiß,“ sprach der Alte, indem er ein nachdenkliches Gesicht machte. „Hab nun wohl solche Geschäfte mein Lebetag nicht betrieben; aber Sünde kann es doch auch grad nicht sein, das Silber aus der Erde zu holen, das der gottlose Narr dort vergrub. Spricht doch unser Heiland selbst von einem Schatz im Acker (Matth. 13, 44), welchen ein Mensch fand, und tadelt ihn nicht, daß er ihn zu erlangen suchte. Was aber den Bösen anlangt, der an solchen Örtern hausen soll, so wird ein kräftig Vaterunser ihm wohl die Wege zeigen. Aber um Mitternacht, hab ich gehört, muß man an die Sache gehen.“

„Ja wohl,“ erwiderte die Großmutter; „ich meine, diese Nacht; der Mond scheint ja hell von neun Uhr ab.“

So jah man denn kurz vor Mitternacht die beiden still neben einander zum Hof hinausgehen, den Krusch mit einer Schaufel auf der Schulter. Kein Wort ward gesprochen. Der Nebel legte sich wie ein großer weißer Schleier über die Wiese. Es wurde den beiden Wandrern wohl etwas eigen zu Mut in der stillen einsamen Nacht, und die Gebüsch am Wolfszumpf, die bald in seltsamen Gestalten aus dem Nebel hervortraten, bald wieder verschwanden, trugen auch nicht grade dazu bei, den Weg behaglich zu machen. Aber die Gegend war ihnen bekannt und bald standen sie vor dem geheimnisvollen Stein.

Der Alte löstete seine Mütze und betete; die Großmutter faltete gleichfalls ihre Hände, dachte an ihren Friedrich, und bat den lieben Gott mit der ganzen Inbrunst eines Mutterherzens, er solle sie doch das Tönnchen finden lassen. — Dann ging's an die Arbeit. Der Boden war weich, Soviel aber auch gewühlt ward, nichts wollte sich

finden. Da — plötzlich schlägt die Schaufel an. Der Großmutter Freude und Spannung kann man sich denken. Das Herz klopfte ihr zum Springen; weiter und weiter gräbt der Alte; es ist etwas Hartes, etwas Rundes; — endlich, endlich kriegt er's fester zu fassen, hebt es mit Mühe in die Höhe, — aber es ist nur ein eingesunkener Feldstein! Alles weitere Suchen und Graben hilft nichts.

Der Alte hält inne, und richtet seine schon etwas schwachen Augen spähend auf einen dunkeln Gegenstand, der sich in der Ferne zwischen dem Nebel am Boden hin und her bewegt.

„Frau,“ sagt er, „es wird nichts; seht Ihr ihn, den alten Lügner, den schwarzen Hund dort, wie er herumspringt und uns auslacht. Daß du in deiner eignen Küche schmortest, bis du gar bist!“ Und damit warf er die Schaufel hin.

Was aber den schwarzen Hund anlangt, so war der alte Krisch diesmal doch etwas im Irrtum gewesen; — es dauerte nicht lange, so kam das Tier aus dem Nebel herangesprungen, und erwies sich als der treue alte Hauspudel, der die Abwesenheit seiner Herrin nur zu bald bemerkt hatte, ihrer Spur nachgelaufen war, und nun mit fröhlichem Springen und Bellen das glücklichste Wiedersehen feierte. Krisch freilich wollte diese natürliche Erklärung nicht wahr haben; jener im Nebel sei ein anderer gewesen — und daß jetzt der Haushund an dessen Stelle erscheine, nur ein neues Stückchen von dem Schwarzen.

Gesenkten Hauptes gingen die beiden nach Hause. Es dauerte eine Weile, bis die Großmutter das Schweigen brach. „Krisch,“ sagte sie endlich, „sprecht nicht davon.“ — „Na, Frau, das braucht Ihr nun wohl nicht zu fürchten,“ erwiderte der Alte ziemlich mürrisch; „haben wir heute uns doch beide zu Narren gemacht.“

Als am andern Tage ihr Mann aus der Stadt zurück-

kehrte, beichtete die Großmutter als ehrliche Ehefrau ihm ihre Thorheit. Der Alte erwiderte nur lächelnd: „Hab ich's nicht gesagt?“ Und damit war die Sache gut.

Unsere Großmutter aber las in jenen Tagen wohl mit noch ganz andrer Bewegung als früher ihr „Befiehl du deine Wege“ oder was sonst unter den schönen Glaubensliedern ihr nach dem Herzen war. Doch dabei blieb es nicht. Eifriger als sonst fütterte sie ihre Hühner, und nudelte sie ihre Gänse und „Kalkunen“ (Puten); fleißiger als zuvor rührten sich ihre unermüdlichen Hände, um die feinsten Strümpfe zum Verkauf nach Riga schicken zu können, auch kam ein Bienenstock nach dem andern zu dem alten Bestande hinzu. Und Gottes Segen war mit ihr; er ließ sie, wenn auch unter mancher Entsagung und Entbehrung, zu jeder Stunde den Groschen finden, der not that, so daß auch ihres Herzens heißester Wunsch in Erfüllung ging. Und als ihr Friedrich ausstudiert hatte, als er gar in das Haus des alten Pastors, an dessen Schultisch er gefessen, als Adjunkt und Schwiegerjohn zurückkehrte, — als auch ihre Töchter Haus und Herd gefunden, da konnte sie nicht anders als oft und oft in Demut ihre Kniee beugen vor ihrem Gott und sprechen: „Herr, du hast Großes an mir gethan; des ist meine Seele fröhlich.“

Indem ich aber diese Zeilen dem Andenken meiner Großmutter widme, das mir niemand antasten soll, wengleich sie manche rauhe Seite an sich hatte, blicke ich gern und mit Dank zu ihr zurück, und küsse ihr im Geist noch einmal die lieben, fleißigen Hände; hab ich doch selbst noch aus den Früchten ihrer Arbeit geerntet.

2. Was der Großvater von seinem Vater hörte.

Doch jetzt ist es Zeit, daß ich auch den Familien-erinnerungen von mütterlicher Seite her einen Platz gönne, und das um so mehr, als sie, wie schon die Überschrift sagt, noch etwas weiter hinaufreichen, als die der Großeltern von väterlicher Seite. Somit lade ich die geehrten Leser ein, wieder in mein Vaterhaus zurückzukehren, wo sie leztthin die Bekanntschaft der etwas wunderlichen Mutter meines Vaters und ihrer Schatzgräberei gemacht haben.

Trübseelig brannten die paar Talglichte auf dem langen Abendtisch des alten Pastorates. Es war eben Stille eingetreten. Man hörte nur das Geräusch der Gabeln und Messer, ein unfehlbares Zeichen, daß das Gericht uns Kindern besonders mundgerecht war. Hätte doch sonst die zahlreiche Schar der eignen Knaben und Mädchen wie der fremden Pensionäre schwerlich ihr halblautes Geschwätz aufgegeben, das gewöhnlich neben der lauten Unterhaltung der Erwachsenen wie ein murmelnder Bach dahinlief. Mit wohlgefälligem Lächeln ruhte das Auge des Vaters auf den Burschen groß und klein und auf den Mädglein mit ihren runden Bausbacken. Er hatte jedesmal seine Freude dran, wenn die Jungen einen tapfern Appetit an den Tag legten; war er doch der Meinung, daß sich dann auch desto frischerer Mut und entsprechende Kraft beim Lernen zeigen müsse, — man wenigstens ein tüchtiges Arbeiten fordern könne.

Nicht weniger freundlich sah die Mutter drein, wenn eins nach dem andern, zumal von den Kleinsten, herankam, um sich noch etwas zu holen. Auch die Großmutter, die sonst in ihrer Kritik nicht zurückhaltend war, und an den Buben und Mädchen bald dies bald jenes zu tadeln fand, war heute besonders wohlwollend gestimmt, weil die Mischung der verschiedenen Wollen, die sie am Nachmittag zu ihrem Gespinnst vorbereitet hatte, in der „Couleur“ ganz besonders glücklich geraten war. Was aber die alte Großtante und die beiden Tanten am andern Ende des Tisches anlangt, so pflegten sie nie den Mittag- oder Abendtisch zum Schauplatz einer lautern Unterhaltung zu machen; dazu waren ihnen ihre Stüblein am Ende des Hauses viel zu traulich und zu lieb. Während man in dem großen Saal noch beim Essen war, ging der Großvater*) in dem dunkeln Nebenzimmer auf und ab. Er pflegte nicht zu Abend zu speisen; dagegen war ihm Bewegung Bedürfnis, und weil er, durch seine Blindheit gehindert, sie im Winter sich nicht im Freien machen konnte, ging er seine bestimmte Zahl Schritte im Zimmer.

Und Winter war es; wenn man es an nichts anderem gemerkt hätte, — an den stockfinstern, mit dickem Eise befrornen Fenstern hätte man's gesehen und an dem pfeifenden Winde es gehört, der sie unter seinen heftigen Stößen erklimren machte und die Zweige des alten Birnbaums unheimlich gegen die Scheiben schlug.

Rrrrr! rollt es plötzlich, von verdächtigem Quielen begleitet, die ganze Saaldecke entlang, während sich die gefaltete Leinwand, aus welcher sie bestand, in langen Wogen

*) Joh. Wilh. Reimer, zur Zeit (1831) Pastor emeritus zu Wahren, schon seit vielen Jahren verwitwet, weshalb wir Kinder unsere Großmutter mütterlicherseits nie gekannt haben, und wenn von Großmutter die Rede war, immer des Vaters Mutter gemeint war.

über dem Abendtisch bewegte. Der Erbauer des alten Hauses hatte nämlich das unschöne Gebälk in dieser seltsamen Weise verdecken wollen, sei es, daß er der Kunst seiner ländlichen Arbeiter zur Anlage einer Gipsdecke nicht vertraute, sei es, daß es ihm selbst an dem geeigneten Material gebrach. Er hatte aber nicht daran gedacht, daß die Spannung der einst straff angezogenen Leinwand im Laufe der Zeit nachlassen würde, und noch weniger war es ihm eingefallen, daß das freche Geschlecht der Ratten sich diese Stätte zum Tummelplatz seiner unersättlichen Leidenschaften erwählen könnte. Leider war beides geschehen. Die bauchigen Säcke über dem langen Abendtisch bewegten sich gefährlich. Jeden Augenblick schien es, als sollten die frechen Räuber, vom Bratengeruch gelockt, durchbrechen und auf die Schüsseln und Teller herabstürzen. Aber dieser Tumult war etwas so Alltägliches, daß niemand darüber erschrak, zumal die Leinwand noch hielt. Nur ein lautes Lachen der Kinder war die Antwort, welche der Wettlauf der Ratten fand. „Kommt! kommt!“ riefen einige dazwischen, „und holt euch etwas, wenn ihr Lust habt!“ — „Wir spießen euch gleich auf die Gabel,“ riefen andere und damit streckten sie das Werkzeug in die Höhe. Die Ratten aber überzeugten sich, daß das Unternehmen für heute aufgeschoben werden müsse; war doch der Menschheit zu viel, die an der Tafel saß. Bald auch war diese zu Ende. Das Gebet ward gesprochen, darauf ein nur allzu geräuschvolles Rücken der Stühle und vieler Knabenfüße und ein Auseinanderlaufen und Springen der kleinen Horde. Zwei oder drei aus derselben aber stürzten sich durch die offene Flügelthür in das anstoßende Zimmer zu dem Großvater.

„Aber heute wieder Geschichten erzählen,“ baten sie schmeichelnd.

„Gern, liebe Kinder. Ich geh mein letztes Hundert,

und dann bin ich zu euern Diensten. Aber was soll's denn heute für eine Geschichte sein?"

„Von Lips Tullian und von Cartouche,“ rief einer der Knaben. „Nein, der Schinderhannes, der war viel schöner,“ schrie ein anderer. „Nein, von Murr und Letter; die waren doch von hier; die Geschichte war so schön, wie sie in Goldingen eingebrochen und die Ballen Seidenzeug gestohlen hatten, und hernach in Hasenpoth gehängt wurden, und wie der Letter nicht einmal ein Paar ehrliche Hosen hatte, um mit Anstand zu baumeln. Großvater, ist es wirklich wahr, daß er nicht einmal ein Paar Hosen hatte?“ —

„Ja, mein Kind; es mußte sie ihm einer aus Mitleid leihen. Ungerecht Gut gedeiht nicht.“

„Ach, die Geschichten haben wir alle schon gehört. Was Neues, Großvaterchen!“

„Eine Wolfsgeschichte,“ schmeichelte die kleine Minna. „Ich lieb Wolfs geschichten, und wenn ich nur zwischen Georg und Großvaterchen sitzen kann, so hab ich gar keine Angst.“

„Dummes Kind,“ erwiderte Georg, „wer hat sich denn hier zu fürchten! Ich hab selbst einen Wolf gesehen. Wir liefen ihm mit Stöcken nach; aber er war uns zu schnell. Auch haben wir im Walde die gefallene Kuh aufgesucht, welche die Wölfe zerrissen und verschleppt hatten. Sie sah gräßlich aus. — Aber wenn Großvaterchen von der Pestzeit erzählen wollte, das wär' schön! Und du hast es uns doch in der vorigen Woche versprochen.“

„Das ist was anderes. Was man versprochen hat, muß man halten. Also von der Pestzeit hab ich heute zu erzählen, und eine Wolfsgeschichte für klein Minnachen soll auch dabei sein.“

Damit lenkte der Großvater seine Schritte dem magern, dünnfüßigen Sofa zu, das am Ende des Saales stand, indem er den Kindern zurief: „jetzt aber setzt euch und seid

hübsch ruhig! — Und wenn die verehrten Damen,“ sagte er mit einer Verbeugung nach der Seite, wo sie gewöhnlich saßen, „uns Gesellschaft leisten wollen, so werden wir uns sehr geschmeichelt fühlen.“ Mutter und Großtante und Tante Lotte nahmen denn auch Platz, jede mit einem Strickstrumpf in der Hand. Minna hatte sich natürlich rasch das sichere Plätzchen zwischen der Mutter einerseits und Großvaterchen von der andern Seite erkämpft und konnte jetzt die gräßlichste Geschichte anhören. Kein Wolf konnte zu ihr gelangen und kein Räuber, so gern er auch wollte.

„So, nun wäret ihr alle also sicher. Du aber, lieber Georg, stell mir das Licht noch hier auf den Tisch, mir grad gegenüber; ich seh es ja freilich nicht; aber es giebt mir doch einen hellern Schimmer. Es erinnert mich an Morgengrauen, — und Gott wird's ja auch wieder einmal für mich Morgen werden lassen nach meiner langen Nacht. Es kommt mir auch vor, wenn das Licht dasteht, und ich euch nah habe, als könnte ich eure lieben Gesichter sehen, — obgleich ich sie leider nicht sehe, — aber ich denke sie mir doch leichter, zumal wenn ich eure Stimmen höre.

„Du Georg fragtest mich einmal, wann und wie wir ins Land gekommen seien. Darüber will ich dir heute Bescheid geben. Es ist da ein kleines preußisches Städtchen Mohrunge; wenn du von Königsberg etwa vierzehn Meilen nach Südwest fährst, kommst du dahin. Aus diesem Städtchen machte sich vor vielen Jahren mein Großvater auf den Weg nach Norden. Es war derselbe Weg, den ein Jahrhundert später ein viel größerer Sohn dieser Stadt, der berühmte Herder, einschlug. Dieser kam erst nach Riga und wurde schließlich Generalsuperintendent in Weimar. Dazu hat er, wie du weißt, nicht bloß den herrlichen Eid und viele andere schöne Sachen gedichtet, sondern auch viele gelehrte Werke geschrieben, und verdient vollauf den Ehren-

platz, den man ihm unter den großen Geistern unseres Jahrhunderts anweist. — Was meinen Großvater bewog, die Heimat zu verlassen, ob er als Hauslehrer, oder wie man in jener Zeit sagte, als „Informator“ oder „Hofmeister“ mit irgend einer adeligen Familie, wie damals so viele, ins Land kam, oder ob er schon Verwandte hier hatte, die ihn herüber riefen, darüber vermag ich euch, liebe Kinder, nichts zu sagen. Möglich daß das letztere der Fall war; denn ein Träger unseres Namens war Pastor in Sallgalln von 1622—65, ein anderer Pastor in Durben von 1648—1703, an demselben Ort, wo später auch mein Vater als Pastor und Propst lebte, und wo ich meine schönsten Kindheitsjahre verbracht habe. Gleichviel, was es war, das meines Großvaters Schritte hieher lenkte, wo er aus des gnädigen Gottes Hand Brot und Dach und Herd empfangen sollte, — gar trostvoll sah es in der Heimat, die er verließ, nicht aus. Viel Kriege waren schon früher dort geführt worden, und der schreckliche dreißigjährige Krieg, der erst vor ein paar Jahrzehnten beendet war, hatte dort, wie überall im lieben deutschen Land, traurige Spuren der Verwüstung und Verarmung zurückgelassen. Aber auch hier, in unserm „Gottesländchen“ Kurland, war's damals wenig besser. Das Volk war arm und unwissend, die Herren oft eigenmächtig und gewaltthätig und des Herzogs Macht gering. Doch wäre es Thorheit, das Elend des Lettenvolks nur den deutschen Herren zur Last zu legen. Es hat freilich unwissende Menschen gegeben, welche die Sache so angesehen, und die armen Letten wegen dieser Unterjochung durch die Deutschen bemitleidet haben. Als ob sie's besser gehabt hätten, ehe die Deutschen, vor jetzt 600 Jahren, ins Land kamen, als ob die Ehsten oder Littauer, wenn sie ins Land brachen, sie sanfter behandelt und ihnen Besseres gebracht hätten, wenn sie im Lande geblieben wären! Waren doch

die Letten zwischen ihren Feinden nach Norden und Süden öfter in solcher Klemme, daß sie die Hilfe der Deutschen suchten und Bündnisse mit ihnen schlossen, um sich jener zu erwehren. So ging es denn, wie es jedem geht, der sich selbst nicht helfen kann. So lange die Welt steht, hat das flügere und stärkere Volk das schwächere unterworfen. Haben's die Römer nicht mit den Galliern gethan und mit den Deutschen, soweit sie's vermochten? Daß es dabei nicht gar sanft hergegangen sein mag, versteht sich von selbst. Wo war es denn anders? Du wirst es uns sagen, lieber Georg, wie das Volk hieß, mit welchem z. B. Karl der Große so harte und blutige Kriege führte, bis er es endlich niederwarf?"

„Die Sachsen.“

„Ganz richtig, mein Sohn. Und so mag's hier auch hergegangen sein. Dazu kommt noch, daß die Schwertbrüder und die deutschen Ritter, die das Land eroberten, mit ihrer Sippe und ihrer Gefolgschaft es hier, wie in Preußen, besonders schwer hatten. Stand doch da Einer oft gegen Hunderte. Wie mancher brave Mann hat da in ungleichem Kampfe sein Leben lassen müssen. Es war auch bei vielen nicht Eroberungssucht, was sie hieher brachte, sondern der fromme Glaube, ein gutes Werk zu thun, wenn sie die blinden Heiden zur Lehre Christi bekehrten, selbst mit Zwang. Und gewiß war es ein Gewinn, ein großer Gewinn, wenn diese armen Wilden bessern Ackerbau, geordnete Arbeit, mildere Sitten und eine reinere Gotteserkenntnis lernten. Jetzt hörten sie doch, soviel Irrtümer auch die Mönche selbst noch mitbrachten, von einem Vater im Himmel, während sie sich früher nur vor dem Donner verkrochen und ihm ihre Opfer brachten; denn Perkun, so hieß ihr Gott, wie noch heute der Donner heißt.

„Aber wie viel Mühe mag es gekostet haben, bis man

die Wälder lichtete, Sümpfe entwässerte, zu ordentlichen Wegen, Häusern, zu Kirchen und Klöstern kam! Daß das ohne Zwang nicht ging, könnt ihr euch wohl denken. So wenig sich die Rothhäute ohne Zwang zu ordentlicher Arbeit bequemen, oder so wenig ihr eure Grammatik oder auch nur das Lesen gelernt hättet, wenn man euch nicht dazu angehalten hätte, so wenig wären die armen Leutchen hier zu etwas Rechtem gekommen, wenn nicht die harten Deutschen zu beiderseitigem Nutzen sie dazu gezwungen hätten. Da der Zwang nicht mehr nötig war, hat man ihn ja auch, wie ihr wißt, gemildert. Darum sollte man der Vorsehung danken, daß sie unsre Väter hieher geführt hat, und nicht, wie einige Narren thun, nur von der Härte und Unbill reden, die das gedrückte Volk erduldet haben soll.

„Das Beste aber, was unsere Väter diesem Volke brachten, war das Evangelium, nachdem einmal der brave Luther das Licht unter dem Scheffel hervorgezogen, den der Papst darüber gestülpt hatte. Freilich ging's auch damit nur langsam. Wären nicht Männer dagewesen, wie der fromme Herzog Gotthard Kettler, der die erste Kirchenvisitation anordnete, und in seiner Kirchenordnung die Gründung von 57 Kirchen, Pastoraten und sogar Schulen befahl; hätten ihm nicht Männer, wie die Superintendenten Stephan Bülow, Alexander Einhorn und unser unvergeßlicher Salomo von Hennig, der Stifter auch unsres Gotteshauses, zur Seite gestanden, den ihr auf dem großen Bilde links in unsrer Kirche mit den Seinen unter dem Kreuze knieen seht, — so wäre man den Papst nur losgeworden, um das Volk über kurz oder lang in noch größere Unwissenheit zurücksinken zu sehen. So lange nämlich der Papst noch Macht hatte, wurden Ritter und Landsassen gezwungen, manches für die Kirche zu thun. Jetzt, wo es mit ihm zu Ende war, wollten viele nichts mehr darbringen, ja sie

suchten sich sogar mit dem zu bereichern, was sie der Kirche geraubt hatten. Es muß arg gewesen sein, wenn solche Männer wie Bülow, nachdem sie sechs Jahre sich gemüht und oft vergeblich gemüht, nach Deutschland zurückkehrten; wenn selbst ein Mann von so viel Weisheit, Frömmigkeit und Kraft wie Salomo Hennig müde ward, den widerwilligen Junkern das der Kirche Gebührende abzurufen. Auch das Volk war so stumpf, so hartnäckig, so wenig geneigt, etwas zu lernen, oder die Kinder lernen zu lassen, daß die armen Prediger ihre bittere Noth hatten und sie kaum von dem Rückfall in das bequemere katholische Zeremonienwerk oder selbst in ihr altes Heidentum bewahren konnten. Werdet ihr es glauben, liebe Kinder, daß noch im Jahre 1631 aus Ruzau, wo später auch mein Vater Pastor war, ganz nah an der preußischen Grenze, berichtet wird, daß die Bauern fast heidnisch leben, ihre Kinder in Littauen katholisch taufen lassen, daß zum Abendmahl fast keiner komme, daß man sogar öfter die Rute zu Hilfe genommen, um sie zum Kirchenbesuch zu bringen. Mögen schöne Christen gewesen sein! Da wurde denn angeordnet, daß niemand getraut oder als Pate angenommen werden sollte, der nicht beten könne. Ihren alten Aberglauben trieben sie heimlich weiter; ihre Toten scharften sie, wohl auch mit heidnischen Gebräuchen, in den Wäldern ein. Gegen diese „Buschbegräbnisse“ hatten die Prediger fort und fort zu eifern. In Heiligen-Alla, in derselben Ruzauschen Gegend, bitten die Deutschen den unglücklichen Pastor doch ja nichts von den Bauern an Kenntnissen zu verlangen. ‚Sollten sie etwas lernen, so liefen sie fort,‘ heißt es, ‚und wir verlieren so unser Gefinde!‘ An einem andern Ort wurden in der Kirche die Namen aller Bauerhöfe nach dem Gottesdienst durch den Küster verlesen, um nachzusehen, ob wenigstens Zwei aus jedem Hof zur Kirche gekommen seien. Ja

wenn noch alle Fürsten des Sinnes gewesen wären, wie der Markgraf Albrecht der Ältere von Brandenburg, dem der Deutsche Orden die Vogtei Grobin für 50 000 Gulden verpfändet hatte, und der (12. Juli 1560) vorschreibt: ‚er wolle als Fürst nicht den Namen haben, daß er die Wolle von den Schafen genösse und sie nicht dagegen die gebührende Weide haben sollten. Darum sollten die Schulen mit tüchtigen Personen besetzt werden. Ingleichen sollten die Pfarrherren die Deutschen und Curen mit Fleiß vermehren, daß sie ihre Kinder fleißig zur Schule halten, da sie nicht allein lesen und schreiben lernen sollten, sondern auch die Curen Deutsch, und beyde, Curen und Deutsche, Lateinisch lernen, damit sie mit der Zeit Gott und Menschen auch nutz sein können. Und soll den Unteutschen sonderlich vermeldet werden, wenn sie ihre Kinder würden zur Schule halten, so wolle Ihro Fürstl. Durchlaucht selbe, so studieren und dabei verharren, aller Dienstbarkeit und Leibeigenschaft ledig lassen, ihnen auch mit gnädiger Vorsehung helfen, daß sie zum Studieren Lust haben und tüchtig seien, ihrem fürgenommenen Studio redlich nachzusitzen.‘ Aber solcher Fürsten, die so dachten, gab’s wenige, und wenn sie auch das Gute gewollt hätten, so hatten sie zu wenig Macht, es durchzusetzen. Jeder war gern Herzog auf seinem eignen Hof, wie denn auch jener Jud, als er hörte, daß ein reicher Baron seinen Sohn die Rechte wollte studieren lassen, treffend genug bemerkte: ‚Ei, was heißt Rechte? Wozu soll er doch studieren Rechte? Lassen Sie ihn doch lieber studieren G’walt!‘ — Darum werdet ihr euch nicht wundern, daß euer Vorfahr in Durben gar trübselig zur Nachricht für seine Nachfolger berichtet: ‚es seien im Pastorate kleine, wenige und doch nicht ganze Fenster gewesen, und die noch waren, über die Hälfte mit Ziegeln verschlagen. Er habe wenig Brot gehabt, weil er

von den Kirchspielsjunkern zwei Jahre lang das Seine nicht habe erhalten können. Er habe sich gar kümmerlich behelfen müssen, daß wenn ihm der liebe Gott nicht anderweit Mittel gegeben, er's nicht hätte aushalten können. Die Pferde hätte er im Vorhause (Flur) halten müssen und den Viehstall ans Vorhaus anbauen; doch seien ihm vor Kälte etliche Stücke Vieh's umgekommen. — Und wie er, so hatten viele zu klagen. Dazu kamen die Kriegsleiden, wo hoch und gering beraubt und bedrückt wurden, wie z. B. der Pastor zu Schloß und mancher andere schreibt, daß ihm die Schweden alles Heu weggenommen hätten. Womit sollte da der arme Mann sein Vieh ernähren?

„Aber wo bleibt die Pest? fragt ihr mich, liebe Kinder. Wartet nur; sie kommt, sie kommt nur zu schnell. Wo der Ackerbau noch so zurück war, wo der Bauer theils aus Dummheit oder Trägheit, theils aus Armut sein Feld nicht rechtzeitig bestellte, oder durch den Dienst bei seinem Herrn, die Frohne, an der eignen Arbeit gehindert ward, — wo endlich Krieg und Verwüstung alles vernichtete, — da, liebe Kinder, gab's alle Augenblick eine Hungersnot, und mit der Not und mit dem Elend zogen die Seuchen, zog auch die Pest ins Haus. Was ich an Not in meinen Jugendjahren mit eignen Augen gesehen habe, das erfüllt noch jetzt mein Herz mit Traurigkeit. Freilich solche entsetzliche Hungersnot, wie jene vom Jahre 1602, habe ich nicht erlebt. Da geschah es, daß Menschen heimlich um des Hungers willen geschlachtet und eingesalzen wurden, wie z. B. von jenem Krüger im Oberlande berichtet wird, der vier Menschen, darunter, wie sich die Chronik ausdrückt, „auch einen feinen teutschen Hofmeister“ geschlachtet und verzehrt habe. Die strengsten Strafen waren auf solche Missethat gesetzt; entdeckte man die Schuldigen, so wurden sie gerädert oder verbrannt, und doch fanden sich immer

aufs neue Menschen, die sich nicht abschrecken ließen, solche Verbrechen zu begehen! Ja, es wurden die Leichen aus den Gräbern hervorgezogen und verzehrt. Wenn nun auch solche schreckliche Zeiten nur selten vorgekommen sein werden, so gab's doch Notjahre, wo ganze Landstriche ohne Brot waren. Da mußte des Gutsherrn Kornkammer erhalten, um die armen Bauern nur vor dem Verhungern zu retten, vorausgesetzt, daß er selbst noch etwas hatte. Auch lesen wir in der That, daß mancher weise und barmherzige Haushalter in solcher Zeit nicht bloß seine eignen Bauern, sondern auch die ganze Umgegend ernährt und am Leben erhalten hat. Aber öfter war auch er von dem allgemeinen Mißgeschick betroffen oder durch Feuersbrunst, Plünderung oder unmenschliche Kontributionen um das Seine gekommen; dann war der Pest der Weg gebahnt. Kranke, vernachlässigte, verhungerte Soldaten, die auf dem Feldzuge zurückgelassen wurden, brachten die Ansteckung in die Häuser, und so ging die Seuche von Ort zu Ort.

„So war es nun auch in jenem unglücklichen Jahre 1710, wo eben der Krieg zwischen Schweden, Rußland und Polen wütete, in jener schrecklichen Zeit, die sich unter dem Namen der Pestzeit der Erinnerung unseres Volkes eingeprägt hat. Noch jetzt werdet ihr unter den alten Leuten welche finden, die euch von ihr nach den Erzählungen ihrer Großeltern zu berichten wissen. Auch mein Vater gehörte zu diesen, und was ich von ihm und andern gehört habe, davon will ich euch jetzt berichten.

„Erst aber seht euch das Bild hier über dem Sofa an, den Mann mit den feinen, milden Zügen, mit der schneeweißen Lockenperücke und mit dem weißen Bäffchen auf seinem Predigerrock, — es ist das Bild eures Urtvaters (Urgroßvaters). So sah er aus in späterer Zeit, da er Propst in Durben war, wo ich meine glücklichsten Kindheits-

jahre verbracht habe, und so steht er, obgleich ich ihn früh verlor, noch jetzt vor meiner Seele. Der Mann, der euch von dort so mild und würdig anblickt, war, als jene Heimsuchungszeit hereinbrach, ein armer, vaterloser Knabe von neun bis zehn Jahren. Ob der Vater auch an der Pest oder schon früher gestorben war, hat er mir nicht berichtet. Er entsann sich nur, daß die Mutter, da es keine Dienstboten mehr gab, selbst in den Stall gegangen sei, um für das Pferd zu sorgen, daß endlich auch sein Hofmeister erkrankt, daß es schlimmer und schlimmer mit ihm geworden sei, und er sich auf den Heimgang gerüstet habe. Der Sterbende habe gebetet und das heilige Abendmahl empfangen; dabei sei der Kelch von seinem Atem ganz schwarz geworden. Das war natürlich ein Irrtum, wie er bei einem in hohem Grade aufgeregten Knaben wohl vorkommen kann; denn das Silber des Kelchs konnte von dem Atem nicht schwarz werden; möglich aber, daß es von früher her durch Feuchtigkeith oder andere Einflüsse fleckig geworden war. — Der Hofmeister, erzählte er ferner, habe ihn ans Bett gerufen, ihm die biblische Geschichte und die lateinische Grammatik in die Hand gegeben und zu ihm gesagt: „Halt sie hoch in Ehren und lern fleißig daraus; denn ich werde dich nicht mehr unterweisen. Wandle vor Gott und sei fromm, so wird es dir wohlgehen. Wenn ich gestorben bin, so geh zum alten Jakob dort in dem nächsten Gefinde (Bauerhof), und bitt ihn, daß er komme und mich begrabe; er wird es thun; er ist ein frommer, treuer und furchtloser Mann.“

„Und so sei es auch geschehen. Bald habe der Hofmeister seine Augen geschlossen; der alte Jakob sei auf des Knaben Meldung gekommen, habe einen Sarg mitgebracht; hernach habe er mit großer Mühe den Gestorbenen in den Sarg gelegt, den sie dann beide ganz allein auf den Gottesacker begleitet hätten. Dort habe der alte Jakob den Sarg

in die Gruft versenkt. — Nicht jedem aber ward es so gut in jener Zeit. Viele starben, von den Ihrigen verlassen, einsam, ohne Handreichung, ohne Pflege, ohne Trost. An ärztliche Hilfe, wenn es solche überhaupt gab, war für Tausende nicht zu denken. Erschütternd sind die Schilderungen dieses einsamen Leidens und Sterbens, nachdem alle geflohen oder weggestorben waren. In unserm alten lettischen Gesangbuch findet ihr Lieder, die dies herzergreifend beschreiben. Aber mitten durch die Klage, mitten aus Angst und Noth und Todeseinsamkeit bricht sich auch die Zuversicht des Glaubens Bahn: ‚Doch du, Herr, bist bei mir; dein Stab und Stecken trösten mich!‘ — Das ist ja auch der Segen solcher ernsten Heimsuchungszeit, daß die Menschen lernen in sich gehen und den Herrn, ihren Gott, suchen. — Ihr müßt nicht glauben, daß es nur einzelne Ortschaften waren, die von der Seuche getroffen wurden. In Grobin z. B., das Durben benachbart ist, war es ebenso. Dort war am 18. Juli 1710 der Pastor Kencel an der Pest gestorben. Das Volk, unter dem schrecklichen Sterben in steter Angst und Traurigkeit, drängte sich darnach, Gottes Trost zu hören; doch fürchtete man die Ansteckung, die in der engen, überfüllten Kirche um so gefährlicher war. Es versammelte sich daher in dem Wäldchen am Pastorat. Da hatte der neue Pastor, Weinmann, ihnen zu predigen und das Abendmahl zu reichen, während bald einer zur Rechten, der andere zur Linken niederfiel. So hatte er zwischen Toten und Lebendigen seines Amtes zu warten. Weil alle Ordnung aufgehört hatte, konnte er auch erst zwei Jahre später feierlich in sein Amt eingeführt werden. — Im Anfange des Jahres 1710 kam die schreckliche Pest, die schon 1703 in Asien und in der Türkei ausgebrochen und durch Polen und Preußen gewandert war, auch nach Riga, welches gerade von den Russen belagert wurde. Sowohl innerhalb wie

außerhalb der Stadt war das Sterben furchtbar. Auch die abgelegensten Inseln in der Ostsee wurden von der Seuche heimgesucht. So hab ich mir von der Insel Ösel erzählen lassen, daß dort erst in Folge eines überaus harten Winters die Saaten verdorben und eine Hungersnot ausgebrochen sei. Die Leute strömten bettelnd in die Stadt und starben, wie man aus dem Kirchenbuch sieht, auch dort öfter an Hunger. Zu allem Unglück kamen da auch noch die Kosaken über den festgefrorenen Sund, verbrannten die Stadt Arensburg und verwüsteten das Land, und nun kam die Pest. In der kleinen ehstnischen Gemeinde starben in vierzehn Tagen 175 Menschen. Von dem Rat der Stadt, der aus neun Gliedern bestand, war nach der Pest nur ein Mann am Leben. Die ganze deutsche Gemeinde war bis auf elf Bürger zusammengeschmolzen. Ganz Ösel war schließlich so von Einwohnern entblößt, daß die Leute, wo sie eine Spur eines menschlichen Fußes im Sande erblickten, dieselbe vor Freude geküßt haben sollen.

„Wie es mit der Ordnung im Lande aussah, wenn oft niemand da war, der darnach sehen konnte, oder Lust und Mut gehabt hätte, sich darum zu kümmern, könnt ihr euch vorstellen. Nicht einmal das ließ sich erreichen, daß die Toten ordentlich begraben wurden. Viele wurden nur kümmerlich eingescharrt; die streng verbotnen „Buschbegräbnisse“ kamen wieder auf und trugen viel zur Verbreitung der Krankheit bei. Oft waren die Leichen nur so oberflächlich eingescharrt, daß sie von Hunden oder Wölfen wieder aus der Erde gezerzt wurden. Oft unterblieb das Begräbniß ganz, namentlich wenn der Tote der letzte im Hause war; dadurch wurde dasselbe erst recht zu einem Herde der Ansteckung.

„Was aber das Allerschmerzlichste in diesen schrecklichen Zeiten war, das ist, daß viele sich nicht zu Gott führen

ließen, sondern im Gegenteil die Not und Verwirrung benutzten, um ihren bösesten Leidenschaften nachzuhängen. Namentlich erwachte die Geldgier. Mancher Raub, ja mancher Mord wurde mit dem Mantel der Pest bedeckt und kam gar nicht ans Tageslicht. Unter den oft nur vermeintlichen Schätzen der Verstorbenen, ja der einsamen Kranken mit räuberischer Hand zu wühlen, war gar zu versuchlich. Um solchem Geschehe, ja vielleicht der Ermordung bei eintretender Krankheit vorzubeugen, vergruben viele, namentlich unter den Bauern, ihr Geld. Grenzmale waren oft nicht vorhanden oder wurden willkürlich und straflos verrückt, wenn die Besitzer weggestorben waren. Karten fehlten meist, so daß man auch später die Sache nicht in Ordnung bringen konnte. So blieb mancher im Besitz des ungerechten Gutes, das er sich in dieser Zeit der Gesetzlosigkeit angeeignet hatte. — Ganze Höfe verödeten. Dem Besitzer des Gutes Schlef, Präsidenten Baron von Behr, starben viele Kinder, dem dortigen Pastor, wie berichtet wird, ‚alle seine zwanzig Töchter.‘ Eine Menge von Gefinden (Bauerhöfen) starben aus. Das Vieh lief mit strotzendem Euter umher, weil niemand da war, der's gemelkt hätte. Die Feldfrüchte verfaulten auf dem Halm, weil keine Hände da waren, sie zu schneiden. So fehlte es anderseits auch an Arbeitskräften, um die Äcker zu besäen. In seiner Not suchte sich der genannte Gutsbesitzer zu helfen, indem er, wo er konnte, Leute, Letten sowohl wie Deutsche, auffing und, wie man erzählt, mit Gewalt zu Leibeigenen machte. An vielen Orten verfielen die meist hölzernen, jahrelang unbewohnten Gebäude gänzlich, namentlich die Bauerwohnungen. So heißt es auch in den Papieren über die Einführung meines Vorgängers an unsrer Kirche im Jahre 1723, daß ‚durch die hinreißende Seuche‘ die Widme dergestalt heruntergekommen sei, daß von einigen

Gefinden nur noch Trümmer vorhanden seien. Nun stellt euch vor, meine Lieben, wie viel Wohlstand durch diese Seuche, die schrecklicher gemüthet hatte, als der ärgste Krieg, vernichtet wurde, wie viel gänzlich verarmte Familien, wie viel unglückliche verwaiste Kinder es gab. Unser armes Volk konnte sich in Jahrzehnten nicht erholen. Was man in glücklicheren Zeiten schon erreicht hatte, das ging rückwärts. Auch mit dem Unterricht des Volkes ging es so. Harte Lasten drückten die wenigen, die noch übrig geblieben waren, und an dem großen Elend wurden oft die treuesten Bemühungen zu Schanden.

„Aber wo bleibt meine Wolfsgegeschichte?“ unterbrach sich der Großvater nach einer kleinen Pause. „Glaubt ihr etwa, ich hätte mein klein Minnachen vergessen? Aber was macht sie?“

„Sie schläft!“ riefen mit Verachtung ein paar junge Stimmen.

„Süßes Kind!“ sagte lächelnd der Großvater, indem er nach ihr tastete und sie streichelte. „Aber ihre Wolfsgegeschichte soll doch kommen und den Schluß machen. Ist sie doch auch eigentlich mehr für euch Jungen. Habt ihr einmal bemerkt, wie sich eine Welle an die andere reiht, wenn man einen Stein ins Wasser wirft? Immer schwächer und breiter werden die Kreise, bis sie endlich nur als leise Bewegung das Ufer erreichen. Aber ausgegangen sind sie doch von dem Stein, der ins Wasser fiel. So steht auch manches von dem, worunter wir jetzt noch leiden, oder bis vor kurzem zu leiden hatten, in Zusammenhang mit jener bösen Zeit. Während man in andern Ländern z. B. mit den schädlichen Raubtieren, den Wölfen, schon längst fertig war, nahmen sie bei uns noch recht überhand. Ganz natürlich. Wenn so viel Jäger weniger waren, nachdem das Land durch die Pest verödet war, hatten diese Räuber desto

mehr Freiheit, sich zu vermehren. So hörte man denn in meiner Jugend in jedem Jahre von dem Schaden, den sie angerichtet hatten. Trotz häufiger Jagden fanden sie sich doch immer von neuem ein. Man hielt Treibjagden, man stellte Fleisch aus und stand auf der Lauer, ja man hielt auch eine andere Art von Jagd, bei der ihr großen Jungen gewiß gern dabei gewesen wäret. Im Winter nämlich, wenn schönes stilles Wetter und gute Bahn war, setzten sich ein paar tüchtige Jäger auf einen Schlitten, ihre Gewehre und Gesichter nach hinten gerichtet. Ein Ferkel, das man für diesen Zweck opferte, wurde in einen Sack gesteckt, oder nur gebunden, und schleifte an einem langen Strick nach. Natürlich quiekte das arme Tierchen dabei nach Möglichkeit. Das sollte es aber auch; denn dadurch sollten die Wölfe herbeigelockt werden. Fuhr man so eine Weile durch den Wald, in welchem die Wölfe hausten, so dauerte es gewöhnlich nicht allzu lange, bis einer oder der andere herankam. Sofort stürzte er sich auf das Ferkel; den Augenblick nahmen die Jäger wahr und feuerten in ziemlicher Nähe auf ihn. Wenn der Weg eben war, die Jäger geübt und man nicht allzu schnell fuhr, so fand der Wolf meist seinen Tod. — Aber noch viel später haben uns die Wölfe zu schaffen gemacht. Ihr kennt ja dort am Rande des Wäldchens die Pferdekoppel, welche ihr auch hier aus dem Fenster sehen könnt. Dort weidete meine schöne Stute mit ihrem prächtigen kleinen Füllen. Es war mitten im Sommer und am hellen lichten Tage. Da kommt solch ein blutdürstiger Räuber und holt das Füllen weg. Wohl hatte die Stute sich zur Wehre gesetzt, wie man wenigstens daraus vermuten kann, daß sie selbst am Schenkel verwundet war; und wenn sie auch an den Hinterfüßen beschlagen gewesen wäre, hätte sie vielleicht dem Wolf den Schädel zerschmettert, so aber hatte sie leider ihr armes Kind nicht retten können.

Ja bis in unser Gehöft kamen diese frechen Tiere. Ich hatte einen schönen, treuen Hund, Fripon. Der bellte auf der Hintertreppe eines Abends im Winter unaufhörlich, so daß es den Leuten auffiel. Aber noch mehr wurde man darauf aufmerksam, als plötzlich sein Bellen aus dem alten, hölzernen Kuhstall her zu unsern Ohren drang. Die Leute eilten, mit Knütteln bewaffnet, hinzu, sahen bei dem kümmerlichen Licht einer Laterne alsbald den Wolf, der sich unter dem gebrechlichen Fundament einen Weg in den Stall gescharrt hatte. Unser Fripon hatte ihn gepackt und biß sich tapfer mit ihm herum. Die Leute stürzten hinzu und schlugen wütend mit ihren Knütteln auf den Wolf. Es gelang ihnen auch, denselben zu töten; aber in ihrer blinden Wut hatten sie leider auch den braven Hund mit getroffen und so arg, daß er nach einigen Tagen starb. So verlor ich meinen Fripon.“

„So seht ihr nun, liebe Kinder, wie auch diese Wolfsplage in gewissem Sinne noch eine Nachwirkung der Pestzeit war. Es sind aber das nicht die einzigen Wölfe, die in die Kuhställe brechen.“

Damit schloß der gute alte Mann. Die nächsten Kapitel werden uns von seiner eignen Jugendgeschichte u. s. w. erzählen.

3. Johannchen und Binchen (Benigna).

„Dort habe ich meine glücklichsten Kindheitsjahre verbracht,“ — sagte der blinde Großvater von dem Pastorate Durben, als er jüngst von seinen Erinnerungen berichtete und schließlich bis zur grausen Pestzeit aufstieg. Und gewiß darf ein Menschenkind, das bei uns in einem ländlichen Pfarrhause das Licht dieser Welt erblickt, vor vielen andern rühmen: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche; mir ist ein schön Erbteil geworden.“

Sind's freilich oft nur alte, baufällige Räume, einfach ausgestattet (zumal in jener Zeit), unsere Pastorate, so wissen sie doch meist nichts von jener dumpfen, drückenden Enge, in welcher es so manchem andern Menschendasein bestimmt war, zuerst zum Bewußtsein zu erwachen und, fast einem kleinen Gefangenen gleich, seine ersten Lebensjahre in düstrier Eintönigkeit zu verbringen. Meist schließt sich an das Pfarrhaus ein größerer Garten; Wald und Flur, Fluß oder Teich pflegen auch nicht weit zu sein, — und was das für eine Kindesseele bedeutet, das weiß nur der recht zu fühlen, der die armen bleichen Stadtkinder, namentlich unsrer Großstädte zu vergleichen Gelegenheit hatte, deren erste Welt, oft auf Jahre hin, ein enger, düstrier Hof ist, und die unter dem Druck der Armut nicht einmal in den flüchtigen Sommertagen ländlicher Freude und Freiheit theilhaft werden. Ist ferner auch in unsern Pastoraten

nur sehr ausnahmsweise ein Überfluß an irdischen Gütern zu finden, so fehlt doch meist auch die niederbeugende Sorge, — und selbst, wo sie sich einstellt, ist sie durch des Glaubens Demut und Mut gemildert, so daß sie dem Kinde am wenigsten vor die Augen tritt. Nirgends hält irdische Not das erwachende geistige Streben nieder, — wenigstens so lange nicht, als noch des Vaters Augen offen stehen. Freilich bleibt auch dort das Leben von dem, was aller wohlgeordnetes Geschick an Leid und Heimsuchung einschließen soll, so wenig unberührt wie anderswo, — und wer könnte sich's anders wünschen! — dazu findet fremdes Leid naturgemäß noch viel häufiger, als fremde Freude, seinen Weg zum Pfarrhaus; doch auch das ist Gewinn im Vergleich zu denen, die ihre Kindheitstage verbringen, ohne der großen Welt des Leides, in der wir mitten inne stehen, auch nur nah gekommen zu sein. Nur Eins mag dem Pfarrhause ferner bleiben, als andern, — die unruhige Hast des Erwerbens mit allem Zwiespalt, den sie gebiert, der endlose Streit der Eitelkeit und Hoffart mit all den Verbitterungen, die sie im Schoße tragen. Das Wort Gottes, das täglich von dorthier verkündet wird, gießt seinen Friedensodem über das Haus und glättet die Wogen, auch wo sie, wie in jedem Menschenleben, ihr unruhiges Haupt erheben; die Gemeinschaft des Glaubens und des Gebets und die Teilnahme an den schönen Gottesdiensten des Herrn geben selbst den verschiedensten Lebensaltern und Charaktern ein wohlthätig einendes Band. Angehörige, Freunde, liebe Nachbarn pflegen sich gern im Pfarrhause zu sammeln, — für manche der erstern ist es selbst in vielen Fällen die nächste und gern geöffnete Zufluchtsstätte, — so daß selbst die Einsamkeit des Landlebens nicht zur Öde und Eintönigkeit herabzusinken vermag, und das Kind von seinen frühesten Tagen an nicht ohne Anregung bleibt.

Das alles ward auch unserm Großvater Joh. Wilh. Reimer, dem Sohne des Propstes Paul Friedrich Reimer in Durben, in seiner Kindheit reichlich zu theil. Unter den Sonnenblicken der Vater- und Mutterliebe wuchs „Johannchen“ fröhlich empor, ein herziges Kind mit blauen Augen, lockigem Haar, ein Liebling aller. War es ein Erbtheil des Vaters, dessen Angesicht uns noch heute so mild aus dem mehr als hundertjährigen Pastellbilde anschaut, war es eine Mitgift der Mutter, die in hervorragender Weise bis in ihr hohes Alter hinein sich der Menschen Herzen zu gewinnen und zu bewahren verstand, — ein reicher Schatz an Liebe wohnte in diesem Knaben, eine Weichheit des Gemüths, die kein fremdes Leid unbewegt ansehen konnte, — was sich später oft zum eignen Schaden geltend machte, — ein Frohsinn, der auch dem Schwersten gern etwas Versöhnendes abgewann, und nie glücklicher war, als wenn er andere fröhlich machen konnte, ein muntres, aufgewecktes Wesen, — kein Wunder, daß er den Hausgenossen, wie den Fremden, den Alten sowohl, wie den kleinen Geschwistern lieb und wert war.

Doch kein Paradies ohne Schlange! — O nein, — das wäre zu hart; eine Schlange war sie nicht, die hagere, verbitterte Tante Bertha. Sagen wir lieber: „Keine Rose ohne Dornen;“ scharf und spitzig wie ein Dorn war sie in der That; bedrohend, ja verlezend stand sie namentlich inmitten der fröhlichen, glücklichen Welt, die sich um sie bewegte. Jemand zu verwunden, schien ihr mehr Freude als Kummer zu bereiten; für Kinderthränen hatte sie vollends weder Gefühl, noch Verständnis, wie Johannchen und sein kleines Schwesterlein Binchen (Abkürzung von Benigna) leider nur zu oft zu erfahren hatten. Die beiden allerjüngsten im Hause waren glücklicherweise noch so klein, daß sie mit der gefürchteten Tante in keine Berührung kamen.

Und was war die Ursache all dieser Bitterkeit und Härte?
Rückert singt:

Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
Doch das Herz hofft immer weiter.
Daß es hoffen und hoffen mag,
Das ist des Herzens Wellenschlag.

Aber nicht jedes Menschenherz erträgt das Scheitern seiner Hoffnungen mit gleichem Mut, nicht jedes weiß dieselben, je mehrere ihrer ohne Rückkehr hinabsanken, nur desto fester an andere, unwandelbare Ziele zu heften, die kein trügerisches Spiel uns rauben kann, — nicht jedes weiß sich in Gottes Rat zu ergeben und seinen Frieden in dem zu finden, was seine Gnade auf Erden uns gab oder ließ, und in dem, was sie uns in jener Welt verheißt. Es giebt ihrer leider nur zu viele, die mit unbeugsamer Zähigkeit an den eigenen Traumgebilden festhalten, Gemüther, die durch jede Enttäuschung nur desto heftiger sich mit ihrem Geschick verfeinden und die ganze Welt für das, was ihnen versagt blieb, verantwortlich machen, und namentlich ihrer Umgebung, wie freundlich sie auch sei, oft nur mit unverdientem Haffe lohnen. Selbst eines Kindes fröhliches Lachen, sein Scherz, seine Ausgelassenheit, finden vor dem verbitterten Gemüt keine Gnade; im Gegenteil, je fröhlicher, je lauter, je unbefangener diese Stimmen sind, desto schriller, desto widerwärtiger klingen sie in die eigne Traurigkeit, den eignen Haß hinein. Trifft sich's nun gar noch, daß Hausgenossen oder Nachbarn da sind, welche die wunden Stellen nicht zu schonen verstehen, sondern sie geßliffentlich mit roher Hand berühren, so wird die Verstimmung nicht selten bis zu einem Grade gesteigert, der jeden Verkehr aufhebt oder selbst für die Bestgesinnten in hohem Grade peinlich macht. Und das war hier der Fall. Zwei Onkel, — (in welchem nahen oder fernen Verwandtschafts-

grade sie zu ihr oder zum Hause standen, bleibt unentschieden; bekanntlich heißt in der „kleinen Welt“ jeder Herr, der nicht der Vater ist und doch irgendwie dem Hause angehört, ein „Onkel,“ und aus Johannchens Munde berichten wir ja) — hatten ihre Freude daran, Jungfer Bertha, die ihr vierzigstes Lebensjahr glücklich überschritten, in jeder Weise zu necken und sie an Jugendträume und Täuschungen boshaft zu erinnern.

Klein Johannchen nun, das muntere Bürschlein, hatte, wie gesagt, vor allen unter der übeln Laune der bösen Tante zu leiden, vielleicht mit deswegen, weil er aller andern Liebling war. Was er auch that, — alles war ihrer Ungnade gewiß, die sich täglich in Wort oder That bemerkbar machte; wir sagen nochmals: auch mit der That. Die Tante nämlich, die als tüchtige Wirtin und wackere Gehilfin der Hausfrau ihr Zimmer an dem Küchenende des Hauses gewählt hatte, führte dort ein eisernes Regiment, wozu die Roheit und der diebische Sinn der Dienstboten vielleicht reichlichen Anlaß bieten mochten. Peinlich in ihrer Ordnung, wie in ihren Forderungen, hatte sie täglich zu schelten, und dabei fiel für den „Schweine-Peter,“ dessen Nachlässigkeit nicht selten Einbrüche der zuchtlosen Herde in den Gemüsegarten verschuldete, oder die unverbesserlich faule „Gänse-Grete“ in der That mancher pädagogische Schlag ab. Um in nichts vor den Anforderungen ihrer Zeit zurückzustehen, war die gute Tante, wie unsere Großmütter und zum Teil unsere Mütter noch, natürlich eine fleißige Lichtzieherin. Darum stand denn auch in ihrer Handkammer stets ein wohlversorgtes Bündel Stäbe, Lichtspieße genannt, nicht bloß, um hervorgehakt zu werden, so oft der schreckliche Tag des schmelzenden Talges erschien, sondern auch, wie bei den römischen Viktoren, als Insignie der Herrschaft. Flugs war im gegebenen Moment ein Lichtspieß aus dem

Bündel heraus, um zu dem strafenden Wort das Ausrufungszeichen den Missethättern auf den Rücken zu schreiben. — Auch Johannchen hatte damit Bekanntschaft gemacht, oft ohne recht zu wissen, was er verbrochen. Er trug nur die Erinnerung davon, daß die Tante „heute wieder einmal sehr böse gewesen.“

Solch eine Scene hatte eben an dem „Tantenende“ gespielt, als Johannchen mit verweinten Augen durch den Saal kam, wo die nichtsnutzigen Onkel plauderten und ihre langen Pfeifen rauchten. So wenig sie sich sonst um den kleinen Jungen kümmerten, so wandten sie ihm doch diesmal ein huldvoll teilnehmendes Auge zu.

„Tante wieder einmal böse gewesen?“ fragte einer von ihnen.

„Ja.“

„Aber du thust ja auch nichts, um ihre Gunst zu gewinnen. Wenn du klug wärest, thätest du schön, brächtest ihr ein Ständchen; dann hättest du Nüsse und Honig, wie viel du willst, und Saft und Pfannkuchen.“

„Was ist ein Ständchen?“ fragte das arme Büblein.

„Das heißt, Junge, du mußt der Tante früh morgens zum Geburtstag etwas vorspielen, vorsingen. Willst du das?“

„Ja, gern, gern, lieber Onkel, wenn ich nur was wüßte.“

„Da kann Rat werden,“ sprach der Arglistige; „komm nur heute herüber zu uns,“ — sie wohnten in einem Nebengebäude („Herberge“) — „ich will dir's schon anzeigen.“

So ging denn klein Johannchen hinüber und lernte von dem mutwilligen Onkel einige Striche auf der Violine und ein Liedchen, um der Tante Herz zu erfreuen.

Bald erschien auch der erwartete Geburtstag, und früher als sonst war das Bürschlein auf den Beinen. Mit seiner Violine stellt es sich vor die Kammerthür der Tante, fängt

auf des Onkels Wink an zu spielen und, ohne zu ahnen, was es bedeute oder welches die Wirkung sein könnte, mit seinem hellen Silberstimmchen zu singen:

Ach! Gretel, ach, Gretel! wie ist die Liebe so süß,
Wie hüpfet das Herze, wie springen die Füß!

Plötzlich fliegt die Thür auf, und die hagere Tante, den gefürchteten Lichtspieß in der Hand, auf den unschuldigen Kleinen zu. Bohnige Worte, böse Schläge gab es in Menge, — und weinend schleicht sich Johannchen von dannen. Kein Wort der Theilnahme wird ihm geschenkt, selbst nicht von den häßlichen Onkeln, die ihn doch einzig ins Unglück gebracht haben, und jetzt nur im Hintergrunde sich köstlich amüsieren, daß sie der alten Jungfer den Schabernack gespielt haben.

Wohl darf ich voraussetzen, daß meine Leser eben so sehr, wie ich, davon überzeugt sind, daß dieser rohe, unziemliche Scherz und Johannchens Mißgeschick nicht verdienten, dem Lose jahrelanger Vergessenheit entrissen zu werden. Und gewiß wäre dies auch nicht geschehen, wenn nicht gerade aus diesem Scherz, wie eine weiße Wasserlilie aus dem trüben, moorigen Grunde, eine edle und noch dazu unvergängliche Blüte hervorgewachsen wäre. Wie aus Sauls finsternem, ungerechtem Zorn die fleckenlose Lilie der Freundschaft Jonathans und Davids entsproß, — so ward auch hier in Anlaß dieses blinden Zornesausbruchs ein Herzensbund der Bruder- und der Schwesterliebe geschlossen, der bis zum späten Grabe nicht erkaltete. Kaum hatte nämlich Johannchen sich in ein einsames Zimmer zurückgezogen, um seine Thränen auszuweinen, so erschien Binchen, setzte sich teilnehmend zu ihm und sagte, wie erklärend, wie beschwichtigend und, trotz seiner fünf Jährchen, doch schon richtig von dem Instinkt des Herzens geleitet: „Die Tante ist so böß, — so böß! Auch die Onkel sind schlecht. Keiner liebt

dich. Aber ich werd' dich immer lieb haben!" Damit warf sie sich ihm um den Hals, schlang ihre zarten, runden Armchen um ihn und küßte ihn heiß, während aus ihrem schönen, blauen Kindesauge die vollen heißen Schwesterthränen auf Johannchens Wangen niederrannen. Dann erzählte sie ihm von einem neu entdeckten Vogelneß, von ihren Puppen und was sie alles gethan oder nicht gethan hätten, und wie es durchaus notwendig sei, ihnen heute ein neues Haus zu geben, mit zwei Zimmern. Johannchen, der sei so klug, der werde es gewiß im Garten bauen; ein Brett habe sie schon, u. s. w. Nach wenig Augenblicken liefen sie denn auch schon hinaus in den Garten, und unter des neuen Hauses Freuden und Sorgen war das unglückliche Ständchen und aller Herzenskummer bald vergessen.

Man achtet im ganzen wenig darauf, was alles dazu beiträgt, Kinderherzen einander näher zu bringen oder von einander zu entfernen. Oft sind es ganz geringfügige Erlebnisse in dem täglichen Thun und Treiben der kleinen Welt, die dazu mitwirken. Wichtig in den Augen der Fremden, werden sie gleichwohl in hohem Grade bedeutungsvoll für die Beteiligten. Ein gemeinsam erduldetes Ungemach, ein Zug der Liebe, der Selbstaufopferung, in welchem sich das innerste Leben und Denken erschließt, reicht hin, um eine für alle Zeiten unvergeßliche Erinnerung zu bilden, und eine aufrichtige und dauernde Freundschaft zu begründen, oder ein schon bestehendes Band geistiger Gemeinschaft zu verstärken. So sollte es auch mit den beiden Geschwistern sein, von denen wir sprechen.

In unsern Landen geschah es und geschieht es auch wohl jetzt nicht selten, daß Kinder der Gemeinde, namentlich in harter Winterzeit, nicht in die ungeheizten Kirchen zur Taufe gebracht werden, wo die Gesundheit derselben

zumal bei schwächern Kindern, unvermeidlich mancher Gefahr ausgesetzt bliebe, sondern ins Pastorat. So bekommen des Pastors Kindlein denn schon früh eine Taufe zu sehen. Daß sie dabei andachtsvoll zuhören und aufmerken und, was sie sehen und hören, sich nach ihrem Sinne zurechtlegen, ist ebenso natürlich, wie das andere, daß sie, nachdem die Taufgäste kaum dem Pastorat den Rücken gekehrt haben, ihrerseits Taufe untereinander feiern. Das war denn auch im Pastorate Durben öfter geschehen, und hatte dabei Johannchen mit Würde und Nachdruck Binchens Puppen groß und klein getauft. Die junge Mutter war auch stets mit seinen Diensten zufrieden gewesen, und hatte nur ab und zu auszusetzen gefunden, daß er ihre Kinder zu tief ins Wasser getaucht hätte, wodurch sie ihres Angesichtes blühende Farbe verloren und bleichsüchtig geworden, ferner daß er etlichemal sogar ihre Kleider mit ins Wasser getaucht, was doch Vater mit keinem Taufkinde thue. Doch, muß man hinzufügen, hatten sich die lieben Puppen stets wieder erholt, auch war die Freundschaft der Geschwister niemals ernstlich bedroht gewesen. — Nur Eins hatte der Vater bei diesen Spielen untersagt: es durfte weder seine Agende, noch die heil. Schrift dabei benutzt, ebensowenig das Vaterunser oder sonst ein Gotteswort dabei mißbraucht werden; da es aber doch ohne Buch nicht ging, so wurde eine alte lateinische Grammatik zu solchem Gebrauch gestattet. Dadurch entstand eine glücklicherweise unschädliche Kezerei, nämlich, daß Binchens sämtliche Kinder von Johannchen „auf den Namen der Grammatik,“ aber sonst ganz mit Ton und Würde des Herrn Präpositi zu Durben getauft wurden. Ich kann nicht leugnen, daß es nach meinem Geschmack besser gewesen wäre, diese Art kindlicher Spiele freundlich, aber bestimmt den lieben Kleinen ganz zu untersagen. Doch ich darf als getreuer Berichterstatter

auch die mancherlei Schwächen nicht verschweigen, die meinen Vorfahren angehaftet haben; jedenfalls muß ich aber die Versicherung geben, daß die erwähnte Nachahmung väterlicher Amtsthätigkeit ohne Arg gestattet und ohne Arg geübt wurde.

Heute war nun ein Tag, der ganz besonders zu einem solchen Fest geeignet schien; denn gestern war bei einer Knechtshfamilie auf dem Pastoratshofe Kindtaufe gewesen; Binchen aber hatte nicht bloß der Taufhandlung wie sonst zugehört, sondern auch alle Zubereitungen zum Taufschmaus, das Kuchen- und Brotpacken u. s. w. mit der ganzen Neugier einer zukünftigen Hausfrau verfolgt. Heute waren zufällig Vater und Mutter gegen Abend ausgefahren und auch die böse Tante zu den Nachbarn gegangen, glücklicherweise nicht ohne Binchen durch die übliche Sonntagsgabe an Zwieback, Syrup und Rosinen erfreut zu haben, welche zur Anfertigung der Puppenmahlzeiten unerläßlich waren. So waren denn auch alle Kuchen gebacken, die Tische gedeckt, die Kinder zur Taufe angezogen. Johannchen, voll Würde in Mutters schwarzer Schürze und einem improvisierten Bäffchen, stand zur Handlung bereit, — als Binchen traurig bemerkte: „Aber wir haben keine Paten; ohne Paten kann man nicht taufen.“

Und hier war wirklich guter Rat teuer; wohl gab's zwei kleinere Schwestern in der nahen Kinderstube, auch hätte die eine zur Not wohl stehen können, wenn es überhaupt nur möglich gewesen wäre, sie zum Stillstehen zu bewegen. Leider war dafür wenig Aussicht vorhanden. „Sie ist so dumm!“ sagte Binchen verdrießlich und gab diesen Plan als unausführbar auf. Von dem andern Schwesterchen, das noch in der Wiege lag, konnte vollends nicht die Rede sein.

Da wirft Binchen zufällig ihre Augen auf zwei schwarze,

hölzerne Engel, die seit undenklichen Jahren als Zierat oben auf dem alten, großen Schrank im Eßzimmer thronen.

„Ach, wenn man die Engel herunterkriegen könnte! Die könnten schön Pate stehen!“ seufzt die Kleine und sieht dabei Johannchen so bittend an.

„Die hol ich herunter:“ erwidert er. Wo es zu klettern gab, war der kleine Bursch mit Freuden zur Hand. So wird denn nicht ohne Mühe und Qual von den beiden Gnomen ein Tisch endlich an den Schrank hingezerrt; Johannchen steigt flugs auf denselben und ist im Nu oben auf dem staubigen Schrank. Nicht allzu fest saßen die guten Engel; mit einigem Zerren und Rücken sind sie richtig mobil gemacht und bald glücklich am Boden.

„Pfui! wie sie schwarz und schmutzig sind!“ ruft Binchen enttäuscht; „meine Kinder werden erschrecken.“ Und in der That waren sie nicht bloß häßlich schwarz, sondern als beliebter Sommerstz der Pastoratsfliegen auch gründlich schmutzig.

„Wenn man sie abwaschen könnte!“ bemerkt der weise Bruder.

„Ja, das ist wahr! Ich weiß, wo Vaters Rasierseife ist; wir wollen die Seife und den Pinsel nehmen und einen großen, großen Schaum machen, . . . so groß! Dann werden sie gewiß ganz weiß.“ Damit war Binchen wie ein Vögeln aus dem Zimmer geflogen und alsbald mit der genannten Seife zurück.

Jetzt begann die Wäsche mit allem Eifer. Sie ließen sich auch den Schaum und das Scheuern gefallen, die lieben Engel; aber Art läßt nicht von Art. Zur Not wurden Nase und Wangen, Ellbogen und Kniee etwas bläulich oder bräunlich, im übrigen blieben sie schwarz. Doch wurden sie endlich tauglich befunden und hingestellt. Sie standen nicht schlechter als so manche andere Paten in der Christenheit.

Die Taufe ging in gewohnter Würde, ganz im Ton des Herrn Präpositus vor sich. Binchen küßte ihre Kinder zärtlich, freute sich, daß sie neue Namen hatten, und legte sie, wohl eingehüllt, sacht und mütterlich schlafen. Darauf ging es an den Tauffchmaus, von dem auch die alte Wärterin und die beiden jüngsten Schwesterlein in dem Kinderzimmer etwas abbekamen, und der gleichfalls zu allgemeiner Zufriedenheit ausfiel. Der Tag neigte sich zu Ende, und als die Sonne unterging, lagen Johannchen und Binchen nach vollbrachtem Tagewerk so süß und lieblich in ihren Bettchen, wie je zwei Kinder nach einem schönen Sonntag schlafen können.

Gegen Morgen war Binchen im süßesten Träumen; alle ihre Puppen waren Feenköniginnen oder Prinzessinnen und stolzierten mit den prächtigsten Kleidern und strahlenden Kronen umher; es war eine Wonne sie anzusehen, — da ruft plötzlich eine tiefe Bassstimme dazwischen: „Binchen!“ — War das Traum oder Wirklichkeit? — Noch einmal klingt's im Traum: „Binchen! Binchen! wo hast du meine Seife gelassen?“ Die Kleine erwacht und sieht mit den noch halb schlaftrunkenen Augen des Vaters sonst so mildes, jetzt aber doch merklich ernsteres Gesicht über sich. Er hat seine Seife vermißt und von dem Kindermädchen die Auskunft erhalten, Binchen habe sie wohl gestern gehabt. Zuerst wußte natürlich die kleine Mißethäterin nichts von Himmel und Erde und darum auch nichts von des Vaters Seife; aber endlich fing es in ihr an zu dämmern: „Ach ja, lieber Vater, wir haben gestern die Engel gewaschen; sie muß wohl im Eßzimmer sein.“ Ein paar freundschaftliche, übrigens wohlverdiente Klaps wurden Binchen, als heilsame Warnung für die Zukunft; zu teil; dann ward die Seife glücklich gefunden. Die Mutter fügte noch von sich aus ein kleines Strassitzen hinzu, mit „dreimal rund stricken, ohne Maschen fallen zu lassen,“ Johannchen aber

mußte das ganze a, b = ab bis na, ne, ni, u. s. w. wiederholen und eine halbe Stunde im Winkel stehen, die ihm wie eine schreckliche Ewigkeit vorkam. Die gemeinsam erduldeten Leiden knüpften die Bande geschwisterlicher Liebe, welche Johannchen und Binchen vereinten, nur noch fester.

Und noch einmal sollte dies geschehen, freilich durch ein Ereigniß viel ernsterer Art.

Es waren ein paar Jahre verflossen, da gingen eines Tages die beiden Geschwister, — die unzertrennlichen hätte man sie nennen können, — in dem großen Pastoratsgarten spazieren; es war September und der große alte reichbeladene Birnbaum gerade in seiner schönsten Pracht.

„Sieh, Johannchen, die herrlichen Birnen dort ganz an der Spitze, so gelb!“ rief Binchen. „Wenn du die herunterholen könntest!“

„Wie nichts!“ antwortete der feurige Knabe. In demselben Augenblick macht er sich schon ans Klettern. Schnell genug war er oben; aber leider hatte es vor wenigen Stunden geregnet. Die Äste waren noch naß, und während er sich streckt, um die ersehnten Birnen zu brechen, gleitet sein Fuß von dem stützenden Ast. Er stürzt aus der nicht unbedeutenden Höhe herab und zwar so unglücklich, daß er nicht einmal im Fallen einen Ast ergreifen kann, sondern mit seiner ganzen Schwere zu Boden fällt. Er hat sich sehr weh gethan; kaum ist die erste Betäubung vorüber, so stellt sich heraus, daß der Arm gebrochen ist. Man denke sich Binchens Schreck und Herzeleid. Mit lautem Aufschrei läuft sie unter strömenden Thränen von dem am Boden liegenden Bruder nach den Eltern. Man kommt zu Hilfe, man bringt ihn ins Haus. Der Arzt wird geholt, ein Verband angelegt; aber lange, schmerzerfüllte Wochen folgen dem Unfall. Binchen weicht nicht von dem kranken Bruder; klingt es ihr doch in den Ohren: „Dir zu liebe

erstieg er den unheilvollen Baum! Um deinetwillen hat er diese Schmerzen auszustehen, wenn er nicht gar ein Krüppel wird für sein ganzes Leben.“ Mit welchen Gebeten, mit welchen Thränen schrie sie zu Gott, daß er ihrem armen Bruder helfe, daß er ihn gesund werden lasse! Was sie nur ersinnen konnte, das bot sie auf, um ihm die langsam hinschleichenden Tage und Stunden zu kürzen, und sein Herz zu erfreuen. Es war ihr, als hätte sie ihr Leben lang eine Schuld an ihn abzutragen.

Gott hatte ihr Gebet erhört; als die langen Warte- tage vorüber waren und der Verband abgenommen werden konnte, erwies sich der Arm als glücklich geheilt. Auch später bereitete er, abgesehen von einigen Schmerzen zur Zeit des Witterungswechsels, keine weitere Beschwer.

Die treue Geschwisterliebe aber, die in jenen Schmerzens- tagen neue und tiefere Wurzeln getrieben hatte, bewahrte ihre Innigkeit und Stärke ungeschwächt bis zu jenen fernen Tagen, wo der Tod Johannchens und Binchens müde Augen schloß.

4. Lauter Scheiden.

Über diese schöne, sonnige Kindheitszeit zog ein dunkler, thränenreicher Tag herauf. Es war des Vaters letzte Krankheit, des Vaters Tod. War auch Johannchen noch nicht alt genug, um die ganze Größe des Verlustes und die weitgreifenden Folgen desselben vollständig zu übersehen, sein weiches Kinderherz fühlte ihn gleichwohl tief genug, und das stille, verödete Haus, die weinende Mutter gaben ihm eine Ahnung davon, wie vieles anders geworden war, seitdem der Vater die Augen geschlossen hatte. Aber das war noch nicht das Ende der Kümmernisse, die ihn treffen sollten. Die Stunde kam, wo er das Elternhaus verlassen mußte. Sein Unterricht durfte nicht unterbrochen werden, anderseits war es der verwitweten Propstin unter den völlig veränderten Verhältnissen ganz unmöglich, den Sohn weiter im Hause unterrichten zu lassen, ja überhaupt nur ihre Kleinen alle bei sich zu behalten. Unter solchen Umständen war das Anerbieten des Barons Schr. in U., ihren Sohn mit dem seinen von einem „Hofmeister“ erziehen zu lassen, zu vorteilhaft, als daß sie es hätte von der Hand weisen dürfen. Und doch war der Tag so schwer, so schwer, wo sie mit ihrem Sohn nach U. fuhr, um ihn seinen neuen Pflegern anzuvertrauen! Wer mochte es ihr verargen, wenn sie ihr Kind beim Abschied so inbrünstig umarmte, als ob das Herz ihr bräche, wenn ihre Thränen unaufhaltfam

flossen! Es ist ein großer Abschnitt im Leben einer Mutter, der Tag der ersten Trennung, ein schwerer Schritt, wenn man zum erstenmal sein Kind in fremde Hände giebt. Viel Herzensgespräch mit Gott geht der Stunde voran, viel folgt ihr nach. Und nun ist's noch etwas anderes, wenn man mit gleicher Zuversicht, wie einst Hanna, da sie ihren Samuel in das Haus des Herrn brachte, sprechen kann: „Ich gebe ihn dem Herrn, weil er von dem Herrn erbeten ist,“ — eine Zuversicht, die nur da statthaben kann, wo man den Geist des Herrn spürt, der das Haus erfüllt; — oder wenn man wenigstens als Gleichberechtigte hintritt, da man sein Herzenskleinod fremder Obhut übergiebt, — und wieder etwas anderes, ach! so viel Schwereres, wenn man als Wohlthat empfangen muß, was man nie gesucht hätte, so alles geblieben wäre, wie es vorhin war. Dazu kam, daß es nicht einmal völlig frei gebotene Wohlthat war, was sie für ihr Kind entgegenzunehmen hatte, sondern daß das Anerbieten unverkennbar auch deswegen gemacht worden war, weil man für den eigenen Sohn, dessen Vertrieb viel zu wünschen ließ, in dem muntern fleißigen Kameraden eine fördernde Anregung, ja Nachhilfe zu gewinnen hoffte. Wie leicht konnte es geschehen, daß das eigene Kind dabei mehr einbüßte, als das andere gewann.

Daß auch Binchens Augen nicht trocken blieben, als Johannchen Abschied nahm, kann man sich denken, und er selbst, so sehr er sich in dem fremden Hause zusammennahm, stand noch oft an dem Fenster, das auf die Straße hinausblickte, auf welcher er die Mutter hatte zurücksahren und ihm den letzten Abschiedsgruß zuwinken sehen.

Nicht gar zu lange wahrte es, so mußte auch Binchen denselben schweren Weg antreten. Die Präsidentin v. F. war so gütig, sie in ihr Haus aufzunehmen und für ihre Erziehung Sorge zu tragen. Es war eine wohlwollende

und geistreiche Frau, und die Vorteile einer höheren Bildung und freier entwickelter Gesellschaftsformen kamen Bischen vollauf zu gute, und waren ihr auch in ihrem spätern Leben von bleibendem Nutzen, wie sie das stets mit Dankbarkeit anerkannte. Gleichwohl fehlte es nicht an Gelegenheiten, wo dem lieben Kinde seine Aschenbrödelstellung recht fühlbar ward. Wenn in dem überaus geselligen Hause Besuch erschien, der das Kind früher dort nicht gesehen hatte, und sich erkundigte, wer denn die Kleine da mit dem blonden lockigen Haar sei, und die Präsidentin herablassend antwortete: „Ein armes Priesterkind!“ — so schnitt's tief genug in des Kindes Herz, um noch in den Tagen des Alters eine schmerzliche Erinnerung zu bilden.

Auch der Bruder mußte manches kennen lernen, was ihm zu Hause fern geblieben war. Zunächst von seiten der alten dicken Magd, die das Zimmer der Knaben in Ordnung zu halten hatte. Wer kennt sie nicht, diese alten treuen Kindermägde, die durch jahrzehntelangen Dienst gerade an den Erben des Hauses eine gänzlich veränderte, ja in ihrem Gebiet fast eine dominierende Stellung erlangt haben! Nicht alle aber sind dabei von so unerschöpflicher Herzensgüte und Aufopferungsfähigkeit, wie die dicke Peggoty in Dickens' David Copperfield, der bei ihrem gutmütigen, herzlichen Lachen jedesmal die Knöpfe vom Nieder springen, eine Person, an die man nicht ohne Sympathie zurückdenken kann. Fene in U. war wenigstens nicht von dieser Art. Ihre Verdienste mochten sonst groß sein, aber den neuen Ankömmling empfing sie keineswegs freundlich; auch zögerte sie nicht, ihre Unzufriedenheit über den Zuwachs an Mühen auszusprechen, den ihr dieser Eintritt bereitet hatte. Gleich am Abend eines der ersten Tage seines Dortseins äußerte sie mürrisch während ihrer Arbeit: „Und für diesen kleinen Frosch muß man auch noch das Bett machen!“

Diese Bemerkung war um so kränkender, als sie in Gegenwart des jungen Schr. gemacht wurde, gegen welchen der neu eingetretene Knabe damit absichtlich zurückgestellt ward. Das war für Johannchen zuviel. Sofort trat er auf die alte Annliese zu und sagte zu ihr: „Du brauchst mein Bett nicht zu machen; ich werd es selbst thun,“ — eine Änderung, durch welche er eine unangenehme Abhängigkeit abstreifte, und die der schwerfälligen Alten keineswegs mißfiel. —

Schwieriger ward es dem armen Jungen in einer andern Beziehung von ihr unabhängig zu bleiben. Das Lernen ging unter dem strengen Regiment des Hofmeisters seinen präzisen und erfolgreichen Weg, freilich mehr auf seiten Johannchens, als des jungen Barons. Dieser ließ sich allerdings die Nachhilfe ganz wohl gefallen, die ihm der neue Kamerad zu bieten hatte, aber daß er darum die alte Abneigung gegen geistige Anstrengung aufgegeben hätte, — so weit reichte der Einfluß der neuen Freundschaft nicht. Zu dem damaligen Lernen gehörte namentlich auch ein gewaltiges Vokabelnernen, von dem wir, seitdem die pädagogischen Umwälzungen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zu bleibender Geltung gekommen sind, keine Ahnung haben. Das ganze lateinische Lexikon wurde auswendig gelernt, und das Tagespensum stieg bisweilen auf 300 Vokabeln. Die dadurch erzielte Gedächtnisstärke behauptete sich freilich bei unserem Großvater bis in sein hohes Alter hinein in staunenerregender Weise, und der Vorteil, daß man sein Leben lang sich kaum eines Lexikons bedürftig fühlte, war immerhin angenehm genug; aber die Anstrengung war selbst für einen gut begabten Knaben nicht gering, zumal es mit dem Lernen streng genommen wurde und das Frühstück auf dem Spiele stand. Um jedem Ungemach zu begegnen, pflegte unser kleiner Student, da am Morgen die Vokabeln stets zuerst an die Reihe kamen, noch abends,

wenn das Licht schon ausgelöscht war, sich im Bett seine Lektion aufzusagen; fand er nun, daß es noch hie oder da haperte, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er wieder Licht hatte, um sein Buch zu Hilfe nehmen zu können. Aber Licht zu erhalten, war schwer, ja fast unmöglich ohne die dicke Annliese; denn sie hatte Stahl, Stein und Zunder in ihrem Verwahr. Wer denkt an all diese Qualen, — jetzt, im Zeitalter der Zündhölzchen! Die Alte hatte zu allem Leidwesen die gute Gewohnheit, präzis mit den Hühnern schlafen zu gehen und aufzustehen. Kam nun Johannchen spät abends an ihr Bett, um Feuer zu holen, so fand er sie keineswegs geneigt, ihren ersten, süßesten Schlaf zu unterbrechen, um Stahl und Zunder für ihn hervorzulangen, oder, wenn letzterer versagte (was auch vorkam), — gar aufzustehen und in der kalten Küche aus dem riesigen Backofen die zurückgeschobenen Kohlen hervorzuholen. Ohne Streit, ohne böse Worte von seiten der mürrischen Alten ging es nie ab. Manchmal aber wollte sie partout nicht, und dann blieb dem armen Jungen nichts übrig, als in den Ofen zu kriechen, um einige Kohlen hervorzusuchen, wobei er sich leider auch ab und zu sein Bäuchlein verbrannte; — denn wer mochte es immer richtig taxieren, wie viel Tücke der böse Ofen noch nachbehalten hatte.

Es geschah noch bei einer andern Gelegenheit, daß die dicke Annliese die Wichtigkeit ihrer Person recht augenfällig ans Licht stellte, freilich diesmal zum entschiedenen Nutzen der Knaben. Die Freundschaft zwischen den letztern war, wie gesagt, nicht übermäßig heiß. Es kam nicht selten zu kleinen Fehden. Nicht bloß Potentaten, — auch Knaben spielen manchmal Krieg, und wär's auch nur mit Papierfiguren. Bei einem solchen Spiel war ein heftiger Streit über die beiderseitigen Landesgrenzen ausgebrochen, in welchem der kleine Reimer seine Rechte besonders lebhaft ver-

treten hatte. Da herrscht ihn der andere übermütig an: „Halt 's Maul, Johann! Was hast du hier zu sagen? Es ist mein Grund und Boden, auf dem du stehst!“ — Das war zuviel. Die Ehre war beleidigt, und um das Sprichwort wahr zu machen: ‚Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen,‘ folgte eine Herausforderung zum Duell, eine „zänkische Beschickung,“ wie die Sache, prächtig bezeichnend, in den alten kurischen Kirchenvisitationsprotokollen aus dem 17. Jahrhundert genannt wird, freilich ohne daß die wiederholten Rügen in jener Zeit viel gegen die herrschende Unsitte ausgerichtet hätten. Kein Wunder, daß die Knaben auf eine Thorheit verfielen, die sie nur zu oft in der Tageskonversation besprechen und billigen hörten.

Johannchen hielt sich im Besitz einer schönen Armbrust, die ihm noch der selige Vater angefertigt hatte, für ausreichend bewaffnet, hätte auch wohl schwerlich zu einer andern Waffe gelangen können, der kleine Schr. aber wußte aus dem wohlversehenen Zimmer seines Vaters eine gewaltige Pistole zu erbeuten, und hinaus ging es zur Wiese, um den Ehrenstreit blutig auszumachen. Wenn nur nicht die Annliese gewesen wäre! Trotz ihrer kleinen, thranigen Augen und ihres überflüssigen Fettes hatte sie wohl bemerkt, was die Knaben unter einander vorhatten, vielleicht auch etwas von ihrem Streit überhört, und sah leicht an den Mienen derselben, daß Feuer im Dache sei; als sie nun gar, ihnen beim Weggehen nachblickend, in ihres „Jungheerrn“ Hand die lange Reiterpistole bemerkte, stand sie feinen Augenblick an, ihnen den langen Fahn, einen riesigen Diener, nachzusenden. Derselbe traf sie denn auch richtig auf der Wiese, mit den Vorbereitungen zu ihrer Narrheit eifrigst beschäftigt. Ob sie wollten, oder nicht, — das erste, was er that, war, daß er ihnen die Waffen wegnahm und die beiden Kavaliere nach Hause brachte, wo der ganze

Handel vor den Herrn Hofmeister kam, und sie nach seinem oder des Herrn Vaters Urtheilspruch einer Strafe unterzogen wurden, die am allerwenigsten in ihrem Ehrenkodex vorgesehen war.

Doch war es gut, daß in der weitem Erziehung Johannchens nach einiger Zeit eine Änderung eintrat. Die verwitwete Propstin Reimer, die noch in mittleren Jahren stand, — sie war die zweite Frau des Propstes gewesen, und die Kinder desselben aus erster Ehe bereits sämtlich versorgt, — hatte sich entschlossen, dem Magister Hänselin, früher Pastor in Durben, Primarius und Vorgänger ihres seligen Mannes an der dortigen Kirche, zu der Zeit aber Pastor an der deutschen Gemeinde in Goldingen, die Hand zu reichen. Es war dies ein Mann schon in vorgerückten Jahren, der um seiner Eigenheiten willen viel besprochen ward, aber ein gelehrter, frommer und, wie seine Frau und die Stiefkinder stets mit großer Dankbarkeit aussprachen, ein guter, liebevoller Mann, ihnen ein treuer, väterlicher Versorger. Freilich mit seinen Eigenheiten hatte es seine Richtigkeit, aber eine rechtschaffene, christliche Ehefrau weiß dergleichen zu übersehen und zu tragen, auch wenn sie noch zehnmal auffallender und absonderlicher wären, als bei dem alten Herrn Magister. Allerdings hielt er streng an seiner Hausordnung und wollte sein Studierzimmer als Heiligtum betrachtet wissen, in welchem alles „Aufräumen“ streng untersagt war; aber das wird ihm niemand zu hoch anrechnen, der die Leidenschaft unsrer lieben Hausfrauen alter Zeit für Dielenschauern oder „doch wenigstens etwas aufwaschen“ kennen gelernt hat und sich entsinnt, wie die grimme Scheuermagd unter diesem unschuldigen Namen eine Sintflut anrichtet, daß man Raben und Tauben aussenden könnte, und den ganzen Tag über nicht aus dem Seifenklima herauskommt, — oder der es erfahren

hat, wie eine unschlachtige Magd, frisch aus dem „Gesinde“ (Bauerhof) gekommen, — „Trampeltier“ nannte sie meine Großmutter im Zorn, — wenn sie ins „Aufräumen“ und Staubwischen kommt, kein Papier auf dem andern und kein Buch neben dem andern läßt, gleichsam als wollte sie die Zerstörung Jerusalems aufführen, daß man hernach schier glauben könnte, es seien die Römer oder gar die Vandalen ins Land gebrochen. Darum keinen Tadel über den alten Magister! Ohnehin weiß eine gute Pastorin den Staub im Heiligtum ihres Mannes im stillen selbst abzuwischen, ohne daß er es merkt, oder ihm eins seiner Papiere verschoben oder verlegt wird. — Und daß der gute Mann, — der in diesem Punkte noch die allerstrengsten Quäker übertraf, — absolut keine Knöpfe an seinen Kleidern dulden wollte, sondern dies verhaßte Geschlecht überall durch Bänder ersetzte, das war doch noch lange kein moralisches Gebrechen, sondern nur ein Verstoß gegen die Mode und im Grunde nur eine Unbequemlichkeit, die er sich selbst auferlegte. — Und vollends seine Zerstreutheiten! Man erzählte freilich unter anderem von ihm, er sei, als er gerade bei seinem „Vesperbrot“ (fünf Uhr nachmittags) war, (— „Fause“ nennen's die Wiener), — wo bekanntlich in Kurland zur Sommerszeit alles saure Milch ißt, — da unerwartet angekommener Besuch angemeldet wurde, zum Empfang hinausgeeilt und habe, statt mit einem chapeau bas, wie damals Sitte war, mit einem Milchspanndeckel oder einem großen Laib Schwarzbrot unter dem Arm, vor den Herrschaften seine Bücklinge gemacht. Aber was will das sagen, oder welches Hindernis für eine glückliche Ehe sollte das wohl abgeben? Hab ich doch selbst einen würdigen, alten Mann gekannt, von dem die böse Welt erzählte, er habe an einem fremden Ort, wo er zur Nacht blieb, in seiner Zerstretheit seine Kleider schön lang ins Bett gelegt, sich selbst

aber über die Stuhllehne gehängt, und sei erst durch die Unannehmlichkeiten seiner harten Lage aus dem Irrtum erwacht. Oder, was die Leute sonst noch von ihm berichteten, und was leider nur zu wahrscheinlich war: er habe, als er aus dem Oberlande mit seiner Familie zu Johannis nach Mitau fuhr, in einem Krüge Halt gemacht und seiner Equipage voraufgehen wollen, statt dessen aber den Weg zurück nach Friedrichsstadt eingeschlagen und sich schmerzlich geärgert, daß der Wagen noch immer nicht komme, bis zufällig ein Mann aus der Friedrichsstadtschen Gegend, der gleichfalls nach Mitau fuhr, den rückwärts spazierenden Pastor erkannte und ihn anredete: „Wie? Herr Pastor? Zu Fuß? Und schon zurück aus Mitau?“ wo sich dann schließlich der fatale Irrtum aufklärte, der Pastor auf des Mannes Gefährt stieg, und endlich mit einiger Anstrengung seine in Ängsten schwebende Familie allmählich einholte. — Dergleichen rechnet man einem sonst braven und tüchtigen Manne nicht an, zumal wenn er noch dazu ein frommer und treuer Hirt ist, der seines heiligen Amtes mit Gewissenhaftigkeit wartet. Und das war hier der Fall. Wenn der Apostel ermahnt (Hebr. 13, 7): ‚Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach,‘ — so hatte der alte Hänfelin ein Recht, mit vollen Ehren unter diesen Vorbildern zu stehen. „Ja, wie schön verstanden unsere Alten zu singen und zu sterben!“ — möchte ich in Erinnerung an ihn und andere, die mir vorschweben, ausrufen. Hier hätten wir noch viel zu lernen. Es sei bei dieser Gelegenheit z. B. nur des Thorner Bürgermeisters Joh. Gottfr. Kössner gedacht, der (1724) mit elf Mitbürgern um seines evangelischen Glaubens willen das Blutgerüste besteigen mußte, und mit dem Verse 13 aus „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen“ aus dem Leben schied:

Ich werde dir zu Ehren alles wagen,
 Kein Kreuz nicht achten,
 Keine Schmach noch Plagen,
 Nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen
 Nehmen zu Herzen.

„Dies muß ich nun praktizieren,“ war sein letztes Wort;
 darauf fiel der Todesstreich.

So schwer war freilich nicht des alten Magisters letzter Gang, aber ein Marterbette war sein Krankenlager doch. War's, daß er nur aufgerichtet noch Luft zu schöpfen und zu sprechen vermochte, oder was es sonst war, das ihn dazu bewog, kurz, — nachdem er sich wie ein rechtschaffener Jünger Jesu zum Tode gerüstet hatte und den letzten Augenblick nahen fühlte, verlangte er aus dem Bette heraus und auf die Füße gestellt zu werden. „Stehend,“ sagte er, „habe ich oft genug meinen Heiland im Leben bekannt; stehend will ich auch sterben.“ Wer konnte dem Sterbenden den letzten Wunsch versagen, so undurchführbar er auch schien! Zwei Amtsbrüder, die an seinem Bette standen, nahmen ihn unter die Arme und hielten ihn aufrecht. Da stimmte der Sterbende noch mit der letzten Anstrengung an:

Valet will ich dir geben,
 Du arge, falsche Welt,
 Dein sündlich böses Leben
 Durchaus mir nicht gefällt.
 Im Himmel ist gut wohnen,
 Hinauf steht mein Begier,
 Da wird Gott ewig lohnen
 Dem, der ihm dient allhier.

u. s. w.

Aber er brachte das Lied nicht zu Ende. Seine Stimme versagte, sein Auge brach. Die Anwesenden sangen das Lied bis zum Schluß; die Amtsbrüder legten ihn ins Bett

zurück. Ein paar Atemzüge noch, und seine Seele war bei ihrem Herrn.

Daß der Mann, der so aus dem Leben ging, in den elf bis zwölf Jahren, da er ihnen angehörte, seinen Stiefkindern ein rechtschaffener Vater und Berater war, wird man uns glauben. Das zeigte sich auch darin, daß er seinen Stiefsohn aus dem freiherrlichen Hause nach Königsberg auf das Collegium Fridericianum brachte, wo er eine sorgfältige Vorbereitung auf das Universitätsstudium finden sollte. Manches in den damaligen Einrichtungen dieser Anstalt will uns freilich nicht mehr zusagen, wie z. B. die Faulbank, auf welcher die nachlässigen Schüler ein abschreckendes Beispiel für die übrigen bildeten, der hölzerne Esel, *) auf welchen diejenigen gesetzt wurden, welche sich ein Buch ohne vorherige Zensur des Lehrers gekauft hatten, oder die, welche sich des verbotenen Tabakrauchens schuldig gemacht hatten. Das corpus delicti, die Pfeife und den Tabaksbeutel an der Seite, hatten sie dort trübselige Augenblicke zu verbringen. War man auch gegen die Schüler der obersten Klasse, die schon zur Universität abgehen sollten, nachsichtiger, so war doch die Warnung, die der alte Lehrer unserm Großvater angedeihen ließ: „Verdampf Er nicht sein Geld!“ — wohl am Platz und ein so treffliches Wort, daß ich's noch jetzt in all unsere Schulen und Klassen, bis in die Prima, hineinrufen möchte.

Als nun unser Großvater sein Universitätsstudium begann, sah's freilich in der Theologie recht traurig aus. Der vulgärste Rationalismus war an der Tagesordnung, die Aufklärungssucht, so verdienstlich ihr Streben nach Beseitigung des noch weitverbreiteten Aberglaubens genannt werden muß, war leider gänzlich blind über den „Bopf,

*) aus einem auf die Kante gestellten Brett gezimmert, dem man die rohe Gestalt eines Esels gegeben hatte.

der ihr noch hinten hing," und hatte keine Ahnung davon, wie viel alten, pharisäischen Sauerteig und Aberglauben sie selbst mit ihren Schwärmereien über „Tugend und Glückseligkeit“ unter die Leute brachte. Unter solchen Umständen war es noch eine Wohlthat, daß Kant, der damals alles beherrschte, dem Geschlecht, das in der größten Gefahr geistiger Verweichlichung stand, im Namen der Vernunft ein tüchtiges moralisches Sturzbad über den Kopf goß. Daß unter solchen Einflüssen unseres jungen Studiosen theologische Ansichten auf dem Standpunkt Gellerts, für den er zeitlich eine große Verehrung hegte, stehen blieben, war noch das glücklichste Resultat, das erwartet werden konnte. Später waren Herder und Lavater nicht ohne Einfluß auf ihn.

Doch — es gab noch eine andere Schule, in die er kam, eine Schule, die unserm inwendigen Menschen oft mehr giebt, als alle Professoren und Bücher. Er erkrankte schwer am Typhus, oder wie dieser damals genannt wurde, „am Faulfieber.“ Nun ist's allezeit ein übel Ding, am fremden Ort, fern von seiner Heimat, seinen Lieben, krank darniederliegen, viel mehr aber noch zu jener Zeit. Oft bewußtlos, zuletzt so schwach, daß er kaum ein Wort mehr vorbringen konnte, lag er in seinem Stüblein krank, notdürftig von seiner Wirtin gepflegt. Sein Zustand schien hoffnungslos, ohne daß er selbst darum wußte, und es war nur zufällig, daß er erfuhr, wie es eigentlich um ihn stand. Eine Nachbarin war zu seiner Wirtin gekommen. Nach einigem Hin und Her hatte die letztere wohl von dem kranken Studenten gesprochen, der ihr auf dem Halse liege, und die andere wahrscheinlich ihn sehen wollen, um, wie sich von selbst versteht, mit ihrer nachbarlichen Weisheit zu Hilfe zu kommen. So traten denn die beiden Frauen in sein Zimmer. Da er regungslos, ohne Zeichen irgend einer Teilnahme auf dem Bette lag, waren sie der Meinung, er sei auch bewußtlos,

was er allerdings oft gewesen, aber gerade in jenem Augenblick nicht war.

„Na, hören Sie,“ sagt die Nachbarin; „das wird hier wohl auch bald zu Ende sein.“

„Ja,“ erwiderte die andere, „und zu haben ist da just och nichts: die paar Rodderkens (auf die Kleider deutend) werden och man langen, um die Miete zu bezahlen. Das Essen und Trinken wird er mir wohl schuldig bleiben.“ —

Damit gingen die beiden Frauen aus dem Zimmer voll Bedauerns, daß sie, die Wirtin, mit diesem Studentchen solche schlechte Geschäfte gemacht hatte. — Dieser aber wußte wenigstens, wie schlimm es um ihn bestellt war. In solchen Augenblicken pflegt der Trost, den Tugend und Unsterblichkeit uns gewähren, etwas dünn zu sein und die arme Seele sich des zu erinnern, der aller Sünder und aller Kranken Trost und Hoffnung ist und uns die Verheißung gegeben hat: „Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich,“ und die andere: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe.“ Das hatte der Herr denn auch wohl diesmal im Auge gehabt, als er den armen Studenten tagelang zwischen Leben und Sterben schweben ließ, und was er an dieser Seele ausrichten wollte, das hat er, wie wir zu seiner Gnade hoffen, auch erreicht. Aber er that noch mehr. So mangelhaft es mit der ärztlichen Behandlung gerade dieser Krankheit bestellt war, und so viel in der Pflege hätte anders sein können oder sollen, — der Herr erwies sich hier aufs neue als der, „welcher tot und lebendig macht, in die Hölle führt und wieder heraus.“ Allmählich erholte sich der Kranke, kam wieder zum vollen Besitz seiner Gesundheit und Kraft und konnte sein Studium, von seinem Stiefvater ausreichend versorgt, glücklich beenden.

Aber nun, wohin? Je schwieriger die Entscheidung

dieser Frage in solchen Augenblicken ist, wenn nichts Zwingendes nach der einen oder der andern Seite vorliegt, — desto angenehmer ist es, wenn von außen her ein Gewicht in die Waagschale geworfen wird, das uns weiteren Suchens und Zweifelns überhebt. Das geschah hier durch ein Anerbieten, als Erzieher in das Haus eines Freiherrn von Gaudy einzutreten. Dies war ein Mann aus der Schule Friedrichs des Großen, ein Mann, der viel von sich selbst forderte und sich darum auch berechtigt hielt, viel von denen zu erwarten, die in seine Dienste traten. Welche Stellung er inne hatte, ob die eines Landrats oder etwas Ähnliches, ist mir nicht mehr erinnerlich; genug, er war in seinem Beruf unermüdlich thätig, gewissenhaft und streng. Für seinen Charakter ist bezeichnend, daß er jeden in undeutlicher Handschrift geschriebenen Brief, die damals freilich noch viel häufiger waren, als jetzt, — ungelesen beiseite legte, „denn,“ pflegte er zu sagen, „der König hat mich nicht dazu angestellt, meine Zeit mit dem Entziffern schlechter Handschriften zu verlieren, und wer mir nicht die Höflichkeit erweist, gut leserlich zu schreiben, kann von mir nicht die andere erwarten, daß ich seine Zeilen beachte.“ Klar und bestimmt war auch das, was er von dem Erzieher seines Sohnes verlangte. Die Art und Weise, in der er seine Forderungen aussprach, raubte freilich dem jungen Kandidaten fast den Mut, eine so große Aufgabe zu übernehmen. Aber der gute redliche Wille, dessen er sich bewußt war, die großen Hoffnungen, die jene für die Pädagogik vielfach Bahn brechende und für Erziehung geradezu schwärmende zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts erweckte, vielleicht auch angeborene Anlage und Neigung, die sich später noch entschiedener kundgab, ließen ihn im Vertrauen auf Gottes Hilfe das nicht allzu leichte Amt antreten. Und er hatte dies nicht zu bereuen. Es war eine glückliche Zeit,

die er im von Gaudyschen Hause verbrachte, und seiner Erfolge hatte er sich nicht zu schämen. Ja, er wäre in der ursprünglichen Heimat seiner Voreltern vielleicht für immer geblieben, wenn ihn nicht der Tod seines Stiefvaters und die hilflose Lage der zum zweitenmale verwitweten Mutter nach Kurland zurückgerufen hätten.

Daß aber die Saat, die er als Lehrer ausgestreut, nicht verloren war, daß sich im Gegentheil ein geistiges Band zwischen ihm und seinem Zögling auf Jahre hin erhielt, dafür sollte noch das Jahr 1813 einen Beweis geben. In der mörderischen Völkerschlacht vor Leipzig, — oder war's in einer andern blutigen Schlacht jener Zeit, — ward auch sein Zögling an der Spitze seiner Soldaten zum Tode verwundet. Infolge der an den Tag gelegten Bravour war er von seinem König avanciert und mit einem Orden, wenn ich nicht irre, mit dem eisernen Kreuz dekoriert worden. Vor seinem Sterben hatte er den Wunsch geäußert, daß auch sein alter Lehrer, Pastor Reimer in Wahren in Kurland, davon benachrichtigt werde. Das war geschehen. Eine weiße Pyramide, die auf dem großen Bücherschrank im Studierzimmer meines Großvaters stand, trug den Namen „von Gaudy“ und barg das Schreiben, worin ihm der Heldentod dieses braven Offiziers mitgeteilt wurde, — etwas Ungewöhnliches allerdings, ein Grabdenkmal, das der Lehrer in seinem Studierzimmer zu Ehren seines im Kampf für König und Vaterland gefallenen Zöglings errichtet, — aber ein Denkmal, — dürfen wir wohl sagen, — das beide ehrt.

Doch — wir haben damit vorgegriffen. Es erübrigt uns noch, des näheren zu berichten, was sich vor und nach des Großvaters Heimkehr im Kreise der Seinen begeben hatte.

5. Traute Heimat.

Dreißig Jahre früher war unseres Großvaters Mutter, damals noch Propstin Keimer, des Weges von ihrem Elternhause Können nach Durben gefahren. Es war ein hübscher Punkt an dieser Straße, wenn man Rabillen hinter sich hat und der schöne Birkenwald beginnt mit seinen riesigen Alten und dem schlanken, weißstämmigen Nachwuchs, der sich dazwischenflieht. Plötzlich schließt der Wald ab; ein weites fruchtbares Gefilde thut sich auf, in dessen Mitte auf einer kleinen Erhöhung, weithin sichtbar, die alte Kirche von Wahren steht. Der Tag neigte sich, die Strahlen der scheidenden Sonne übergossen Turm und Wand des stillen Gotteshauses mit rötlichem Schimmer; die Fenster desselben und die Kugel mit dem Hahn auf der Turmspitze glühten goldig, als der Wagen um die Ecke bog und seinen Weg nach rechts einschlug. Fruchtbare Felder ringsum, weiterhin rechts, am Saum des Birkenwaldes das alte Pastorat, nach links, jenseits der Felder, der malerische, lang hingestreckte Teich mit der Mühle, an dem jenseitigen, teilweise höheren Ufer desselben, dichtbelaubter, dunkler Wald, — es war ein Landschaftsbild, das man nicht leicht vergißt und das durch die friedliche Abendstille nur desto beweglicher zu der Seele der Reisenden sprach.

„Sollte Gott mir einen Sohn schenken, — hier sollte er Pastor sein!“ — sprach sie bei sich selbst. Wieviel

hundert ähnlicher Gedanken und Wünsche gehen durch ein Mutterherz, ohne daß sie je zur Erfüllung kommen! Hier aber war's, als hätte Gott das stille Herzenswort mit Wohlgefallen gehört und zu ihr, wie einst zu Hanna gesprochen: „Was du bittest, soll geschehen!“ — Nicht gar lange nach dieser Fahrt genas die Propstin des Söhnleins, von dem wir schon oft geredet haben. Dreißig Jahre vergingen, — und dieser Sohn kehrte als ein hübscher junger Mann aus dem Auslande zurück in die traute Heimat. Welch ein Wiedersehen nach so viel Jahren der Trennung! Er fand die Mutter, wie gesagt, zum zweitenmal Witwe, Vinchen und auch die beiden andern Schwestern verheiratet. Im Hause des Stiefvaters hatte erstere den Instanzsekretär Reck kennen gelernt, einen wohlbehaltenen, geachteten Mann. Ihr ansprechendes Äußere, noch mehr ihre feinere Bildung hatten auf ihn Eindruck gemacht. Obgleich er schon die Fünzig auf dem Rücken hatte, und es fast schien, als habe er dem Ehestand entsagt, entschloß er sich doch, um sie zu werben; anderseits nahm sie keinen Anstand, dem braven Mann, trotzdem, daß sie fast dreißig Jahre jünger war, die Hand zu reichen. Ob es ohne Kampf in dem kleinen Herzen abging, wissen wir nicht. Von Romantik war wohl jedenfalls keine Spur dabei. In jener Zeit gab's ja überhaupt nichts von „Honigmonaten“ und „Hochzeitsreisen,“ wie sie jetzt bei auch nur mäßig bemittelten Leuten an der Tagesordnung sind. Aber als der Mann schon am Tag nach der Hochzeit der jungen Frau einen Haufen alter Wäsche zum Bessern brachte, — war's ihr doch der Prosa zuviel. Sie nahm die Arbeit wohl vor, aber ihre stillen Thränen flossen auf sie herab. Der Mann, der nach einer Weile zurückkam und die geröteten Augen bemerkte, war verständlich genug, seinen Fehlgriff einzusehen und seinem jungen Frauchen die Arbeit wegzunehmen. Nach manchem freund-

lichen Wort schlug er für den Tag noch einen Besuch bei den lieben Nachbarn vor, und alles war wieder im richtigen Geleis.

Man muß aber nur ja nicht denken, daß unser Bischen als „Frau Instanzsekretärin“ den Pflichten einer Hausfrau überhaupt nur widerwillig entgegengekommen sei. Sie mußte sehr gut, welches der beste Weg zum Herzen des Mannes ist, und achtete auf jeden seiner Wünsche. Freilich kam ihr, die auf dem Lande erwachsen war, wo Stall und Feld fast alles liefern, was man zum Leben nötig hat, ohne daß es jedesmal des bedürfte, den Beutel zu öffnen, das Haushalten in der Stadt mit dem täglichen Geldausgeben etwas fremd, ja fast wie Verschwendung vor, und als sie einmal, von solchen Gedanken fortgerissen, dem Fleischermeister den Vorschlag machte, ihm das Fleisch laut Taxe zu bezahlen, aber die Knochen, die dabei waren, nicht, — so war's freilich ein gutgemeinter Anlauf zu weiser Ökonomie, — der aber dem guten Meister nur ein verwundertes Lächeln und bescheidenen Protest abgewann, da ihm dergleichen in seiner Praxis noch nicht vorgekommen war. Doch dergleichen Lebhaftigkeiten schleifen sich allmählich ab und man findet sich nach und nach in seine Verhältnisse. So war's auch hier. Alles ging gut; sie füllte ihren Platz mit Ehren aus, und wenn sie später auf die siebenzehn Jahre ihres Ehestandes zurückblickte, so stand sie nicht an, zu sagen, sie seien die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Gewiß war das aus ihrem Herzen gesprochen und um so tiefer empfunden, als die Tage der Heimsuchung bald genug über sie hereinbrachen. Ihrer sei gleich an dieser Stelle gedacht. Ihr einziger, nur allzu heiß geliebter Sohn, obschon er auf dem damaligen Gymnasium academicum zu Mitau bis zum Titel eines Notarius publicus gediehen war, ergab sich dem Nichtsthun und brachte nur Gram und Thränen über die arme Mutter, die selbst

wieder in fremde Häuser ging und Jahre und Jahrzehnte lang die Bitterkeiten abhängiger Stellungen trug, um ihm alles zuzuwenden. Ihre blühende, mit Schönheit reich ausgestattete Tochter, die dem Obersten von Osterhausen ihre Hand gereicht hatte, zog ins ferne Rußland und beschloß früh ihre Erdentage, ohne je wieder der Mutter Antlitz gesehen zu haben, — und das Einzige, was ihr blieb, war ihre von Pocken entstellte und fränkliche Tochter; sie war's, die bei ihr weilte in den Tagen der Krankheit und die auch einst ihr die Augen schloß. — Wie barmherzig ist Gott, daß er uns unseres Lebens Gesichte verschweigt! Wer könnte es tragen, wer fände noch Freude an der Freude, wer hätte noch Mut zum Schaffen und Wagen, wenn er vorauswüßte, was jeder Tag ihm bringen soll! Laßt uns zufrieden sein, daß wir die großen Grundzüge und das herrliche Ende kennen: „durch Kreuz zur Krone!“ Es ist genug.

Jenes Pastorat nun, an welchem einst die Propstin Reimer vorüberfuhr, war durch den Tod des alten Pastors Rode vakant geworden, als ihr Sohn zur Heimat zurückkehrte, und ward ihm zu teil. In Erinnerung an ihre noch unvergessene Fahrt erschien es der Mutter in ganz besonderem Sinne als eine Gottesfügung, daß gerade dies die Stätte seiner Arbeit werden sollte, und voll Zuversicht auf Gottes weitere Gnade zog sie zu dem Sohn, um ihm den Haushalt zu führen.

Freilich ermutigend war der Eintritt nicht. Die alte Pastorin Rode empfing ihn mit den Worten: „Warum haben Sie sich dies Pastorat gewünscht? Seide werden Sie hier nicht spinnen. Es ist nur ein Eierpastorat.“ (Sie wollte damit sagen, daß außer den Eiern, welche die Bauern bei Gelegenheit von Amtshandlungen dem Pastor brächten, hier nichts zu holen sei.) Und in der That, wer das verfallene, den Einsturz drohende, alte Wohnhaus und die in

ähnlichem Zustande befindlichen Nebengebäude ansah, die heruntergekommenen, elenden Felder, der fand eine Bestätigung dieser Worte. Es hätte einer starken und in ländlicher Wirtschaft erfahrenen Hand bedurft, um hier emporzukommen. Unser Großvater besaß weder Neigung, noch Kraft dazu, und war erst froh, als er die Landwirtschaft ganz in andere Hände gegeben hatte.

Nicht besser sah es im Gotteshause selbst aus. Freilich, wenn man die starken, allerdings etwas rohen Mauern, die schwere Spitzbogenthür am Eingang und den Turm betrachtete, so ward einem klar, daß einst opferwillige Hände hier gewaltet und gebaut hatten. Noch mehr legte das Innere Zeugnis davon ab. Im Mittelgange fesselten die Grabsteine Salomo von Hennigs und seiner Gemahlin zunächst die Aufmerksamkeit, beide knieend und betend dargestellt, er in spanischer Tracht, sie in der sittsamen Kleidung des 16. Jahrhunderts; über ihnen der Spruch: ‚Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darin sie sollen selig werden, [als allein Jesus Christus]‘ (Apg. 4, 12). Die Grabstätte des Gründers dieser Kirche war in den Augen der Gemeinde noch immer geheiligt. Wie groß auch das Gedränge war, keiner der Bauern schritt geradeswegs über die Leichensteine hinweg, jeder suchte zur Seite vorüberzukommen. Am Orgelchor, an den vorderen Bankreihen, an der Kanzel, am Altar war sinnvolle Bildschnitzerei auf schwarzem Grunde, das Schnitzwerk durchweg vergoldet. Das hohe, schöne Altarblatt war vor allem sehenswert. Zu beiden Seiten in schwarzen Nischen die in Holz geschnitzten und vergoldeten Apostel Petrus und Paulus, im Mittelfelde, unmittelbar über dem Altar, eingerahmt von zwei schwarzen Säulen mit goldnem Nebengewinde, die Einsetzung des heil. Abendmahles mit der Unterschrift: „Mein Fleisch ist die rechte

Speise und mein Blut ist der rechte Trank“ (Joh. 6, 55). Das Bild war ein Holzbasrelief, vergoldet. (Die Kreuzigung war an beiden Seitenwänden der Altarnische auf großen, fast bis zur Decke reichenden Ölgemälden dargestellt, die Familien der Stifter knieend unter dem Kreuz.) — Im zweiten Felde des Altarblattes sah man die Auferstehung des Herrn, im dritten Christus als Weltrichter, mit Anlehnung an die Psalmstelle 7, 13. Die Spitze des Altarblattes bildete die Figur eines Engels mit der Posaune. Auch sonst waren zwischen den Einzelfeldern und Verzierungen Engelsköpfe mit Flügeln oder Engelsfiguren angebracht. — Wieviel Predigt, wieviel Erbauung, einfache, volkstümliche, erweckliche Erbauung in diesem Altarblatt, das wahrlich viele unserer neueren Kompositionen beschämt! Freilich hatte die Schnitzerei ihre Mängel, und besonders störend war für den Kunstsinne der Gegenwart, daß die Gesichter, die Hände und Füße fleischfarben angemalt waren. In einer andern, ähnlich geschmückten Kirche fand ich die Gesichter und Hände einfach weiß gehalten, was einen entschieden bessern Eindruck macht. Die Kleider waren durchweg vergoldet. Es handelt sich ja aber hier auch gar nicht um die Kunst; wir freuen uns des geistlichen Lebens, das in dem Gebilde waltet, und das uns noch jetzt mit ergreift, des frommen, lautern Sinnes, der zu uns spricht, unverfälscht, wie das Gold, das auf dem Bildwerk ruht und durch bald dreihundert Jahre seinen reinen Glanz bewahrt hat.

So war sie einst ausgestattet, die liebe, alte Kirche zu Wahren. Und doch weckte das Ganze in der Zeit der Amtsführung meines Großvaters und in meiner Kindheit nur ein Gefühl der Wehmut, denn während man des Glaubens und der Liebe der frommen Stifter sich freute, blieb einem die Gleichgültigkeit der Nachfolger nicht verborgen. Vieles war morsch, verfallen, viele Bänke kaum benutzbar.

(Das alles ist im Laufe der Zeit glücklicherweise ganz anders geworden. Die Barone A. v. Hahn (Wahnen) und B. v. Hahn (Asuppen) haben der Kirche wieder eine Orgel geschenkt und das liebe Gotteshaus mit möglichster Konservierung des alten Schmuckes trefflich wiederhergestellt.) Auf dem Orgelchor stand längst keine Orgel mehr; es war allerdings einst eine da gewesen und dazu natürlich auch ein Organist und Kantor, aber jetzt war beides spurlos verschwunden. Das Werk war verfallen; die bleiernen oder zinnernen Pfeifen waren schließlich von den wüsten Junkern zu Kehlposten verschmolzen worden; die Organistenstelle war eingegangen, wie manches andere noch. Sogar das Siechenhaus, das die Väter gestiftet hatten, war räuberischen Händen verfallen und bestand nur noch wie zum Spott als Krug*)

*) Der seltsame Name „Glendskrug“ deutet noch auf die ursprüngliche Bestimmung hin. So konnte man auch nur mit Bedauern die alten Lanzen und Fahnen ansehen, die sich in einer Kirchenecke fanden. Jede Erinnerung, woher sie stammten, hatte sich verloren. Wenn ich mich recht entsinne, so trug eine oder die andere in der Lanzen Spitze das Kreuz in durchbrochener Arbeit mit dem Monogramm I H S (in hoc signo vinces); darnach konnten sie vielleicht der Zeit der Schwertbrüder oder des Deutschordens entstammen. Das Seidenzeug einer der Fahnen war noch in meiner Knabenzeit unversehrt und von wunderbarer Festigkeit, leider aber vermochte ich die lange in Mönchsschrift abgefaßte Inschrift nicht mehr zu entziffern, weil das Gold zu sehr abgebröckelt war. Ebenso unklar blieb mir die Bestimmung eines recht geschickt in Holz geschnitzten Hirschkopfes mit schönem Geweih, der hinter dem Altar lag. Die Sage erzählt, es sei einmal während des Gottesdienstes im Sommer, wo die Thüren der Kirche offen gestanden, ein von der Meute gejagter Hirsch in das offene Gotteshaus geflohen und vor dem Altar niedergestürzt; zum Andenken daran habe man das Geweih in der genannten Weise aufbewahrt. Aber, soviel ich weiß, gab es in Kurland keine Edelhirsche; auch scheint die Sage außerdem wenig glaublich. Viel wahrscheinlicher ist es mir, daß der Hirschkopf bei irgend einer Feierlichkeit am Hofe des

fort. Dieser Eindruck der Vernachlässigung wiederholte sich auch noch bei dem Anblick des alten, wenig gepflegten Grabgewölbes, das sich unter der Kirche befand: Es war für die Familien der adeligen Insassen der W.schen Gemeinde bestimmt. Nur geöffnet, wenn ein neuer Bewohner hinabzutragen war, bot es in der Zwischenzeit der fortschreitenden Fäulnis den freisten Spielraum. Wie sie da alle neben einander standen, die Särge groß und klein, von den ältesten Zeiten her, — manche schon gänzlich aus den Fugen gegangen, vermodert und zerfallen! Nicht leicht konnte ein schärferer Gegensatz und ein ergreifenderes Bild irdischer Vergänglichkeit gedacht werden, als die Gerippe, die hiebei sichtbar wurden, zum Teil noch in wohl erhaltene Seidenlappen gehüllt, welche die Würmer nicht angetastet hatten, während alles übrige ihnen zur Speise geworden war.

Und doch hatte die Gemeinde ihr Gotteshaus so lieb! Es war ein herzerfreuender Anblick, wenn sie am Sonntag von allen Seiten zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde zusammenströmten, die buntgekleideten Scharen, alle festlich angethan. Arm war das Volk, — es war ja noch in der ersten Hälfte der Amtsthätigkeit unseres Großvaters die Zeit der Leibeigenschaft, — oft bitter arm, nicht durch die Leibeigenschaft allein, oft auch durch Mißwirtschaft der Herren und noch mehr der Verwalter, oder, wie wir schon sahen, durch andere Ursachen, durch Pest, Hungersnot und Kriegsnot; — arm, aber was es in seiner Armut aufbringen konnte, seinen ganzen Schmuck that es an am Tag des Herrn; es war, als wollte es nach sauern Frohntagen im festlichen Gewande im Hause Gottes all seines Erdenelends vergessen. Eignes Ge-spinnt war das Kleid, eignes Gewebe, meist grell gefärbt, —

Herzogs als Wappentier figurirt hat, aber wann und wozu, bleibt für immer unbeantwortet.

kein modischer Flitter noch, — der Altväter, der Altmütter Tracht. Aber gerade so gefällt die Landgemeinde jedem Verständigen am besten; denn das ist ihre ungefälschte Eigenart.

Der Gottesdienst begann mit den Morgengebeten, die der Küster vorlas, und die fast jeder auswendig wußte, auch die, welche nicht zu lesen verstanden, wie es deren damals, als mein Großvater ins Amt kam, leider noch viele, sehr viele gab. Es war wie Meeresrauschen, wenn die ganze große Gemeinde halblaut die Worte des Gebetes mitsprach, es war etwas Ergreifendes in dieser Einmütigkeit, und wäre es noch viel mehr gewesen, wenn man sich der Zuversicht hätte hingeben können, daß hier nicht bloß tausend Stimmen, sondern auch die Herzen alle mit den Worten seien! Jetzt der Gesang! Jeder, der lesen konnte, hatte sein altes, braunes, vielfach abgegriffenes Gesangbuch mit, oft ein teures Erbstück. Wie wert es den Leuten war, that sich noch in meinen Kindheitstagen oft in rührender Weise kund. Gebunden und wieder gebunden, zerlesen, verbraucht, oft ein Bruchstück nur, ohne Anfang, ohne Ende, wurden sie immer aufs neue zum Ausbessern gebracht. Wie manches habe ich unter meinen Händen gehabt und immer herzlichste Freude und wärmsten Dank laut werden sehen, wenn es gelungen war, den treuen Seelenfreund wieder etwas in stand zu setzen und weiter gebrauchsfähig zu machen. Das später von der Tyrannei des Rationalismus vorgeschriebene und offiziell eingeführte Gesangbuch hatte in dieser Gemeinde niemals Fuß gefaßt. Jeder, der lesen konnte, fiel mit kräftiger Stimme ein, aber nicht bloß diese, auch viele, die nicht zu lesen verstanden, sangen mit; denn mit staunenswertem Gedächtnis pflegten gerade diese die oft gehörten Gebete und Gesänge zu bewahren. Freilich von dem Gesang der Gemeinde in jener orgellosen, ungeschulten Zeit hat man jetzt kaum noch

eine Vorstellung. Wie es nicht anders sein kann, schleichen sich bei hundertjähriger, rein mündlicher Tradition Abweichungen von der Grundmelodie ein, die sich in der einzelnen Gemeinde festwurzeln. Aber trotz aller Verstöße gegen die kirchliche Tonkunst hat solch ein frischer, gewaltiger, tausendstimmiger Gemeindegesang etwas Erhebendes, und was man auch in musikalischer Hinsicht aussetzen mag, — wer hätte sie nicht lieber, die Gemeinde, die kunstlos, aber aus Herzensgrund dem Herrn ihre Lieder singt, als jene, die nur singen und spielen läßt! Selbstverständlich konnte in dem ersten Fall der Vorsänger, der hier statt der Orgel Stütze und Führer sein sollte, nur ein Mann aus der Gemeinde sein, oder wenigstens nur ein solcher, der all diese Weisen gründlich inne hatte. Die Kunst eines Fremden wäre hier ein verlorner Kampf gegen die Übermacht gewesen. Ein solches, prächtiges und unvergeßliches Exemplar dieser naturwüchsigen Gemeindevorsänger hatte sich noch bis in meine Kindheitszeit vererbt, ein alter, hagerer Mann, der uns Knaben gar freundlich begegnete, wenn wir in dem Bach vor seinem „Gesinde“ krebsten. Vor Jahren mochte der gute Alte wohl auch eine kräftige Stimme gehabt und seines Amtes ohne Tadel gewartet haben, jetzt war sie merklich dahin, und wenn er, um dem Mangel abzuhelpen, leider ein Schlückchen mehr als nötig war, genommen hatte, dann konnte er oft nicht den richtigen Ton finden oder geriet wider Willen aus einer Melodie in die andere; ja die ganze Gemeinde wäre dadurch in die heilloseste Verwirrung geraten, wenn mein Vater ihm nicht in der Rehdsen-Trine eine durchaus zuverlässige Adjunktin gegeben und sie vorsorglich in die Kanzelnähe postiert hätte. Diese, eine brave, wackere Frau in gesetzten Jahren, die alle Melodien noch viel fester inne hatte, als unser alter Vorsänger, sprang in solchen Momenten dem ratlosen Feldherrn mit ihrem Sopran bei, der

scharf wie ein Rasiermesser war und bis in den letzten Winkel der Kirche hineinschnitt, und brachte die umherirrende Gemeinde glücklich wieder ins richtige Geleis.

Um an dieser Stelle mit dem armen Alten abzuschließen und dabei zugleich eine bescheidene Warnung vor ungerathenen — Hundem einfließen zu lassen, mag hier auch einer Begebenheit Erwähnung geschehen, deren peinliche Erinnerung mir noch von meiner Kindheit geblieben ist. Da war's, wo ich den alten Muhrencsek zum letzten Male sah. Der Alte, der wie gesagt, im lettischen Gottesdienst das Amt eines Vorsängers hatte, versah im deutschen die Stelle eines Kirchendiener's oder Pförtner's. Unglücklicherweise geschah es, daß einmal zwei nichtsnutzige, kleine, schwarze Köter ihren Herrschaften nachgelaufen waren und in einem unbewachten Augenblick sich in die Kirche hineingeschmuggelt hatten, wo sie mit ihrem Herumjagen und Gekläff die widerwärtigste Störung anrichteten. Der alte Pförtner suchte sich ihrer zu bemächtigen, aber sei es, daß angeborne Schwäche ihn hinderte, sei es, daß gerade ein schwaches Stündchen über ihn gekommen war, kaum war er dem einen nah, so entwischte ihm der andere. So ging es fort, bis er endlich beide in eine Ecke gedrängt und glücklich an den Hinterbeinen ergriffen hatte; die Herrschaft, der die Hunde angehörten und die doch wahrscheinlich in der Kirche war, that keinen Schritt, um dem Alten zu Hilfe zu kommen. Dieser legte die Hunde wie ein paar Scheite Holz über seine Schultern und schritt dem Ausgange aus der Kirche zu, um die unverschämten Friedensstörer aus dem Gotteshause zu schaffen. Diese aber, welche ihre Lage in hohem Grade unbequem fanden, rächten sich dafür an seinem Nacken und seinen Ohren, und brachten den armen Alten so aus allem moralischen und körperlichen Gleichgewicht, daß er schließlich stolperte und

fiel, glücklicherweise ohne seine Beute loszulassen. Aber das Zappeln der Hunde, ihr erbärmliches Geschrei und die Bemühungen des Alten, wieder auf die Beine zu kommen, verursachten die peinlichste Wirkung. Jeder war froh, als der Skandal zu Ende war.

War es, wie gesagt, in der lettischen Gemeinde in jener orgellosen und vorschulmeisterlichen Zeit mit der Kunst des kirchlichen Gesanges recht kümmerlich bestellt, so sah es in dem deutschen Gottesdienst, der außer den Festen am ersten Sonntag jedes Monats gehalten wurde, noch trauriger aus. Freilich solch einen Virtuosen im Vorsingen, wie ich ihn noch vor 34 Jahren in meiner kleinen orgellosen Filialkirche am Strande fand, trifft man nicht leicht zum zweiten Male. Der gute, bereits achtzigjährige Mann hatte seine Melodien vermutlich einst im Kampfe mit Sturm und Brandung eingeübt; aber das war nicht das Merkwürdigste an ihm. Offenbar mußte er zu Zeiten eine Orgel gehört haben, und natürlich die Choräle, wie damals leider Sitte war, mit Zwischenspielen. Um nun seiner Gemeinde keinen Genuß vorzuenthalten, sang er Zwischenspiele eigener Invention, — eine Verschönerung des Kirchengesanges von so seltener Art, daß sie, wie ich voraussetzen muß, nur wenigen meiner Amtsbrüder begegnet sein wird. Wenn nun auch der „deutsche Vorsänger“ Sommerfeld an der Wahnenschen Kirche in solcher Beziehung weit hinter diesem seinem Kollegen zurückstand, so war er doch in seiner Weise genial, und was Textveränderungen anlangt, den kühnsten Meistern dieser zweifelhaften Kunst gewachsen. Was er nicht verstand, — wie solches leider oft genug vorkam, da er, Leineweber von Profession, eigentlich nach Neigung und Beruf Fischer und Jäger war, — das änderte er flugs um.

Triumph, Triumph, und Lob und Dank
Dem, der des Todes Macht bezwang,

in dem bekannten Osterliede war ihm unverständlich, darum sang er:

Trumfi! Trumfi! u. s. w.

Was sich der dumme Kerl dabei dachte, kann ich nicht sagen. Die Stelle

Immanuel und Friedefürst

aus dem Gellert'schen Weihnachtsliede „Dies ist der Tag, den Gott gemacht,“ veränderte er in

Immanuel und Freudenfürst,

und statt

So steht mein Geist vor Ehrfurcht still,

Er betet an und er ermiszt,

Daß Gottes Lieb unendlich ist,

sang der blinde Rezer:

Daß Gottes Leib unendlich ist.

Am schlimmsten aber war es, wenn sein Kollege, der Leineweber Kern, in der Kirche erschien, was — zu seinem Lobe sei's gesagt — recht regelmäßig geschah. Der arme Mann war ein hochgradiger Stotterer, wenn er aber sang, so war er dieses Gebrechens ledig. Zu allem Unglück hatte er ein Übermaß von Stimme bei ganzlichem Mangel an Gehör. Wenn es dann zum Singen kam, so stürzte er sich mit der ganzen Wonne einer befreiten Seele und mit einer Stimme wie ein Pumpenstrahl oder Wasserfall vom Chor auf die Gemeinde, und hob den Vorsänger dermaßen aus dem Sattel, daß er Text und Melodie unter den Füßen verlor und hilflos der Führung des Mächtigeren sich überlassen mußte.

Doch all das, so störend es war, müssen wir noch nicht als das Schlimmste bezeichnen. Im lettischen Gottesdienst war's doch noch immer eine Gemeinde, der man trotz aller großen, oft unglaublichen und schwer zu beseitigenden Unwissenheit doch eine Einheit des Glaubens und der Bruder-

liebe anfühlte, die sich namentlich auch in den zahlreichen Fürbitten ausdrückte, in welchen Freud und Leid des Hauses vor den Herrn gebracht wurde, — bei den Deutschen dagegen war's nur eine kümmerliche Handvoll Menschen, die sich im Gotteshause versammelten, einige Schreiber, Wirtschaftsinpektoren, Müller, arme Handwerker, letztere nicht selten kaum noch ihrer Muttersprache soweit mächtig, um die allereinfachste Predigt zu verstehen, kaum noch durch den Glauben zusammengehalten, hie und da einmal ein gebildeterer Mann, denn unter den sogenannten „Honoratioren“ namentlich gab's viel offene Kirchen- und Sakramentsverächter, die in Jahrzehnten nicht und dann auch nur bei zufälligen Veranlassungen in die Kirche gerieten. Es war das Zeitalter des heldenmütigen Preußenkönigs, wo jeder sich selbst für einen großen Friedrich hielt, wenn er über alles Heilige spotten konnte, als wäre er Kammerdiener bei Herrn Voltaire gewesen.

So ungefähr sahen die kirchlichen Verhältnisse der Heimat aus, als der junge Pastor Reimer sein Amt antrat, — und wohl noch manches liebe Jahr nachher. Daß aller Eifer, alle Liebe oft nur wenig, ja nichts ausrichtete und schließlich an den unbefiegbaren Widerständen fast erlahmte, daß die Strahlen des teuern lebensweckenden Evangeliums selbst nur langsam, — ach wie langsam! durch die dunkeln Nebelschichten der Unwissenheit, Sünde und Verwilderung drangen, das wird uns begreiflicher werden, wenn wir ihn auf einem seiner Gemeindebesuche, seiner „Bet-“ oder „Gebetfahrt“ begleiten.

Es ist Winter; es ist Schlittenbahn; denn sonst wäre es unmöglich bei den heillosen Wegen zu den einzelnen Höfen zu gelangen. Früh steht die Köchin auf, zieht die heißen Weißbrotwecken aus dem Ofen und füllt damit einen großen Sack. Sie sollen des Pastors Dank an alle Kinder

sein, die ihre Prüfung im Lesen, in den Geboten, dem Katechismus, hie und da auch schon in der biblischen Geschichte, u. s. w. rühmlich bestehen; nur die faulen gehen leer aus. Kaum zeigt sich die erste Dämmerung, so setzt sich der Pastor in den Schlitten, um erst spät abends heimzukehren; denn zerstreut, nicht dorfweise vereint, liegen die Gesinde (Bauerhöfe) und der Weg ist weit, vielleicht sogar verweht und schwer zu passieren.

Man hat seiner geharrt. Kaum ist das Glöckchen seines Schlittens hörbar, so treten Wirt und Wirtin vor die Thür, um ihn zu begrüßen; hinter ihnen dämmern andere Gestalten und ein ganzer Nachwuchs kleiner Blondköpfe auf. Es ist ein armselig niedriges Holzhaus, in das er tritt, mit Stroh gedeckt, die Thür so niedrig, daß kein Mensch aufrecht durch sie gehen kann, die Fenster so klein wie möglich, und von ewiger Nässe blind; — Wände und Lage schwarz; denn der große Ofen ist so gebaut, daß er noch allen Rauch ins Zimmer entläßt, — man kann sich denken, welche Qual für die armen Augen! Darum auch Augenleidende ohne Zahl. Aber wer sollte es wagen, von der Väter Sitte abzuweichen und einen Schornstein zu bauen! Noch werden Jahrzehnte vergehen, ehe man soweit kommt, — und vielleicht ist der Rauch anderseits ein Vorbeugungsmittel gegen die mancherlei verpestenden und infizierenden Stoffe, die diese Räume füllen. Der Fußboden, dem Pastor zu Ehren vielleicht mit weißem Sand und grünen Tannenzweigen bestreut, ist ein feuchter, längst kohlschwarz gewordener Lehmschlag, der Reinlichkeit fast unmöglich macht. In diesem Raum leben drei bis vier Familien, ein großes schwärzliches Bett deutet den Winkel an, welcher der einzelnen angehört; selten, daß der Wirt noch ein heizbares Stübchen für sich hat; auch das mußte erst eine spätere Zeit bringen. Doch was zucken wir entsetzt oder mitleidig

die Achseln! Hab ich nicht in der großen Weltstadt unseres Reichs in manchem Dachstübchen, mancher Kellerwohnung getauft und beerdigt, wo ich entweder gar nicht oder nur an einer Stelle aufrecht stehen konnte! Hab ich nicht Typhus-, Cholera- und Diphtheritiskranke in Behausungen besucht und zur letzten Ruhe gesegnet, wo alles nur in einen verpesteten Luftmantel gehüllt war und nie ein Zug reiner Luft hinkam, — auch nicht hinkommen konnte, selbst wenn man die Fenster öffnete? Die vornehmen und reichen Leute aber, die in der glänzenden Vorderfronte des Hauses wohnten, hatten keine Ahnung davon, was für ein Stück Menschheit unter Schmutz und Elend im dritten Hofe desselben verkam! Und wohnten dort nicht, in dem bevölkertsten Teil der Stadt, neben der Typhusleiche, welche unter der Sonnenglut der Fenster und des eisernen Daches im Juli schneller Verwesung zur Beute ward, Familien mit Kindern, Astermieter, in schmutzige Winkel zusammengedrängt? Welche Wohnungsnot bergen nicht bloß Berlin, sondern selbst Mittel- und Kleinstädte? Ja, gegen die Irlanderhütten, womit das stolze und reiche Albion sich noch heute beschimpft, waren die Rauchstuben unsrer Bauern, in welche mein Großvater vor fast einem Jahrhundert seinen Fuß setzte, wohllich und gesund. Es ist traurig, daß ein großer Teil der Menschheit so lebt, so leben muß, weil Millionen und Milliarden hingegeben werden müssen, um uns vor der Arglist eines räuberischen Nachbarn zu schützen oder seinen Angriffen zu begegnen.

Die Prüfung begann, und fiel oft traurig genug aus. Was Wunders, wenn man erwägt, wer die Lehrer waren; hie und da ein halberblindetes Mütterchen, das sonst zu nichts mehr fähig war, irgend ein gemieteter Krüppel, der des Lehramtes wartete, wenn Vater und Mutter, wie nur zu häufig, des Lesens unfundig waren. Dazu die Nach-

lässigkeit, die Gleichgültigkeit, die fast tierische Abstumpfung bei vielen Eltern und Wirtzleuten, zumal wo der Brauntwein im Hause regierte. — Und welche Methode, welche Schläge, welche Klagen über „die grausam schweren Köpfe der Kinder!“ Oft hatte der Junge, gleichsam um die Anklage Lügen zu strafen, den Text längst weg, während er über den Zusammenhang der Buchstaben und der betreffenden Wortklänge noch im Unklaren blieb. Nicht selten geschah's, daß ein vielgeprügelter Dickkopf sich vor dem Pastor versteckte und wie Saul unter den Fässern hervorgeholt werden mußte. Oder es kam auch vor, daß einer ein himmel- und erdebewegendes, nicht zu dämpfendes Geschrei erhob, statt sich zum Lesen zu entschließen. „Gottlob, er hat aufgehört!“ riefen dann wohl etliche, als er endlich stillhielt. — „Nicht aufgehört; — nur mich erholt! Bäh!“ brach der Unbesiegbare aufs neue hervor, als ob sein Geheul seines Lebens Ziel und Aufgabe wäre. — Doch nicht überall war's so schlimm bestellt; hin und her kommt auch Erfreulicheres zum Vorschein. Jedes Kind, das einigermaßen seine Sache gut gemacht, erhält sein Wecklein und fühlt sich glücklich, geehrt und reich.

So wenig natürlich diese Hausbesuche den schmerzlichen Mangel an Schulen ersetzen konnten, — sie waren doch von großem Wert. Hier gewann der Pastor einen Einblick in des Hauses Geist und Ordnung, hier gab ein Wort das andere. Manche Not ward laut und mancher Rat, mancher Trost gespendet. So ward der Pastor der Mann des Vertrauens für ein zahlreiches, gedrücktes und geängstetes Volk. War ein Streit zwischen Ehegatten oder Nachbarn zu schlichten, ein widerspenstig Kind auf die rechte Bahn zu bringen, Nachsicht und Schonung bei dem Gutsherrn zu erbitten, Hilfe auszuwirken, ein Sohn von der wie die Hölle gefährdeten Rekrutierung zu retten, — immer war der Pastor

der Mann, zu dem man kam. Wenn nichts mehr helfen konnte, sollten sein Rat, seine Vorstellungen, seine Fürsprache noch Hilfe schaffen.

So schmähen wir das Amt nicht, wenn es auch von tausend Hindernissen umgeben war, die kein Träger desselben entfernen konnte. Hier gab's keine kirchliche Behörde, die etwelche Macht gehabt hätte, keine Landesregierung, deren Wort etwas ausrichten konnte. Je mehr des Herzogs Ansehen sank, je mehr der polnischen Oberherrschaft Stern erblich, desto mehr war jeder freier Herr auf seinem Grund und Boden. *) Wider seinen Willen etwas Gutes durchsetzen wollen, war fast ebenso unausführbar, wie es leider oft unmöglich war, ihn für irgend einen Fortschritt selbst zu gewinnen. So blieb denn nicht selten nur ein geduldiges Warten übrig, eine Hoffnung auf einen günstigen Personenwechsel; — denn an der Person hing alles.

Daß unter so vielfach erschwerten und unerfreulichen Verhältnissen, wie wir sie eben geschildert haben, bei unserem Großvater die Neigung zu einer andern, schon liebgewonnenen und hoffnungsreicheren Wirksamkeit, der pädagogischen, aufs neue hervortrat, wird uns nicht Wunder nehmen. Er hatte seine Lebensgefährtin gefunden. Es war die Tochter eines Kaufmanns in Libau, Louise Lahmann. Daß es ein rechter Herzensbund war, der hier geschlossen ward, mag der geneigte Leser daraus entnehmen, daß der übergläckliche Bräutigam, wie er später selbst lächelnd gestand, von einem Stuhl zum andern sprang, als er das Jawort erhalten hatte. Und noch in andrer

* Ein paar Lebensbilder aus etwas späteren Tagen, die ich in Kap. 6 und 7 folgen lasse, werden das Gesagte, wie ich hoffe, noch anschaulicher machen, zugleich aber auch das Aufdämmern einer bessern Zeit schildern.

Weise sprach sich das aus, ich meine, in den kleinen Aufmerksamkeiten, die ein liebender Ehemann der Gattin erweist, Dinge, über welche es weder Satzung noch Vorschrift giebt, die aber ein Herz voll Liebe so gern zu erfinden und so glücklich zu finden weiß. Eine derselben ist noch jetzt, nach mehr als acht Jahrzehnten im Besitz der Familie, ein kleines Schreibtischchen, das in schöner ausgelegter Arbeit den Namenszug der geliebten Gattin trägt. Drei Kinder, — ein Sohn und zwei Töchter, — beglückten das Herz der Eltern und wuchsen frisch und fröhlich heran. Mochte die junge Pastorin, als Städterin, auch manches auf dem Lande vermissen, an ihres Mannes Liebe, an ihren Kindern fand sie überreichen Ersatz, und wenn ihr manche, für eine ländliche Haushaltung unentbehrlichen Kenntnisse abgingen, so hatte sie Jahre hindurch an der treuen und viel erfahrenen Schwiegermutter, wie später, als sie selbst schwach und kränklich wurde, an der heranwachsenden, umsichtigen und von der Großmutter wohlgeschulten Tochter die nötige Hilfe.

Das Verhältnis des Pastors zu den adeligen Insassen der Gemeinde war ein freundliches, und dadurch, wenn auch oft erst nach wiederholten Vorstellungen und Bitten, manche Besserung möglich. Diesem Umstande hatte er es auch zu danken, daß nach zehnjährigem Warten das alte, dem Einsturze nahe Wohnhaus durch ein neues ersetzt wurde, welches ihm die Möglichkeit bot, einige Pensionäre ins Haus zu nehmen. So begann die Jahrzehnte hindurch mit Liebe und Erfolg fortgesetzte pädagogische Wirksamkeit. Waren es auch immer nur ein paar Schüler zurzeit, die er aufnahm, so wurde die Zahl im Laufe der Jahre doch eine beträchtliche. Mit Dank gegen Gott und mit Freude an seinem Tagewerk konnte er am Abend seines Lebens auf die siebenzig Jünglinge zurückschauen, die er erzogen hatte.

Es war keiner unter ihnen, der ihm ein unfreundliches, viele aber, die ihm bis an ihr Lebensende ein dankbares Andenken bewahrt haben. Und er verdiente es auch! Man konnte sich kein freundlicheres Herz denken, als das seine, keine innigere Liebe namentlich zu den Kindern, als wie sie in ihm wohnte. Dazu die Gabe der Anregung, wie er sie besaß! Dem trockensten Gegenstande, wie es ja deren in der lateinischen und griechischen Grammatik wohl giebt, mußte er durch Anregung des Wettseifers einen Reiz zu verleihen, so daß die jungen Olympier nicht merkten, wie sie unter dem Streben, der erste am Ziel zu sein, sich selbst gedient hatten. Niemals war er um Beschäftigung für die Mußestunden der Kinder verlegen; da wurde je nach der Jahreszeit gepflanzt oder gebaut, Spiele verschiedener Art, um Leib und Geist zu kräftigen, mit Eifer getrieben, Wanderungen in den Wald, zumal zur Zeit der Mußlese, unternommen, im Winter gepappt, getischlert u. dergl. Nicht umsonst füllten Basedow's, Campe's, Salzmann's, Funks, Gutmuth's, Raffe's u. s. w. Schriften ganze Reihen in seinem großen Bücherschrank; er hatte von ihnen gelernt und die eigene Begabung unter Benutzung ihrer Erfahrungen entwickelt. Mit welchem Hunger wurden Reisebeschreibungen von der Kinderwelt verschlungen, sei es, daß sie von des verehrten Lehrers beredten Lippen flossen, sei es, daß sie, dem kindlichen Geist entsprechend bearbeitet, die Unterhaltungslektüre nach den Präparationen für den Unterricht bildeten. Es muß dabei beachtet werden, daß Cook's und anderer Reisen und Entdeckungen damals noch viel mehr von dem Zauber der Neuheit an sich hatten, als zu unserer Zeit, wo so vieles schon früh auf den mannigfachsten Wegen Gemeingut selbst der Kinderwelt wird. Alles wurde in diesen Ideenkreis hineingezogen; eine kleine Pflüze mitten in der nahen Wiese bot die Möglichkeit der mannigfachsten geo-

graphischen Erinnerungen, ein winziges Erlengebüsch an deren Ufer wurde zur „Stahetischen Hütte“ umgestaltet und mit Sizen versehen. Dort wurde gelegentlich ein „romantischer Thee“ gefeiert, d. h. eine sehr unschuldige Eiermilch, mit etwas „Kanehl“ *) bestreut, oder das „Maienfest“ begangen, bei welchem unter anderem die Kinder einen Reihchen um den freundlichen Mann bildeten und voll Jubel sangen:

Im Maien, im Maien, da ist die schöne Zeit,
Da woll'n wir alle fröhlich sein, wir jungen Leut'.

Zur Erinnerung an freudebringende Ereignisse, oder zu allgemeinem Nutzen wurden Bäume gepflanzt. Geschwisterlich standen so z. B. die beiden Birken Karl und Dorothee neben einander auf der Wiese, zum Gedächtnis der beiden ältesten Kinder in deren Geburtsjahr gepflanzt, stattliche Bäume, als ich sie sah, — aber als ob sie's gewußt hätten, wen sie darstellen sollten, der Karl immer kleiner, dürftiger, als die Dorothee, auch früher seine Tage beschließend als sie. Da war am Ende des Gartens die schattenreiche Lindenlaube, vom Großvater eigenhändig gepflanzt, deren höchste Gipfel zu ersteigen unsre Lust und unser Ehrgeiz war.

Nahten die schönen, großen Feste, und wurde der Unterricht geschlossen, so war auch hier dem Humor sein Plätzchen eingeräumt, wie zum Neubeginn der Stunden. In des Großvaters Zimmer stand ein alter, großer, viereckiger Tisch, die Ecken weißlich abgerundet, aus weißem Tannenholz, mit mancherlei Erinnerungen an Papp- und Schnitz- und Schularbeit. Dies war die Stätte, wo der jugendliche Geist seine tägliche Kost an Lehre und Weisheit empfing. In irgend einer Reisebeschreibung war's einmial zu lesen gewesen, daß die Kalmüken den großen Kessel, aus dem sie ihre gemeinsame Mahlzeit zu sich nehmen, Karakazan

*) niedere Sorte von Zimmet.

nennen. Diesen Namen hatte man zur Erinnerung daran auch diesem alten, schwerfälligen Schultisch gegeben. Kam nun das Fest heran, so wurde der Karakazan von den Kindern auf den an des Großvaters Zimmer anstoßenden Boden getragen, wobei sie aus Freude über die willkommenen Befreiung von Schulmühen und Lasten ein Jubelgeschrei erheben durften. Man kann sich denken, daß diese Erlaubnis in dem ganzen Umfang kindlicher Stimmen und Tonarten benutzt wurde. Und waren die fröhlichen Festtage vorüber, die Zeit des Schulanfangs wieder da, so wurde dem Unwillkommenen der sauern Mühen durch einen ähnlichen Scherz das Herbe genommen. Mit großem Halloh wurde der Karakazan wieder hereingeholt. Diesmal war's gestattet, ein Klagegeheul zu erheben, was pflichtschuldigt mit allen denkbaren Dissonanzen begonnen wurde, aber stets mit allgemeiner Fröhlichkeit endete. Und nun ging's fröhlich unter Gottes Gnade, mit frischem Mut und neuer Kraft an die Arbeit. Er selbst aber, der liebe Mann, voll Freude an seinem Beruf, mit Gebet und Dank im Herzen, fühlte sich am glücklichsten unter den glücklichen Kindern und ward nicht müd, ihnen Tag für Tag darzureichen, was ihnen not that für das irdische und für das ewige Leben.

6. Johannisabend (1824).

Die Arbeit ruhte. Ein buntes Gehen und Reiten, Rennen und Fahren nahm den Weg ein, der nach dem Edelhofe führte. Es war Johannisabend (d. 23. Juni). Dies Wort allein elektrisiert im Norden alt und jung, zumal auf dem Lande. So war denn auch heute die ganze Bauerschaft von Wahren und Muppen auf den Beinen, vom ältesten Bettler, der nur noch die Füße hebt, bis zum kleinsten Blondkopf, der noch mit den Brüdern laufen kann. Alles eilt zu Schmaus und Kurzweil nach dem Hof, wo an unabsehbaren Tischen Speise und Trank der Kommanden harren und auch sonst von der gütigen Herrschaft mit freigebigen Händen alles vorbereitet ist, was den Leuten einen fröhlichen Abend schaffen kann.

Wie sie dahinjäckelten, manche sogar ohne Sattel, die jungen Bursche auf den mageren, leichthufigen Kleppern! Dabei ward gescherzt und gelacht und geneckt, um die Wette getrottet oder gejagt und endloser Staub aufgewirbelt. Dazwischen eilten die Mädchen hin, bald einzeln, bald schwesternlich geschart, mit ihren blauen oder bunten Miedern, in ihren streifigen, selbstgewebten Röcken, mit dem möglichst roten Seidentüchlein auf dem Kopf; hier und da auch schon eine modernisierte Bauernschöne, die der Mütter Tracht abgethan hat und dafür desto eitler einherprangte in ihrem schreienden Möbelzitz ohne Form und Geschmack,

doch glücklich und stolz wie ein Puterhahn in ihrem Staat alle aber ohne Unterschied mit dem unvermeidlichen Bouquet oder vielmehr Bündel „Johannisfrau“ in der Hand, d. h. allerlei Feld- und Wiesengewächs, vielleicht noch eine Reminiscenz an vorchristliche Opfer und Opferpenden. Das ist ein Drängen, ein Schwätzen, ein Richern ohne Ende; dabei wird dem Reiter, dem Bräutigam, zugewinkt, dessen Bekanntschaft die erste Frühlingsarbeit gebracht hat, und dem man im Herbst die Hand vor dem Altar zu reichen gedenkt, — dazwischen wird auch einmal spröde gethan oder schnippisch geantwortet, oder die Witmagd an der Seite geneckt und so fröhlich hinausgeschaut mit den klaren blauen Augen in dem sonnenroten Gesicht und hinausgelacht, als gäb's in der Welt keine Frohnarbeit, keine Plage, keine Mühsal. Auch wird gesungen — — o! gesungen! „Lihgo Fahnite!“ „Lihgo Fahnite!“ dieser alte Johannisrefrain klingt uns von rechts und links, von vorn und hinten in die Ohren. Langgezogene Recitative mit Anspielungen auf „die Rote“ und „die Braune“ und „die Schwarze“ und dann auf Diesen und dann auf Jenen, — und nach dem langgedehnten Recitativ in beindurchdringendem Diskant eine ebenso lange Cadenz, in welche sich aller Atem und alle Stimme von zwanzig gesunden Lungen hinabstürzen wie ein Gießbach, — o wer das einmal angehört, der vergißt's nicht so bald. Der Gesang klingt noch immer fort durch die Luft, obgleich die Mädchen vielleicht schon eine halbe Werst von uns entfernt sind. Es ist auch besser, sich diesen musikalischen Genuß aus der Ferne zu gönnen. Aber darum darben wir noch nicht, daß die Schar fröhlicher Dirnen unsern Augen und Ohren endlich entrückt ist; es tritt bald eine zweite Gruppe ein, die allmählich näher gekommen ist, oder es bietet sich uns ein anderes ergötzliches Bild.

Sieh! da ist er ja, der göttliche Krisk, der Barfüßer, mitten unter einem Rudel kleiner schreiender und lärmender Jungen. Nichts vom Mönch in ihm, — (bis auf die Füße) — sondern ein Hauptjunge heute und immer; kein Läufer in der ganzen Jungenschaft, wie er. Auch sonst trotz aller Bartlosigkeit „ein Mann auf dem Platz.“ Glück- lich hat er schon die erste Stufe bäuerlicher Ehren erstiegen. Wacker steht er seinem Reiche vor, ein gewaltiger Regent, ja Tyrann über jenes kurztrottende, rüsseltragende, nützliche Bierbeinergeschlecht, ohne welches Irland nicht Irland wär, und das schöne Kurland nicht Kurland, — heute aber aller Regentensorgen bar, der Held des Tages unter dem hoffnungsvollen Anwuchs von Blondköpfen, die sich eben von seinen Heldenstücken erzählen lassen, — unvergleichliche Thaten, die er heute noch um etliche zu vermehren verspricht. Kaum vermag neben ihm das wohlgenährte Mutter- söhnen, der dickköpfige Fahn, Schritt zu halten, ein „däsi- ger“ Junge das! der sich in dem langen Rock und den plumpen Zukunftstiefeln keuchend und schwerfällig nachspudet. Zu der Familie der Denker hat er nie gehört; aber den geistigen Borgenuß von Speck und Kuchen, von Brot und Bier weist er nicht von der Hand. Anders präsentiert sich unser kleiner Freund links, jener muntere Dünnfuß dort, der in seines Vaters Jacke ertrinkt, die er in Ermangelung hoffähiger Kleidung statt Weste, Frack und Paletot ange- than hat, um nur ja der heutigen Gesellschaft nicht fern bleiben zu müssen. Wäre ich Homer, ich schilderte ihn würdig. Jetzt kann ich von dem jungen Achilles nur sagen, daß er wacker gegen allen Obskurantismus kämpft. Alle Minuten müht er sich, seine nagelneue Mütze, die ihm stets von neuem auf die Augen fällt, in die Höhe zu schieben. Lieb Mütterchen hatte sie vorsorglich für einen wachsenden Kopf und kommende Jahre berechnet, als sie die Kappe

lezt hin auf dem Jahrmarkte erstand. Unterdessen ist aber der Denkbälter ihres Jungen noch um ein beträchtliches zu klein und hat darum viel Qual auszustehen; aber keine Klage kommt über des Helden Lippen; die Freude, heute zum ersten Male in der neuen, blanken Ledermütze zu paradieren, ist dazu viel zu groß.

Plötzlich fährt unter die Schar der Knaben ein elektrischer Schlag. Was ist's? Krisch hat seinen Nachbarn links und rechts einen seiner meisterlichen, blitzgeschwinden Puffe erteilt, und damit das Signal zu einem allgemeinen Korso gegeben, in welchen bald alles, was Junge heißt, hineingezogen wird. Zwischen den Gehenden, den Reitern und Fuhrwerken hindurch braust die wilde Jagd, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, einen oder den andern unter den Pferdehufen zu sehen. Aber wo hätte je eins dieser guten Tierchen, die selbst mit einem wahren Kindergemüt ausgestattet sind, einem ein Leides gethan! Wie geduldig läßt sich z. B. jener arme Weiße von den Hacken seines Reiters bearbeiten, ohne doch je aus seinem Takt zu kommen! Ist auch so am besten; denn dadurch bleibt die Stummelpfeife in des Reiters Mund hübsch in Brand und das Gespräch mit dem Nachbar in Fluß. Nicht weniger bewundernswert ist jener gute Braune, der durch alles Zerren seiner ungeschickten und ungeduldigen Lenkerin sich nicht aus dem Gleichmut bringen läßt. Aber faul sind darum die Klepper nicht. Das sagt uns das Rasseln und das laute Schellengeläute der endlosen Wagenreihe; das sehen wir besser noch an dem kleinen aber muntern Zweigespann des Ahring-Wirts, der eben mit seiner behäbigen Frau Liebsten angebraust kommt, und sowohl mit dem lauten Klang seiner Glocke alle kleinern Mitbewerberinnen, wie durch die Geschwindigkeit seiner Füchse alle andern Wagen überholt. Hat auch was zu sagen, dieser Mann! Er ist der Erste in

dem Rat der Wirte, wie sie, seine stattliche Ehehälfte, inmitten des Hausgesindes und der Nachbarinnen weit und breit. Sein Weizen steht in der ganzen Gegend am besten, und an Schlaueit und Spekulationsgeist nimmt er's mit dem besten Juden auf. Es ist ein wunderbarer, lehrreicher Anblick, den die lange Wagenreihe gewährt. In ihrer mannigfachen Abstufung von Armut und Vernachlässigung bis zu Solidität und den ersten Anfängen von Eleganz bieten sie uns eine ganze Haus- und Familiengeschichte ihrer Besitzer dar. Während unsere Blicke auf ihnen weilen, sehen wir ein kleines, braunes Wägelchen, mit einem wohlgepflegten Fuchs bespannt und von einem „teutschen Kutscher“ gelenkt, des Weges fahren. Ehrerbietig macht ihm alles Platz; freundlich, ja herzlich grüßt jung und alt den Greis, der darin sitzt. Es ist unser Großvater, — „der alte Pastor“, wie die erfreuten Zurufe der Vorübergehenden es verkünden. Wohl ist ja schon der Vater als Adjunkt ins Amt getreten und den Leuten lieb geworden. Aber „der alte Pastor“ ist darum doch unvergessen bei jedermann und gern gesehen. Wird uns das nicht sichtbar an dem freundlichen, herzugewinnenden Lächeln, womit er sie alle grüßt und an dem herzlichen Willkommen, der ihm von allen Seiten zu teil wird? Hier tritt ein alter Wirt an seinen Wagen heran, um ein Wort mit ihm zu tauschen, dort beugt sich der Großvater heraus, als grade wegen des Gedränges in langsamerem Schritt gefahren werden muß, und erkundigt sich nach dem häuslichen Ergehen der Vorüberfahrenden. Kennt er sie doch alle mit Namen. Er steht zu ihnen wie ein Vater zu seinen Kindern. Hat er sie denn nicht alle getauft, konfirmiert, getraut, hat er nicht ihre Kranken besucht, ihre Toten bestattet, hat er nicht ihre Sorgen und Thränen geteilt diese vierzig Jahre hindurch! Auch dem blinden Anß, der von seinem Großtöchterchen

geleitet, mit dem Rußtock in der Hand den Weg hinaufschwankt, wird ein freundlicher Gruß zu teil. Es sind zwei alte Bekannte, fast möchte ich sagen Freunde, die sich hier begegnen. Demütig zieht der Blinde sein Käppchen, und antwortet auf seines Pastors Gruß mit einem dankerfüllten herzlichen Segenswunsch. Seit wieviel Jahren ist ihm das Pastorat eine bekannte und liebe Stätte; nie hat er umsonst seine Schritte dorthin gelenkt, nie ist er leer von dort zurückgekehrt. Der Bettler setzt mit unsicher tastendem Schritt seinen Weg fort und lächelt so friedevoll bei geschlossenen Augen. Er träumt von dem Brot, dem „weißen Brot“ und den Kuchen, die heute in seine sauber gewaschenen Säcke wandern sollen, welche ihm zu beiden Seiten herabhängen, — und von dem schönen Bier und dem süßen Meth träumt er, womit er sein altes, müdes Herz erquicken will. — Er ist klug, der blinde Anß, — o wie klug! mit seinen beiden Ohren und mit dem stillen, feinen Beobachter, der ihm hinter den Augenbrauen sitzt, hat er die fehlenden Augen mehr als doppelt ersetzt, hat in Höhen und Tiefen hineingeschaut, an welche das ameisenartig schaffende Alltagsvolf nicht denkt; hat des Menschenlebens Wechsel und Glend, hat Anfang und Ende wohl tausendmal im Herzen bewegt. Ihm ist die ganze Gemeinde bekannt, fast bekannter noch als dem alten Pastor selbst; denn vor diesem wirft man sich in seinen Sonntagsrock; doch wer geniert sich vor dem blinden Bettler! Er bekommt die Welt im Negligé zu sehen. Er weiß darum auch genau, wo Gottes Wort zu Hause ist, wo Zucht herrscht unter groß und klein, wo der Brauntweinsteufel haust, wo der Jud als Ratgeber Eingang gefunden hat, wer den Gutsherrn bestiehlt, wer bei dem Krüger auf Kreide steht. Aber er schweigt; das Austragen ist seine Sache nicht; überhaupt kommt kein Lasterwort über seine Lippen. Nur

wo man ein Recht hat, ihn zu fragen, da weiß er zu reden und zu raten. Seine liebste Sprache sind die Kernlieder aus dem alten Gesangbuch, die er sämtlich auswendig weiß und vor den Thüren singt, und wenn ihm das Herz aufgeht, dann beginnt er zu reden von dem einen was not thut, von Jesu Trost und Frieden, daß einem die Augen naß werden. Keine Schule hat ihn unterwiesen; aber alle Sonntage stand er in der Kirche, das Auge geschlossen, die Ohren offen, und weit, weit auf das Herz. Da hat denn Gottes Geist mit ihm geredet und ihm Weisheit geschenkt, daß mancher, der beide Augen hat, zu seinen Füßen sitzen könnte.

Unterdessen sind wir dem Hofe Wahren nah gekommen. Die Gruppen zerstreuen sich. Reiter und Wagenlenker springen herab und binden ihre Pferde an die Ständer und an die Zäune in langen Reihen. Das junge Volk und auch manche von den Alten wenden sich dem Krüge zu, von welchem der Klang einer Fidel, einer Klarinette und einer Bassgeige zu uns herübertönt. In den Ecken haben sich die Stammgäste gruppiert, mit den Pfeifen im Munde, den Bierkrug vor, an des einen oder des andern Seite die wachsame Ehegenossin, die der Männer rauhe Weise und Rede nicht fürchtet, einzig bedacht, das eigne Männlein vor einem gefährlichen Zuviel zu bewahren. In der Ecke am Ofen haben sich die Musikanten niedergelassen. Naturgenies ersten Ranges, die keiner Note bedürfen. In der Mitte aber des großen, niedrigen, rußigen Zimmers, in welchem eine erstickende Luft waltet, drehen sich dichtgedrängt alte und junge Tänzer und rotwangige Dirnen in dichtem Wirbel. Und er weiß sie zu elektrifizieren, — das muß man ihm lassen, der magere, lahme Schneider Dankwart. So selig lächelnd und siegesgewiß sieht er bald auf seine Geige, bald auf die tolle Welt zu seinen Füßen. Und wer könnte es

leugnen, — es liegt wirklich eine Walzerseele in seinem Spiel. Jedesmal, wenn er zu diesem Lieblingstanz oder zum „Gig“ mit seinem Bogen so recht aus dem Ff über die Seiten streicht, zittert's wonnig nach in den kräftigen Bauernerven, heben sich flinker die Füße der Dirnen, oder schreit ein wilder Tänzer seine heiße Lust in einem lauten Fuchzer aus. „Welche köstlichen Bären!“ möchte man sagen, aber auch welche prächtigen Gestalten, welche originellen Charakterköpfe unter ihnen! Wer z. B. könnte ohne Lachen den Maurer Klas ansehen, der mit seiner Auserwählten nun schon zum zwanzigsten Mal an uns vorüberwirbelt, ohne Schwindel, ohne Müdigkeit. Seine Beine sind ja des Stehens auf dem Gerüst gewohnt, wie nicht leicht ein andres Paar. Mit herausfordernder Bravour wirft er den Kopf zurück, als läse er sein Geschick an der Decke, während die gehorsame Tabakspfeife neugierig zur hintern Rocktasche herausguckt und ihre Troddeln den endlosen Kreislauf mitmachen. Selbst die Tapferste kommt gegen Maurerbeine nicht auf. Sie schätzt sich darum auch glücklich, die atemlose Schöne, als er sie endlich halb bewusstlos vor Schwindel, keuchend und schweißtriefend auf die Bank niedersetzt. Kurz, an heiteren Scenen kein Mangel, wert, daß ein Deniers aufstände und sie mit seinem Pinsel verewigte.

Und das nicht bloß hier. Während das tanzlustige Volk sich dort ergötzt, eilen andere Scharen weiter hinauf zum Hof, zu den Tischen hin, auf welchen gekochtes und gebratenes Fleisch, Speck, Salat und Dickmilch, und was es sonst noch an kräftigen Speisen giebt, zum Genuß einladen; — dort laufen Knaben zum Kletterbaum hin, während hier Gruppen von Mädchen vorbeiziehen, mit stets neuen Versen ihre Lieder vermehrend unter Lachen und Kurzweil aller Art.

Doch wir begleiten den Großvater weiter, der durch die lange Birkenallee, an dem alten Gottesacker vorbei, heute nach dem Hofe Muppen fährt. Eben hält sein Gefährt vor der Thür. Er steigt aus. Es ist noch immer eine angenehme Erscheinung, der Mann mit dem schneeweißen Haar, das ihm lang auf die Schultern herabfällt. Zopf und Haarbeutel, die er in früheren Jahren trug, sind freilich geschwunden, und des Puders, der mit allem nötigen Zubehör noch in seinem alten Kist wie eine Reliquie aufbewahrt wurde, bedarf er nicht mehr, seitdem das Alter selbst die Rolle übernommen hat, ihn in die Farbe der Weisheit zu kleiden. Aber seine Haltung ist noch gerad, seine hohe weiße Binde, sein schwarzer Priesterrock kleiden ihn gut, und der Jabot, den er bei festlichen Gelegenheiten anlegt, giebt ihm etwas Feines; und wenn auch die schwarzseidenen Strümpfe und die Schuhe und Schnallen weißen Strümpfen und hohen, blankgewichsten Stiefeln gewichen sind, so macht das Ganze doch den Eindruck eines Mannes, der einst in der Welt gelebt hat und ihre Formen kennt.

„Sieh da! unser lieber Herr Pastor!“ begrüßt ihn freundlich die Frau vom Hause. Ihre Aussprache verrät die Ausländerin. Ein besonderer Liebreiz verklärt ihre geistreichen Züge, und das reiche schwarze Haar und die großen dunkeln Augen zeichnen ihr Antlitz in bedeutsamer Weise. Obgleich nur mittlerer Größe, hatte sie Gang und Haltung einer Königin. Eine nicht weniger hervorragende Erscheinung war seinerseits ihr Gatte, Baron Paul von Hahn, der nach manchen Studien und Reisen und nach hochangesehenen Stellungen in der Landesverwaltung jetzt zu seinem väterlichen Gut heimgekehrt war, und sich mit der ihm eigenen Einsicht und Energie der Hebung der Landwirtschaft und der Verbesserung der Lage seiner Bauern widmete. Er hieß in dem greisen Pastor mit hervor-

tretender Herzlichkeit seinen alten Seelsorger und Freund willkommen. In dem Gesicht des Barons prägte sich viel Feinheit und eine unverkennbare Festigkeit aus. Eine große Narbe unter dem Auge erinnerte an seine Studentenjahre, wo er die akademische Freiheit in vollem Maße genossen hatte, glücklicherweise ohne darüber Kraft und Kern einzubüßen. Unter den Nachbarn, die der Großvater dort vorfand, war ein Herr Henry, ein braver Mann und tüchtiger Landwirt, der sich leider dadurch lächerlich machte, daß er die Allüren der Aristokratie nachzuahmen sich bemühte, ein Herr von Nagel, Besitzer eines auf der andern Seite des Flüsschens gelegenen Gutes, und dessen Schwägerin Alma, ein blasiertes und herablassendes Fräulein, reicher an Jahren, als an Bildung. Später kamen noch Bruder und Schwägerin des Barons aus Wahren auf ein halbes Stündchen herüber; denn auch bei ihnen war der Johannisabend im besten Gange und gestattete eine längere Abwesenheit nicht.

„Aber es ist Zeit, liebe Frau, daß sich die Leute zu Tische setzen,“ redete der Baron, nachdem das Gespräch über die Tagesfragen und Neuigkeiten sich eine Weile fortgesponnen, seine Gemahlin an. Sie erhob sich, nahm den Arm ihres Gatten, und beide lenkten ihre Schritte den Berg hinab zu dem freien Platz, wo die versammelte Menge des Festmahles harnte. Der Gruß des Gutsherrn fand herzlichste Erwiderung. Nachdem der letztere noch einzelne unter den Wirten (Erbpächtern) angeredet und auf ihr häusliches oder wirtschaftliches Wohl oder Wehe teilnehmend oder scherzend angespielt hatte, rief er den alten „Wagger“ (Aufseher) Anderson herbei und ließ ihn das Tischgespräch sprechen. Das war ein dicker, grauer Mann mit hochrotem Gesicht, der auch sonst bei Hochzeiten im Kreise der eigenen Verwandtschaft oder Bekanntschaft, als der Schrift

wohl kundig und der Rede Meister, mit solcher Aufforderung beehrt wurde. Er pflegte dann bei solchen Gelegenheiten sich in seiner ganzen Würde zu zeigen. Nach einigem Seufzen und Räuspfern setzte er erst seinen großen messingenen Klemmer auf, zog die Augenbrauen in die Höhe, und las aus der mit Feierlichkeit aufgeschlagenen Bibel das betreffende Kapitel vor, als gälte es, zum Sturm zu kommandieren. Besonders verstand er sich bei Hochzeiten auf den 150. Psalm, und wenn er die Stelle vortrug: ‚Lobet den Herrn mit Pauken und Reigen; lobet ihn mit Saiten und Pfeifen, lobet ihn mit hellen Zimbeln; lobet ihn mit wohlklingenden Zimbeln,‘ so merkte jeder, daß jetzt nicht Zeit zum Schweigen sei, sondern alles was Odem hat, seinen Mund aufzuthun habe zum Lobe des Herrn; kein Wunder, daß das Lied hernach desto schmetternder klang, — und wenigstens erklärlich, wenn durch ein leichtes Mißverständnis auch die Hochzeitsmusikanten desto frischer bliesen und geigten. Auch diesmal entledigte er sich seines Auftrages mit Würde und Nachdruck. Dann folgten alle der freundlichen Aufforderung des Herrn Barons, nahmen ihre Plätze an den langen Tischen und ließen sich's von Herzen wohlschmecken. Die heitere Stimmung wurde seinerseits durch manches Scherzwort erhöht, und auch die Baronin ließ sich's nicht nehmen, in der ungewohnten Sprache wenigstens einige freundliche Worte an die Tischgenossen zu richten oder sich gütig an eins oder das andere der lieben Kleinen zu wenden, die an ihrer Mütter Seite saßen.

Eine große Schar von Knaben und jungen Burschen stand mittlerweile um einen hochaufgerichteten, glattgeschälten Tannenbaum versammelt, an dem man oben einige Zweige hatte stehen lassen, die mit Westen, Mützen, Halstüchern u. s. w. behängt waren. Ungeduldig harrten sie des Zeichens, das ihnen der Baron geben sollte, um mit dem

Klettern zu beginnen. Endlich schwang er sein Schnupftuch, und sofort stürzte ein kräftiger, rotbackiger Junge aus der Mitte der andern hervor, um sich an den Baum zu machen. Es ging auch leidlich im Anfang; aber immer schwächer und schwächer wurde das Vorrücken. „Halt dich! Halt dich, Söhnchen!“ rief die Mutter dem Kletternden zu, der auch wirklich seine letzten Kräfte zusammennahm und der Krone ziemlich nah gekommen war. „Fehz, Fehz! halt dich, halt dich, mein Söhnchen!“ rief sie noch einmal mit ängstlichem Ton. Der arme Junge wurde blutrot, man sah seine gewaltigen Anstrengungen, aber schon hatten Beine und Hände ihre Kräfte erschöpft; langsam und traurig glitt er herab. „Du Taugenichts!“ rief ihm die Mutter mürrisch zu; „was kletterst du, wenn du's nicht verstehst?“ — „Armer Fehz! Armes Taschensöhnchen!“ höhnte mitleidig eine erbarmungslose Nachbarin, und der gute Junge schlich beschämt zur Mutter, die auch gleich ihren schützenden Arm um ihn schlang und der verwegenen Tadlerin einen Blick zuwarf, der weitere Worte auf ihren Lippen verstummen ließ.

„Eh! Eh!“ spottete ein schlankwüchsiger Jung in ärmlicher Kleidung, schabte dem Unglücklichen ein Rübchen, war aber auch im Nu am Baum und mit Affenbehendigkeit bis zur Mitte hinaufgeklettert. Jetzt freilich begann das schwerste Stück; doch der Jung hielt sich tapfer, höher und höher hinauf ging's mit jedem Strecken der Hände. „Eh! Eh!“ rief er triumphierend aus. Da war er oben und schwenkte eine schöne, rote Weste, die er erwischt hatte. Die Hände ließ er frei und hielt sich einzig mit den Beinen, um seine ganze Kunst zu zeigen. „Hurrah!“ schrie der ganze Chor unten; „sieh doch den Krisch,“ — „fixer Junge, fixer Junge!“ hallte es nach, während er sich langsam herabließ.

„Wie heißt du?“ fragte ihn der Baron. „Krisch

Behrkon," lautete die Antwort. „Und bei wem bist du?“ „Hüt bei Zelming-Wirt die Schweine," antwortete er stramm wie ein Soldat. „Hast es brav gemacht, — ganz brav," sagte der Baron, indem er ihm den Kopf streichelte und zu seinem Gewinst noch eine Silbermünze hinzufügte.

„Brav gemacht!" wiederholte Herr v. Ragel, der auch mit dem Baron herabgekommen war und sich für einen Augenblick auch hier amüsierte, während das sonst nur über Tisch geschah und bei einem guten Glase Champagner.

Man ließ die weiteren Wettbewerber ihr gutes Glück probieren und wandte sich zu den Ringern. Hier war das Interesse der Zuschauer ein noch regeres, ja es hätte selbst an Wetten unter ihnen nicht gefehlt, wenn nur die Taschen voller gewesen wären.

Dann wurden einige turnerische Versuche am Reck gemacht, die aber sehr dürftig ausfielen, obgleich ein junger Ausländer, Lehrer bei dem Herrn Baron, sich alle Mühe gab, den plumpen Burschen Mut und Geschick beizubringen. Die Sache war offenbar noch zu neu.

Endlich begab man sich zu dem drolligsten Schauspiel, dem Sacklaufen. Die Jungen wurden nämlich unter mancherlei Witz und Uebermut in Säcke gesteckt, die ihnen unter der Brust festgebunden wurden. In dieser Verfassung sollten sie um die Wette laufen. Allerdings keine kleine Aufgabe; denn hier half weder Kunst noch Schnelligkeit, — vielleicht daß das Phlegma allenfalls einen Vorsprung verlieh. Es waren ergötzliche Stellungen, die hier bei den unglücklichen Läufern vorkamen. Selten blieb einem der Fall erspart, und selbst unser muntre Krisch entging diesmal nicht dem heimtückischen Geschick zum großen Halloh seiner Mitbewerber und Zuschauer.

Allgemach war die Gesellschaft wieder zum Herrenhause zurückgekehrt.

„Ah, lieber Pastor, was Sie interessiren wird,“ begann der Baron; „ich hab den Zihrul-Wirt zur Einführung der vierfeldrigen Wechselwirtschaft überredet. Sie können sich gar nicht denken, was das für Mühe gemacht hat; vollends Klee zu säen, — wie er sich ausdrückte, ‚Gras ins Feld,‘ das doch ohnehin von Unkraut strohe, — das wollte ihm gar nicht in den Sinn, das schien ihm ganz ungeheuerlich. Endlich aber ließ er sich doch überzeugen, und Montag kommt der Revisor, um die Einteilung zu machen.“

„Den Wert dieser Wirtschaftsmethode, die unser lieber Dullo*) so warm empfiehlt, vermag ich, guter Herr Baron, wie Sie wissen, nicht zu beurteilen; ich war je und je ein schlechter Landwirt und bin Ihrem Herrn Vater von Herzen dankbar, daß er mich von den Lasten und Mühen der eignen Wirtschaft befreit hat, — ob es meine späteren Nachfolger auch sein werden, weiß ich nicht, — aber Eins freut mich, — daß Sie so energisch in die Fußstapfen Ihres seligen Herrn Vaters treten. Er kaufte, wie Sie wissen, vorzugsweise heruntergekommene Güter, — und was hat er aus ihnen gemacht! Sie können sich das kaum mehr vorstellen, da Sie keine Erinnerung an ihren früheren Zustand haben. Aber wenn man so oft, wie ich, in diesen mehr als vierzig Jahren, die Not, das Elend der Bauern, namentlich im Frühling gesehen hat, wenn man es bedenkt, welche furchtbare Versuchung in der Armut liegt, wie Not und Verbrechen nur zu oft Hand in Hand gehen, — da kann man nicht anders, als jeden Versuch, dem armen Volk zu einer gesicherteren Existenz zu verhelfen, — mit lautem Dank begrüßen. Das thu ich auch diesmal von

*) Auerkannter Landwirt und landwirtschaftlicher Schriftsteller jener Zeit und Gegend.

ganzem Herzen und wünsche nur, daß Ihnen Unwissenheit und Vorurteil nicht allzugroße Widerwärtigkeiten verursachen, Sie im Gegentheil die schönsten Erfolge erleben mögen.“

„Was die Vorurteile, die Schwierigkeiten anlangt, lieber Herr Pastor, so muß ich gestehen, daß sie mich nicht nur nicht abschrecken, sondern vielmehr als ein Reizmittel wirken, welches mich zu desto energischerem Vorwärtsschreiten anspornt.“

„Ein unverbesserlicher Schwärmer,“ flüsterte Herr v. Nagel, der sich etwas beiseit hielt, seinem Nachbar Henry zu.

„Ganz wie der Bruder,“ erwiderte jener. „Wollen immer in die Fixsterne hinaus.“

„Sie haben glücklicherweise beide was zuzusetzen,“ fuhr v. Nagel fort, „der Vater hat sie dick in der Wolle zurückgelassen. Aber es macht die Leute unzufrieden, wenn man nicht so vorgehen kann, wie diese unsere Herren Nachbarn. Ich seh es an den meinen. Wer kann denn auf alles Gequiek und Geplärr hören, und heute zu Brot, morgen zu Saat die Hand im Beutel haben, oder gar jedem eine Kuh kaufen, wenn ihm eine stürzt!“

„Das Aeußere, lieber Herr Pastor, muß ich, wie Sie wissen, meinem Manne überlassen,“ fiel die Baronin dazwischen. „Dafür gestattet er mir, mich ein bißchen des Innern anzunehmen. Und so hab ich denn, wie hier meine liebe Schwägerin, einen kleinen Versuch gemacht, das Spinnen und Weben etwas in die Höhe zu bringen. Der alte Rehberg ist dabei unser Manufakturrat. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, welches Hindernis mir dabei die Sprache bereitet. Dazu kommt, daß ich in der Stadt geboren und erwachsen bin, unter ganz anders gearteten Verhältnissen; und selbst dort, in dem schönen Süden, ist mir das Leben und Treiben der ländlichen Bevölkerung fern geblieben. Kaum daß ich je einmal in ein Bauernhaus getreten bin.

Aber so, glaub ich, sieht es doch nirgends aus, wie hier. Mit Schauern hab ich den Schmutz gesehen, in welchem sie leben, den unglaublichen Unverstand, mit welchem sie ihre Kinder erziehen oder die Kranken pflegen. Es ist kein Wunder, daß die armen Kleinen wie die Fliegen hinsterven. Ich habe einen Versuch gemacht, sie in dieser Beziehung etwas aufzuklären; — mein alter Doktor meint freilich, es sei verlorne Müß, — und, aufrichtig gesagt, ich fürchte, sie haben mich nicht einmal verstanden. Was mir aber geradezu unbegreiflich ist, das ist ihre Gleichgültigkeit bei dem Tode ihrer Kinder. Kaum daß die Mutter eine Thräne vergießt, wenn ihr das Kindlein in der Wiege stirbt. Und doch legen sie anderseits Zeichen von Zärtlichkeit an den Tag. — Ich ermüde Sie vielleicht, Herr Pastor, mit meinen Schilderungen, — aber Eins muß ich Ihnen sagen, die Klust, die ich als Fremde noch zu überschreiten habe, bis ich diesem armen, guten Volk näher kommen und etwas Gutes schaffen kann, — ist groß, — sehr groß. Ich fühl es nur zu tief.“

„Aber Sie bringen, meine Gnädige, so viel Sonnenschein der Liebe mit, daß die gütige Vorsehung Ihre Saat gewiß nicht wird verloren gehen lassen,“ erwiderte der Großvater.

„Nur rechnen Sie nie auf Dank, gute Frau Baronin,“ fiel Fräulein Alma mit unverkennbarer Bitterkeit dazwischen.

Schon ward der Abendtisch serviert, als ein alter Bauer herantrat und ehrerbietig mit unbedecktem Haupt am Fuß der großen Freitreppe stehen blieb, ein gebeugter, zitternder Mann, in dessen biederem, treuherzigem Gesicht die Spuren tiefen Grams unverkennbar waren.

„So komm doch herauf, alter Behrsing,“ ermutigte ihn der Baron. „Was drückt dich denn heute so sehr, wo doch alles voll Freude ist?“

„Ach, Herr!“ begann der Alte, tief aufseufzend. „Mit schwerem Herzen komme ich zu Ihnen. Mein ältester Sohn treibt ein böses Wesen. Saufen und Schlägereien ohne Ende. Jetzt hat er wieder gestern bei einem Streite seinen Gegner so geschlagen, daß der unglückliche Mensch blutend und bewußtlos weggetragen werden mußte. Das giebt aufs neue Schmach und wohlverdiente Strafe für meinen Sohn. Diese Schande bricht mir das Herz; — und doch bessert er sich nicht. — Ich bin alt. Er sollte mir in dem Gesinde (Bauerhof) nachfolgen; aber das seh ich klar wie die Sonne, wenn er es in die Hände bekommt, dann werden wir beiden Alten nach Jahresfrist mit weißen Stöcken über Land gehen. Darum wollte ich Sie bitten, sprechen Sie das Gesinde meinem zweiten Sohne zu, — und ihn, — ihn (hier fing der Alte an laut zu schluchzen und verhüllte sein Angesicht), — ihn geben Sie unter die Rekruten!“

„Behrsing,“ sagte ruhig und nicht ohne Teilnahme der Baron, „was du da sagst, ist wahr, — leider wahr. Dein Sohn ist ein arger Raufbold; aber ihn unter die Soldaten*) zu geben, — dazu kommen wir noch zeitig genug, und wenn ich's thäte, würdest du und dein altes Weib das am wenigsten überleben. — Aber ich will ein Wort mit ihm reden, ein ernstes Wort, und er wird mich verstehen. Und dann werd ich ihn als Knecht**) zu dem Uhring-Wirt geben; — du verstehst, ich werde es thun. Der Mann hat manchen wilden Hengst eingefahren; ich hoffe, er wird auch noch mit deinem Sohn fertig. — Und nun geh ruhig nach Hause.“

Unter Dankesbezeugungen und Thränen und Schluchzen

*) Damals währte der aktive Dienst des russischen Soldaten 25 Jahre. Die Disziplin war eine barbarische.

**) Auf ein Jahr verdungene Knechte durften nicht vor Jahresfrist die Stelle verlassen.

ging der Alte hinweg und trug Hoffnung und Trost in sein Haus hinab.

„Eine Neuigkeit, die ich Ihnen noch nicht mitgeteilt habe,“ nahm noch einmal der Baron das Wort, indem er sich an den Großvater wandte; — „ich hab ein Pendant zu der Schlacht auf dem Kulikowischen Felde (Dmitri Donskoi's Kampf gegen die Tataren), — das Bild: „die Freilassung der Bauern“ ist fertig. Beidemale ist's das Zerbrechen eines Joches, dort mit dem Schwert, hier durch ein Wort der Gnade. In der vergangenen Woche hat mir Eggink das Bild gebracht, und ich find es recht gelungen. Alexander*) sitzt auf dem Thron; seine Milde, seine bekannte Menschenfreundlichkeit spricht aus jedem seiner Züge. Er hat die Emancipationsurkunde in der Hand, — eine Schar Bauern streckt, freudig bewegt, voll Dank ihm die Hände entgegen. Das ist nun freilich mit Rücksicht auf die Wirklichkeit etwas stark idealisirt, — aber solche Momente wollen ideal gefaßt sein; — jedenfalls ist der Ausdruck der Gesichter sprechend; auch sind die verschiedenen nationalen Typen trefflich wiedergegeben. Doch Sie müssen das sehen. Es ist wohl schon etwas spät; aber der Saal hat die Abendsonne und Sie bekommen doch einen Eindruck von dem Ganzen.“

Damit erhob man sich und ging, das Bild zu besehen. v. Nagel vermochte jetzt nicht mehr an sich zu halten. „Aber lieber Hahn! Ich begreife, — begreife: noblesse oblige; du hast dem guten Eggink etwas zu verdienen geben wollen; ist ja auch ein Landeskind; — aber solch ein Sujet! Das ist schier unglaublich, — ich möchte fast sagen, das ist unerlaubt!“

*) Es ist hier von Alexander I. die Rede. Die Aufhebung der Leibeigenschaft geschah in Kurland bekanntlich 1817.

„Wie meinst du das?“

„Das ist doch wahrhaftig etwas, worüber unser eins nur trauern, was wir im besten Fall mit Schweigen begraben können; denn unsre Rechte sind doch dadurch aufs empfindlichste gekränkt; und das zu verewigen; just, als bedankten wir uns dafür! Glaub mir, wir werden daran noch lange zu laborieren haben.“

„Im Gegentheil! Es war eine Nothwendigkeit, eine Forderung der Zeit, — und weit davon entfernt, unser Ruin zu sein, hoffe ich, daß diese neue Ordnung sich für beide Teile als überaus heilsam erweisen wird. Ja, ich rechne von da an erst auf einen wirklichen Aufschwung unsrer Provinzen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft in unsern Landen wird mit das schönste Blatt in dem Lorbeerkranz unseres unvergeßlichen Monarchen bleiben.“

Man setzte sich zu Tisch und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

„Sag, lieber Mann, was wollte der arme Alte? Er schien so tief erschüttert, als er mit mir sprach.“

„Ach, es war wegen seines unglücklichen Sohnes, der wieder eine arge Schlägerei gehabt hat. Ich hoffe, wir werden den wilden Bären allmählich zähmen.“

„Gestatten Sie, Herr Baron,“ fiel der Großvater ein, „daß ich, da das Gespräch wieder auf ihn kommt, noch einmal feinetwegen das Wort nehme. Gewiß werden Ihre trefflichen Maßregeln dem jungen Mann sehr heilsam sein. Aber ich, wenn Sie erlauben, kenne ihn länger als Sie, und wenn ich bitten darf, verfahren Sie nicht zu streng mit ihm. Es ist eine wilde, unbändige Natur, ganz wie der Vater auch vor vierzig Jahren war; — er hat's nur jetzt vergessen und ist überhaupt gegen den Sohn zu Zeiten hart, ja ungerecht gewesen. Dieser gehört zu den Menschen, die vor keinem Schwerte zittern, die aber keinem sanften

Wort widerstehen können. Sie werden's mir kaum glauben, trotz seiner Löwenstärke und seiner Löwenwut, die zu Zeiten über ihn kommt, ist er weich wie ein Kind. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis will auch ich meine Ueberredungskraft an ihm versuchen. Wenn der Mensch etwas Bildung hätte, in einer andern Umgebung lebte, wenn man seinen lebhaften Geist in passender Weise beschäftigen könnte, — mit einem Wort, wenn der arme Junge zu lesen verstünde, — ich stehe Ihnen dafür, — Sie würden ihn nicht wieder erkennen.“

„Das führt uns wieder auf das alte Thema, lieber Paul,“ sprach die Baronin, zu ihrem Gatten gewendet, „wir müssen eine Schule haben. Ohne sie mühen wir uns umsonst; durch sie haben wir wenigstens die kommende Generation in unsrer Hand.“

„Gewiß, gewiß, teures Weib; aber nur nicht in diesem Jahr. Nur nichts überstürzen. Die Sache liegt mir sehr am Herzen, und des Pastors Wort giebt mir neuen Anlaß, daran zu denken.“

„Das fehlte noch!“ brach v. Ragel hervor. „Wenn das den Bauern nicht den Kopf verdreht, will ich nicht Ragel heißen. Wenn die Bauerjungen anfangen werden, in der Schule zu sitzen, werden wir wohl die Schweine hüten und Holz hacken müssen.“

„Aber, lieber Nachbar!“ erwiderte der Baron mit souveränem Lächeln, „du bist ja heute ganz aus dem Häuschen, und bist doch sonst so fürchterlich für Aufklärung; ich glaub, es ist das dritte Wort bei dir!“

„Natürlich, — natürlich, lieber Nachbar, — Aufklärung für unser einen, für anständige Leute. Ich mach kein Hehl daraus; — es lebt sich viel besser, wenn man diesen alten Kram und Trödel, den man namentlich unter dem Titel ‚Religion‘ aufgespeichert hat, ein für allemal los geworden

ist. Das versteht sich von selbst. — Aber Aufklärung für den Pöbel! Hier heißt es, — unter uns gesagt, je dümmer, je besser. Was versteht die Kuh von Muschaten.**) Aufklärung für unsre Bauern! Ich glaub, Ihr bringt uns die Revolution mit Gewalt über den Hals. Rustica gens optima flens, pessima ridens,***) sagten unsere Väter. Glaub mir, es ist noch heute so.“

„Schon gut, schon gut!“ rief v. Hahn laut auflachend. „Behalt denn die flennenden Bauern und laß mir die lachenden; wir wollen sehen, wer besser fährt. Und von der Revolution sind wir, dünkt mich, noch ein gutes Stück entfernt.“

„Sie wissen nicht, meine gnädigen Herrschaften,“ fiel hier der Großvater dazwischen, indem er sich an v. Hahn und dessen Gemahlin wendete, „wie froh, wie glücklich mich dieser Abend macht. Es ist mir wie jenem Greise, der das Land der Verheißung wenigstens von fern zu sehen bekam. Meine Augen werden das Aufspießen und die Früchte Ihrer Saat nicht sehen; sie werden dunkler von Tag zu Tag, und meine Stunden sind gezählt. Aber mein Schwiegersohn wird sie erleben, und an ihm, an seiner seltenen Gewissenhaftigkeit und Arbeitstreue werden Sie bei Ihren wohlwollenden Unternehmungen die beste Stütze finden.“

„Das wissen wir, lieber Herr Pastor,“ entgegnete der Hausherr, „und wir bedauern nur, daß er nicht auch heute bei uns ist.“

„Er ist heute in Wahn und wird wohl jetzt schon zu Hause sein; denn er hat morgen die Predigt.“

„Und das wissen wir auch,“ ergänzte die Baronin,

*) Muskatnuß. Altes kurisches Sprichwort.

***) Das Bauernvolk ist am besten, wenn es weint, am schlimmsten, wenn es lacht.

„daß alle Volksbildung nur dann zum Heil ausschlagen kann, wenn sie Hand in Hand mit dem Glauben geht.“

Bald darauf fuhr des Großvaters Wägelchen vor. Er nahm Abschied. Das erinnerte auch Herrn v. Nagel an die Rückfahrt. Er zog die Uhr aus der Tasche:

„Denk! Es ist halb zwölf!“ rief er aus. „Auf Ehr! ich hätt es nicht gedacht. Wie hell die Nächte sind! Heda! Joseph!“

Sein Diener kam. „Laß den Kutscher vorfahren!“ Und bald darauf rasselte der Nachbar, der weder einen grünen Tisch, noch knallende Pfropfen gefunden hatte, etwas verstimmt über den verlorenen Abend, in seiner grünen Olinz-Kalesche mit seiner Schwägerin von dannen.

Durch die milde Abendluft hörte man die fröhlichen Stimmen der Johannisgäste, die sich gegenwärtig zum größten Teil um die hochaufgerichteten Teertonnen geschart hatten, welche eben jetzt in Brand gesteckt wurden. Als nun gar der Jäger Martin seine Schwärmer, Frösche und Feuerräder anzündete, war des Jubels und Hurrarufens kein Ende. Auch ein paar Raketen brachte er glücklich zum Steigen, wobei leider leicht ein Unglück hätte passieren können; denn eine von diesen fiel gerade mitten unter die Pferde. Und so sanft und vernünftig die guten Tierchen sonst waren, solche Unterbrechungen vom Himmel herab kamen doch sonst zu selten in ihrer Praxis vor, als daß sie hätten ruhig bleiben können. Aber es waren glücklicherweise einige verständige Leute bei der Hand, welche die wild gewordenen Pferde auffingen und die andern beruhigten. So ward denn auch dies ohne weiteres Malheur überstanden. Die Teertonnen fielen zu Boden, die Stimmen verhallten, und bald nach Mitternacht war der größte Teil der Feiernden auf dem Rückweg, um ja am Morgen auch in der Kirche zu sein.

So mancher dem ähnliche Johannisabend war dahingegangen, da saß ich, damals ein kleines, sechsjähriges Bürschlein mit Schwester Lotte auf der Hintertreppe des alten Pastorates. Es war ein schöner, heißer Sommertag. Auf dem Hofe waltete Stille; denn es war Nachmittag und die Leute auf der Wiese oder sonstwo an der Arbeit. Plötzlich schlug aus dem Strohdach des alten hölzernen Stalles eine hohe Flamme zum Himmel auf.

„Das hat der Blitz gethan!“ rief ich der Schwester zu (es war aber gar kein Gewitter), — und fort liefen wir zur Großmutter, um ihr zu melden, was geschehen. So alt sie war, stürzte sie doch voll Hast nach dem „Endenzimmer“, wo der Vater grade eine Geographiestunde mit den Knaben hatte. Indem sie die Thür aufriß, schrie sie hinein:

„Friedrich! der Stall brennt!“

Der Vater warf das Buch auf den Boden und lief hinaus. Schon stand das ganze Dach nicht bloß des Stalles, sondern auch der andern Nebengebäude in Flammen. Die Mutter, die Dienstleute eilten herbei. Der Vater war gleich nach dem Pferdestall gestürzt, um die Pferde von den Halstern zu befreien. Kaum öffnete er die Thür, so schlugen auch schon die Flammen durch die Luge herab. Alles Holz, alles brennbare Stoffe; nichts, was dem Umsichgreifen der Flammen hätte Widerstand leisten können! Die erschreckten Tiere wollten nicht heraus. Er war allein. Nach großer Anstrengung gelang es ihm, sie hinauszuschaffen. Die Kühe waren glücklicherweise schon auf der Weide. Aber alle Geschirre, Wagen, Schlitten, Kisten und Kästen und Vorräte wurden ein Raub der Flammen. Eimer auf Eimer trug man aus dem nahen Brunnen herbei und goß das Wasser in die prasselnden Flammen, aber es versang nichts. Dazu das wirre Geschrei, die Unordnung. Höher und höher stieg

das Feuer; die ganze Luft war voll brennender Strohhalme und Funken, das Ganze ein Feuerodem, die Glut so furchtbar, daß man den brennenden Gebäuden nicht auf zehn Schritt nahen konnte. Keine Feuerspritze weit und breit.

Zu allem Unglück ward auch der Brunnenstock und die Einfassung durch die gewaltige Glut in Brand gesetzt und stand in hellen Flammen; keine Möglichkeit, ihn zu löschen, auch keine Möglichkeit, von dorthier noch einen Eimer Wasser zu erhalten.

In diesem Augenblick jagt ein Reiter in den Hof. Es ist Baron Alexander v. Hahn aus dem nahen Edelhof. Männer von dorthier folgen ihm, Nachbarn strömen zusammen. Alle hatte sie die Feuersäule gerufen oder waren sie durch die Nachricht aufgeschreckt worden: „das Pastorat brennt!“

Mit klarem Blick und unwiderstehlicher Entschlossenheit stellt der Baron sofort eine Reihe von Trägern auf, die das Wasser von der benachbarten Wiesenquelle herbeizutragen haben. Von den Ställen, von den Nebengebäuden war nichts mehr zu retten; das sah er ein. Er rief darum den größern Teil der Leute zum Wohnhause hin und ließ nur die brennenden Balken der Ställe mit Feuerhaken auseinanderreißen. Um so größer war die Gefahr für das Wohnhaus. Schon war die Glut so stark, daß die Kirschbäume im Garten verdorrten, daß der Zaun vom Feuer gefaßt wurde. Selbst das Ziegeldach des Pastorates bot keinen Schutz mehr dar, die Scheiben platzten, das Holzwerk fing Feuer. Während man dort alle Kräfte vereinte, um den drohenden Ausbruch der Flammen fern zu halten, kam auch der Bruder, Baron P. herangesprengt. Er eilte ins Haus, wo der Vater eben damit beschäftigt war, die Kirchen-Bücher und -Gerätschaften zu bergen, und wo man hin- und herlief, um Kleider, Möbel, Bücher und was es sonst noch gab, hinauszuschaffen. Er ließ sich Laken, Decken,

alles, was nur in Wasser getaucht und auf die glühenden Dachpfannen und Wände gebreitet werden konnte, reichen und langte sie dem Bruder zu, der, ein gewandter Turner, auf einer Leiter, hoch oben auf dem Dache stand. Selbst ein großer Kübel mit „saurer Grütze“,*) der in der Handkammer stand, mußte seinen Inhalt hergeben, um nur immer aufs neue die ausgefetztesten Dachflächen anzufeuchten. So ward endlich die Glut gekühlt und durch Gottes Barmherzigkeit die Gefahr vom Wohnhause abgewendet. Hätten wir Wind von den Ställen her gehabt, so hätte keine Menschenhand das Pastorat zu retten vermocht.

Darüber war es Abend geworden; die Glut der untergehenden Sonne und der glimmenden Holztrümmer und Aschenhaufen mischte sich in einander. Wir Kinder waren müd und — woran kein anderer dachte in der großen Aufregung — hungrig geworden. Aber es gab kein Brot. Es war verbrannt. Doch freundliche Nachbarn gedachten unser und brachten einige Laibe herbei. Damit sättigten wir uns. Aber die Thatsache, daß wir nach Gottes Rat in einem Augenblick um Hab und Gut gekommen waren und kein Stücklein Brot hatten, prägte sich mir tief und unvergeßlich ein. Gleichwohl schliefen wir, von der Großmutter zu Bett gebracht, süß und ruhig bis zum Morgen, während die Eltern und das Hausgesinde die ganze Nacht zu thun hatten, bis das Feuer gänzlich unterdrückt war. Noch am andern Morgen rauchten die Aschenhaufen und war die Glut so stark, daß wir die Eisenstücke nicht aus der Asche hervorziehen konnten. Desto eifriger waren wir später damit und hatten lange unsre Freude daran, die Nägel, Schrauben und Muttern und andern Eisenfram auf-

*) Bekanntes Lieblingsgericht in Kurland, besonders zur Sommerzeit.

zufuchen, grad zu richten und brauchbar zu machen. Größer aber war die Freude, als wir auf den Trümmern der alten neue, von Stein erbaute Ställe und Nebengebäude sich erheben sahen, die unter Gottes Schutz noch heute stehen. Der größte Gewinn aber aus jenem Brandunglück im alten Pastorat war, daß Baron P. von dort zurückgekehrt, mit dem Wort ins Zimmer trat: „Nachdem ich dies Elend gesehen, wie die alten Gebäude dort wie Zunder aufgingen, steht es bei mir fest: kein Gesinde auf meinem Gut wird mehr aus Holz gebaut.“

Die Ursache des Brandunglücks blieb lange unaufgeklärt. Nach Jahren aber lag ein Kutscher, der in jener Zeit bei meinem Vater in Dienst gestanden hatte, auf dem Sterbebett. Er bat um den letzten Trost. Als der Vater zu ihm eintrat, dankte er Gott, daß er nicht vorher hinweggestorben. „Es drückt mich,“ sprach er, „eine Sünde jetzt diese lange Reihe von Jahren hindurch. Gott sei gepriesen, daß ich noch mein Herz erleichtern kann und sie nicht hinübernehmen muß in jene Welt. Ich war es, Herr, der schuld war, daß Euch Häuser und Habe niederbrannten. Trotz Eures strengen Verbots hatte ich mir im Stall meine Pfeife gestopft und den brennenden Schwamm auf die Pfeife gelegt. Ich wollte ins Feld und stieg über den Zaun, da trug ein Luftzug mir den Schwamm fort. Ich sah mich um, ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht. Er muß ins Dach geflogen sein; denn kaum war ich eine halbe Stunde an der Arbeit, da schlug die Flamme auf. Vergebt es mir, Herr, wie Gott mir diese und alle meine Sünden vergeben wolle.“

7. Eine Jagd.

Liegst du da noch, du guter, alter Stein, hart an der Einfahrt zum Pastorate Wahren? Wie still und freundlich sahst du zu meiner Zeit dir die Welt an mit deinem runden, rötlichen Angesicht! Einen „erratischen Block“ nannten dich die blinden Gelehrten. Als ob du so ein fahrender Tourist gewesen wärst, der sich aus langer Weile in allen Herrgottsländern umhertreibt und nicht weiß, wo er sich niederlassen soll. Nein, das warst du dein Leben lang nicht! Nur ein armer geplagter Dulder, ein lehrreicher Vorgänger späterer Geschlechter, unter Dual und Glut geboren, unter Gletschereis begraben, gestoßen, gedrängt, geschoben, gescheuert und geschliffen, bis eine gütige Sintflut dich hier absetzte, die Stürme schwiegen, die Sonne siegte, die Wasser zur Tiefe rannen und du Ruhe fandest hier vor unsrer Thür. Und was hast du nicht alles gesehen seit jener Zeit! Wie das Land auftauchte aus dem Wassergrabe, wie die Wildnis empor sproßte, wie allerlei Ungetüm sich fand und mit einander kämpfte, bis endlich das arme, schwache Gebild entstand, das mit seinem Geist und seinem Arm diese Wildnis lichten, die reißenden Tiere niederwerfen sollte. Ein langer, schwerer Kampf für die mit Stein und Knochen kümmerlich bewehrte Hand! — Und weiter sahst du, wie Völker auf Völker stießen, kamen und schwanden, bis endlich jene Fremdlinge in der Rutte

das Evangelium und des Papstes Satzung brachten, bis endlich das alte Pastorat gebaut wurde und die Kirche mit dem Hahn auf dem Turm, die man von hier aus so trefflich sehen kann. Du sahst auch diese Boten verschwinden und die Männer der reinen Lehre hier ein und ausgehen, mit ihren stattlichen Schnurr- und Knebelbärten, wie jener alte Möllenbrock, dessen Bild noch heute in der Kirche hängt. Du erlebtest die Zeit, wo das „große Sterben“ ins Land kam und die kaum gebahnten Wege, die sich hier um das grüne Dreieck zur Pastoratsgasse vereinigen, stiller und stiller wurden, bis das Kirchenbuch aufhörte. Doch allmählich sahst du wieder Menschen vorüberwandeln, hörtest du nach dem vielen Sterbegeläute Hochzeitglocken fröhlich den Weg herauf klingen, bis unser Großvater seinen Einzug hielt, unbeirrt durch der alten Pastorin Rohde warnende Rede, — und sein Weib heimholte, und froh und glücklich war mit ihr trotzdem, daß wie man bei uns sagt, zuweilen „Schmalhals Küchenmeister war.“ So sahst du ein Geschlecht nach dem andern dahingehen, bis endlich unsere Reihe kam, und wir auf dir saßen oder um dich her sprangen, oder an dir vorüberzogen zu Kurzweil oder mancherlei Unternehmung, wie sie eines Knaben Leben mit sich bringt. Und wir saßen gern um dich herum oder auf dir und sahen die Straße hinauf nach dem Fuhrwerk, das von links oder rechts des Weges kam.

So auch an jenem Tage, als das Schellengeläute von Klein-Wahnen näher und näher kam, bis die alte hellgelbe Kalesche sichtbar ward, mit zwei Füchsen und einem Schimmel bespannt. Welche Knabenwonne, als sie an uns vorüber in den Hof fuhr, den blanken Messingzierat, die roten Frieslappen an dem Geschirr und die Pferde selbst zu mustern und, als die Insassen ausgestiegen waren, mit des Kutschers gnädiger Erlaubnis uns in den alten rasseln-

den Kasten zu setzen! Der ältliche, etwas forpulente Herr, der aus dem Wagen stieg, war der Major von Herbertson und die beiden Knaben seine Söhne, die er zu uns in Pension brachte. Es war ein schnurriger alter Kauz, dieser Major a. D. Er trug einen blauen Frack mit blanken Knöpfen, eine weiße Weste und sandgelbe Beinkleider, die in stattlichen blanken Stiefeln staken, deren herzförmig ausgeschnittene Stulpen oben einen Seidenbüschel als Zierat trugen. Man erzählte sich, er sei eigentlich nur Fähnrich und habe sich selbst zum Major avanciert. Aber was kümmerte das die Leute! Wer frug ihn nach seinem Patent! Und vollends, was kümmerte das uns? Wir waren froh, neue Kameraden gekriegt zu haben und hatten ihn, den Alten, gern. Er brachte uns frisches und getrocknetes Obst, wenn er seine Söhne besuchte, auch selbstgebackenes Konfekt aus Syrup und Erbsenmehl; denn er hatte eine sparsame Ader, der alte Herr. Hatte es auch einen kleinen Beigeschmack von Rauch, weil es in einem Kiegenofen*) das Licht dieser Welt erblickt hatte, so verachteten wir es doch nicht zu sehr. — Auf dem Gute des alten Majors sah es ziemlich trostlos aus. Er that wenig für das Äußere, war auch im übrigen kein großer Landwirt, aber er verstand die Kunst, überall etwas abzusparen oder herauszuquetschen und still den Rubel zum Rubel zu legen. Mit den Nachbarn hatte er wenig Verkehr, nur v. Nagel, der nächste unter ihnen, überfiel ihn zuzeiten mit einem oder dem andern, um den Alten zu einer Partie zu nötigen, oder wenn die Jagd im Winter ihn in seine Nähe brachte. Gar unwirtlich sah es allerdings bei ihm aus; die Zimmer waren meist ungeheizt, ja es fand sich nicht einmal brauchbares Brennholz, um die große Maschine von Ofen einigermaßen

*) Kiege heißt in Kurland die Dörrkammer für Getreide, in welcher Hitze und Rauch sich verbanden.

zu erwärmen. Der Alte war zugeknöpft, verlegen, bat um Entschuldigung wegen mangelnder Vorrichtungen zur Bewirtung der lieben Nachbarn. Es sei ihnen aber bekannt, daß er leider Witwer sei und für seine Person nur die Ansprüche eines alten Soldaten habe. Aber Kugel ließ sich dadurch nicht irre machen. Mit einigem Humor wußte er den nötigen Kaffee, ja selbst ein Pfund versteckter Chocolate und eine Flasche feinen Cognac in dem Schlafzimmer des Alten herauszuschnüffeln, ja im Keller fanden sich sogar einige vergessene Flaschen Wein oder ein kleines Tönnchen mit holländischen Heringen. Die Kutscher bekamen Ordre, in Ermanglung von Brennholz die Zäune zu plündern, und bald prasselte das Feuer munter im Ofen. Der Kartentisch wurde in die Mitte des Zimmers gerückt, ein guter Punsch fabriziert und der Alte nolens volens in Mitleidenschaft gezogen. Wenn sie dann wegfuhr, die wenig willkommenen Gäste, seufzte der Major wohl erleichtert auf; im Grunde hatte er aber meist nicht viel zu beklagen; denn, ein feiner Spieler, der er war, kaltblütig und vorsichtig, hatte er am Bostontisch fast immer entschiedenes Glück gehabt.

Und wieder sitzen wir auf unserm Stein. Ein Gefährt kommt des Weges, mit einem wohlgepflegten Braunen bespannt. Der Müller Zülp sitzt darin, lang, steif, wie ein Talglicht, von seinem Sohne Otto gekutscht. Daß wir unsern Sitz alsbald verließen, als er in den Hof gefahren war, und die verschiedenen Tugenden des Wagens und des Pferdes näher untersuchten, versteht sich von selbst. Der steife Müller war unterdessen, ehrerbietigst von seinem Sohne gefolgt, ins Haus getreten, wo er dann erst mit dem Vater ein Gespräch über dieses und jenes begann, bis er zu dem eigentlichen Zweck seines Besuches kam, welcher kein anderer war, als seine beiden hochaufgeschossenen Söhne

an einigem Unterricht participieren zu lassen, — nur ohne Latein.

„Otto, geh hinaus und sieh, ob das Pferd ruhig steht,“ rief er seinem Sprößling zu, der an der Thür stehen geblieben war. Dieser that, wie befohlen, und kehrte nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück: „Es steht ganz ruhig.“ — „Schafskopf!“ sagte der Vater mit belehrendem Nachdruck, „wenn man dich hinausjchickt, so mußt du begreifen, daß du wegzubleiben hast, bis man dich wieder ruft!“ — Der Wink war deutlich genug, und Otto folgte ihm mit gesenktem Haupt. Das Gespräch des Vaters ward nicht weiter gestört und erreichte den gewünschten Zweck. Müllermeister Zülp war auch sonst ein Original. Von Kopf bis zu Fuß ein richtiger „Teutscher,“ alles „Unteutsche“ tief verachtend, hatte er sich bei den Bauern, die er übrigens ehrlich und anständig behandelte, keiner besondern Gunst zu erfreuen. Ein Zeichen davon war's auch vielleicht, daß sie ihm in Anbetracht seiner grimmig langen Zähne den Spitznamen „Tannenzahn“ gegeben hatten. Bei uns Kindern hieß er „der Charaktermann.“ Das hing so zusammen. Er war nicht ganz ohne Bildung, gab mir auch einmal ein Werk über Mühlenbau, mit dem ich als Knabe freilich wenig aufstellen konnte, — und hielt etwas auf seinen Stand. Abends ging er lustwandeln, auch wohl ab und zu in den nahen Krug, weniger um zu trinken, als um mit dem Krüger und andern „Teutschen“ zu rauchen, zu schwätzen und vor allem seine Weisheit leuchten zu lassen. Nun arbeitete bei ihm einmal der Schuhmacher Riffert, der die Aufgabe hatte, das ganze Haus zu „beschuhem,“ wie es damals häufig Sitte war, zumal bei größerem Haushalt. Schuster Riffert war ein ganz geschickter Arbeiter, er hatte nur die eine Schwachheit, — er guckte gern ins Glas. Das war auch der Grund, weswegen man ihm

keine Arbeit ins Haus geben konnte; man kriegte sie dann selten oder gar nicht. Natürlich war er dabei auf keinen grünen Zweig gekommen. Stellte man ihn dagegen unter Vormundschaft und nahm ihn ins Haus, so konnte man mit seinen Leistungen zufrieden sein; auch fiel dann sicher etwas für Weib und Kind ab, die sonst Hungers sterben konnten. Eines Nachmittags kommt unser langer Müller steif und würdevoll wie ein Kirchturm vom Krüge nach Hause. Unterwegs begegnet ihm der Schuster, der sonst gewöhnlich erst gegen Abend besonders unruhig zu werden pflegte, aber diesmal schon etwas früher von Durst geplagt war. „Wo gehen Sie hin, Niffert?“ redet ihn der Müller von seiner Höhe herab an. Das blasse, gedunsene Schuster Gesicht läßt die Augen sinken und verstummt. „Wieder in die Schenke, um Ihr bißchen Verstand zu versaufen? Schämen Sie sich, Sie elender Wicht! Wissen Sie nicht, bei wem Sie arbeiten? Ich bin ein Mann von Charakter!“ Und damit schlug er stolz an seine Brust. Niffert aber machte Kehrtum und schlich sich, wie ein verregnetes Huhn nach Hause, um erst seinen Gang anzutreten, nachdem der Lange sich zur Ruhe gelegt hatte. Bei andrer Gelegenheit hatten auch wir Knaben den Charaktermann in seiner ganzen Größe kennen zu lernen. Unser Weg zum Badeplatz führte nämlich durch die Mühle, und da war es denn ein ganz reizendes Vergnügen, des Müllers großen Kettenhund, der ohnehin sehr böse war, beim Vorübergehen ein bißchen zu necken. Dauerte nun das Bellen länger als gewöhnlich, und wurde es stärker und stärker, da wachte selbst der Müller von seinem Nachmittagschlaf auf, riß das Fenster auf und rief uns in den Rücken: „Ihr infamen Jungen! Daß euch das Donnerwetter sechzigtausend Klaster unter die Erde schlage, u. s. w.“ Ehe er noch mit seinem Fluch zu Ende kam, waren wir natürlich über alle

Berge. Aber auch sonst hatte die Mühle und der Mühlen-
teich seine Reize. Im Winter zum Schlittschuhlaufen wie
geschaffen, im Sommer zum Angeln; jenseits ein wonniger
Spaziergang durch das Birkenwäldchen und unter der alten
Hängebirke am Uferabhang ein Plätzchen zum Sinnen und
Dichten, wie kein zweites. Erschienen abends des Müllers
Söhne, um am Ufer zu lustwandeln, so fehlte es an Mut-
willen und Neckerei von unsrer Seite nicht. „Otto, kommt
das Floh-Exempel aus?“ rief ich wohl boshaft in der
Abendluft über das stille Wasser hinüber. Es war dies
nämlich des armen Jungen Herzeleid, wenn er berechnen
sollte, wieviel ein Floh wegziehen könnte, wenn er das Ge-
wicht eines Pferdes hätte, vorausgesetzt, daß ein Floh das
Achtzehnfache seines Gewichtes fortschleppen könne. Viel
Leiden hast du ausgestanden, armer Otto, um diesen Floh
und andere Exempel! Doch nun ist alles überstanden; ihr
seid alle hinüber; kein Exempel macht euch mehr Kopf-
brechen. Ihr habt längst das Facit aller Fragen gefunden,
und kein Mensch denkt mehr in der Gegend oder auch in
der Wahnsenschen Mühle selbst an den längst verklungenen
Müller Zülp.

Und wieder kommen wir durch die Gasse heraus, an
dem alten Stein vorüber, nicht um uns bei ihm nieder-
zulassen, auch nicht um an den Birken, ihm gegenüber,
unsere Turn- und Kletterkünste zu erproben oder zum Bach
hinabzueilen, um zu krebßen, — du herrlichstes aller Ver-
gnügen in milder, lauer Sommernacht! Es ist ja Winter,
der Mühlenteich blank gefroren, dazu Sonnabend Nach-
mittag. Die Schlittschuhe in der Hand, eilen wir munter
die Straße hinab. Heute soll es 'mal weit gehen! Schlitt-
schuhlaufen, wie es die Städter treiben, auf gefegter Bahn,
ist ja nur ein Manegenritt, ein dürftiges Vergnügen.
Aber frei über die blanken Teiche, die ausgetretenen Bäche

schweifen, wersteweit Entdeckungsreisen machen, — das ist Lust! Darum allein hab ich den alten Großonkel aus Franken beneidet, wenn er von seinen Reisen in Holland erzählte und den endlosen gefrorenen Kanälen und den Milchmädchen, auf Schlittschuhen, die ihre Ware auf dem Kopf zur Stadt brächten, von seinen eignen Schlittschuhen mit den großen Schnäbeln und seiner Kunst, mit ihnen rollende Thaler vor sich her zu treiben. „Heute soll's weit gehen!“ mit diesem Ausruf begrüßen wir das blanke Wasser; schnell waren die Schlittschuhe angeschnallt und fort ging es über den Teich, die Wiesen, dem Flüggen zu, an welchem Nagels Gut, Pflumingen, lag. Wenn das Glück gut war, gedachten wir bis dorthin zu gelangen und die erste Nachricht von der großen Jagd nach Hause zu bringen, die heute dort abgehalten wurde, und zu welcher wir schon am Morgen die Wahnnenschen Schlitten hatten fahren sehen.

Somit sind wir auch in unsrer Erzählung in die Nähe des Mannes gekommen, dessen flüchtige Bekanntschaft wir schon früher gemacht hatten, und von dem wir heute noch weiter zu berichten haben. Herr von Nagel war keine unangenehme Erscheinung. In der Mitte der Vierziger, „noch in den besten Jahren,“ wie er gern sagen hörte, kleidete ihn das feingelockte Haar gar wohl, und selbst die kleine appetitliche Glaze paßte zum Ganzen. Er gab sich Mühe, jung auszusehen, wo möglich jünger, als er war. Dieser Schwachheit entsprach es, daß er verboten hatte, seinen Geburtstag zu feiern; er wollte weder sich selbst noch andere daran erinnert sehen, daß er ein Jahr älter geworden war. — Frivol bis zur Haarspitze, meinte er, man habe nur deswegen von Jesu soviel Wesens gemacht, weil er soviel aufgeklärter gewesen sei, als seine Zeitgenossen; ja es schämte sich der lasterreiche Herr nicht, blasphemisch hinzuzufügen, es würde ihm dasselbe passiert sein,

wenn er zu jener Zeit gelebt hätte. Halb mozartisch halb bourbonisch im Profil trug er den Stempel des raffinierten Lebemanns in seinem Angesicht. Sorgen fanden auf der ewig heitern Stirn des ehemaligen Göttinger Studenten selten einen Platz. Als Erinnerung an jene Zeit war ihm eine Schmarre in der Wange geblieben, die ihn nicht entstellte, vielmehr dem sonst etwas weichlichen Gesicht etwas Pikantes gab. Von der Medizin dagegen, die er hatte studieren sollen, hatte er nur eine verschwommene Ahnung behalten. — Er mußte, daß er ein hübscher Junge gewesen war; aber mehr als auf sein Angesicht that er sich doch auf seinen aristokratischen Fuß zu gute und hielt darum auch immer auf feines Schuhwerk. Und in der That, wenn er, trotz seines bemerklichen Embonpoints leicht wie eine Feder zum Walzer auftrat, so war es ein Vergnügen ihn zu sehen. Maestro Belluzzi, damals erster Tanzlehrer Kurlands, hätte es nicht graziöser machen können. Daß er mit den 60 000 Rubeln, die er von seiner Mutter geerbt hatte, früh fertig geworden war, wird man erklärlich finden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ihm jeder Tag ohne Gesellschaft als verloren erschien. Hatte er sie nicht im Hause, so mußte er sie außer demselben haben. Stets zu allerlei Thorheit und Karnevalsstreichen aufgelegt, hatte er den Spitznamen „des Frohen“ erhalten. Man war darum auch wenig erstaunt, von ihm, als er schon längst Familienvater war und die Vierzig hinter sich hatte, heute dies und morgen jenes zu hören, worin sich sein unverbesserlicher studentischer Leichtsinn kundgab. Da er jetzt mit dem mütterlichen Erbteil zu Ende war, ging's an das Vermögen der Frau und ans Gut. Letzteres war freilich nicht allzugroß, aber es hätte bei einigermaßen geordneter Wirtschaft einen ganz angenehmen Ertrag abwerfen können. Doch wo war daran zu denken! Alle Details der Land-

wirtschaft, jede ernste Beschäftigung waren ihm ein Greuel. Natürlich geriet er auf diesem Wege immer tiefer in Schulden; das mochte andern Sorge bereiten; ihn socht es wenig an. Stellten sich Verlegenheiten ein, die selbstverständlich nicht ausbleiben konnten, so beschäftigte ihn einzig die Frage: „Wie und wo ließe sich was flüssig machen?“ Das geschah auch in der Woche, die der erwähnten Jagd vorausging. An seinen Nachbar Herbertson durfte er sich am wenigsten wenden. „Nur dieses nicht, lieber Ragel, nur dieses nicht!“ war dessen stereotype Antwort, und dabei wurde sein S so scharf, — er war Ehstländer — und sein Diskant so schneidend hoch, daß alle Hoffnung aufgegeben werden mußte. Und zugleich wußte der Alte eine Miene anzunehmen, als sei kein roter Groschen bei ihm aufzutreiben. An seine größern Nachbarn wagte Ragel sich nicht mehr. Jeder von ihnen wußte, wieviel auf sein Wort zu geben war, und ging natürlich Unannehmlichkeiten möglichst aus dem Wege. Seine gutmütige Frau hatte ihm bereits alles, was sie ihr eigen nennen konnte, in die Hände gegeben und hatte mit ihrer kleinen Wirtschaft in Haus und Küche soviel zu schaffen, daß sie sich kaum um den Kassenbestand ihres Mannes kümmerte. Schwägerin Alma bewachte ihren kleinen Rest mit Zähigkeit. Kurz, der alte Göttinger war für den Augenblick entschieden „in Schmulibus.“ Sein Getreide war bis auf einen unbedeutenden Rest schon verkauft und abgeliefert; der Erlös reichte eben hin, alte angelaufene Schulden zu decken und die ärgsten Schreier zum Schweigen zu bringen, seine Mastochsen waren eingestellt, aber noch nicht fertig. Wo Geld hernehmen? Die Einladungen zur Jagd waren schon ergangen, die Glenne, deren es damals noch ziemlich viele gab, eingekreist, zwanzig bis fünf- undzwanzig Herren sollten nach vier Tagen in Pluhmingen sich versammeln, — und kein Geld!

Aber wann wäre Nagel je lange ohne Ausweg gewesen! — Er ließ den Brauntweinsbrenner rufen. — Nach einer Weile erschien Joseph, der Kammerdiener, und meldete: „Gnädiger Herr! der Jud ist da.“

„Laß ihn eintreten!“

Der Sohn Israels öffnete langsam die Thür, blieb an ihr stehen und machte einen tiefen Bückling vor dem gnädigen Herrn. Dieser ging auf und ab, ließ den Juden einige Minuten stehen, darauf wandte er sich plötzlich um, warf seinen Glaskopf in die Höhe und begann: „Jossel, ich brauch Geld; dreihundert Rubel brauch ich.“

„Gnädiger Herr! Ich — und Geld! wie sollen die kommen zusammen? Wo soll'n mer Geld hernehmen?“ antwortete der Jud mit Achselzucken; und zerlumpt genug sah er aus in seinem schmierigen Schlafrock und seinen unförmlichen „Schochtstiefeln.“ *)

„Varifari! Jossel ich brauch Geld und du hast immer Geld. Ich sag dir, wenn du heute nicht 300 Rubel schaffst, so hast du morgen die Brennerei nicht mehr. Ich kenn euch, Leute, du insamer Jüd, du! Ich krieg zehn für einen!“

„Was können mer mache, wenn der gnädige Herr wird wollen werfen arme Judens auf die Straße bei diesen harten Winter mit Gewalt! Erbarmen sich doch, gnädiger Herr! Wo soll'n mer bleiben mit die Frau und die kleine Kinderkens! — Und seinten mer nicht ein guter Brenner gewesen? Haben mer nicht mehr Brauntwein geschafft aus dem schlechten Roggen und die Kartoffels, als alle andern Brenners? Di, die halbverfrorne Kartoffels! Aber wo soll'n mer herkriegten dreihundert silberne Rubels? Unmöglich! Ganz gorre unmöglich, gnädiger Herr!“

„Dumm Zeug! Ein guter Brenner bist du, Jossel;

*) Schachtstiefeln.

das hab ich immer gesagt; aber ein Jüd, ein Erzschelm, ein Spitzbub bist du doch, — und Geld hast du!“

„Aber wenn wir auch nicht selbst habb'n Geld, können mer doch vielleicht sehn zuzusehn, ob mer nicht können kriegen Geld bei andere Lait vor Prozenter's.“

„Seht doch den verfluchten Juden! Heraus, heraus sollst du mir morgen am Tage, — oder schaff Geld!“

„Au wai! Ein Jüd bin ich schon. Aber wird es denn sein graufße Ehre vor solch einen graufßen Baron, einen armen Juden herauszuschmeißen oder mir abzuziehn das Fell über die Ohren, zu verlangen, was ganz gorre onmeglich ist? — Ja, wenn ich doch einen Krug hätte, oder sonst etwas, womit man kann verdienen Geld, man nur so 'nen kleinen, nichtsnutzigen Krug, wie der Pfefferkrug am Walde, so wollt' ich schaffen Geld für den gnädigen Herrn Baron. Geben Sie mir, gnädiger Herr, den kleinen Krug.“

„Was willst du denn bieten, Joffel?“

„Di, was der alte Kruger gegeben hat, — hundert Rubel. Ist ja ein ganz kleiner Krug.“

„Ne, Freund, dafür wirst du ihn nicht kriegen.“

„So woll'n mer zehn zugeben; aber, gnädiger Herr, ich schwöre Ihnen zu, mehr kann man nicht geben.“

„Ja, wenn du nicht der Jüd Joffel wärst,“ erwiderte Kugel mit bedeutungsvollem Lächeln. „Zweihundert mußt du geben.“

„Gewalt! Gewalt! Wie soll'n mer das eintreiben. Hundertzwanzig kann kein Mensch geben, und wenn ich sie gebe, komm ich zu kurz. — Was lohnt sich zu dingen, gnädiger Herr. Geb' Gott Ihnen Glück, so gewinnen Sie hundert Rubel an einem Abend. Sie sind doch nicht wie andere Herrschaften, die nicht zu leben haben.“

„Also für 120 denkst du den Krug zu kriegen? Ne,

Jossel; war ja von mir nur ein Spaß. Weißt du denn nicht, daß das Gesetz überhaupt verbietet, Krüge an Juden zu verarrendieren?“

„Laß ihm freien,*) dem Gesetz! Wird er uns beißen, der Gesetz? — Wird der Joseph, der Kammerdiener, geben den Namen, wird er haben den Krug, werd ich zahlen die Arrende, werd ich zahlen 125 Rubel.“

„Hab ich nicht recht, Jossel, wenn ich sage, daß du ein pfißiger Kerl bist. Und nun hör, Jüd, zahlst du mir 130 Rubel für den Krug und schaffst du mir dreihundert heute auf der Stelle, — Rückgabe nächsten Martini, — so sollst du leben und bleiben.“

„Was soll'n mer machen!“ sagte der Jüd mit Achselzucken. „Für den gnädigen Herrn müssen wir schon sehn, alles zu schaffen. — Aber was soll'n mer mit dem Geld? Nach der Stadt fahren?“

„Ja, nach der Stadt fahren. Die gnädige Frau wird dir aufschreiben, was du alles von Schönmann holen sollst. Aber morgen abend bist du zurück, — hörst du; denn Sonnabend ist Jagd.“

„Adje! gnädiger Herr. Wird alles werden besorgt, und werden sein zufrieden, gnädiger Herr!“

Damit verließ der Jude das Zimmer, um sich an das andere Ende des Hauses zu begeben, wo die Zimmer der Frau von Ragel sich befanden. Unterwegs begegnete ihm im Vorzimmer der Kammerdiener Joseph.

„Na, Jüd, heute gute Geschäfte gemacht?“ fragte ihn der letztere. „Habt Ihr den Krug gekriegt?“

„Ja, für 130 Rubel. Viel Geld! grausam viel Geld! Sie werden geben den Namen, und ich werd halten den Krug.“

„Und glaubt Ihr, daß das umsonst sein soll?“

*) schreien.

„Weiß ich nicht zu leben? Herr Joseph! Wird ich doch die Ehre haben, Sie aufzunehmen, wenn Sie kommen, mit en Kummchen, wie Sie nicht haben getrunken, — Ihr Lebetag nicht, — etwas Faines, etwas gorre Faines,“ und dabei setzte er die Finger an den Mund und machte eine Miene, als schlürfte er Nektar. „Soll'n auch sein Karten.“

„Gut, so werd ich mich ausbitten zu Sonntag Nachmittag. Der Herr wird müd sein von der Jagd und Besuch wird keiner sein. Aber wenn kein Tanz ist, so lohnt sich's nicht, die Füße zu brechen, bis man zu Euch kommt.“

„Soll auch sein Danz, Herr Joseph. Aber ich hätt' eine kleine Bitte an Sie, Herr Joseph.“

„Na, was denn?“

„Sie wissen, hab ich gebracht voriges Jahr der gnädigen Frau das perlgraue seidne Kleid aus Memel. Wahrhaftig, war mir schwer, es zu schmuggeln; hätten mir beinah die Strandreiters^{*)} abgerissen den Kopp, — und hab ich selbst bezahlt bare 40 Rubel, — und hab nicht gekriegt nicht einen Koppechen von der gnädigen Frau, hab auch nicht derfen sagen dem Herrn Baron. Soll kriegen das Geld, wenn die Butter verkauft ist. Kann ich doch lange warten auf die Butter; denn die Kühe stehen auf Stroh!^{**)} Wollt' ich Ihnen bitten, mer zu sagen, wenn die gnädige Frau wieder Geld hat, daß mer können kommen erinnern.“

„Na, das wird wohl nicht eher sein, als bis der Bruder kommt.“

„Welcher Bruder?“

„Ach, der General! Hat sie ihn doch gut gemelkt, als er hier war vor zwei Jahren, — und wird ihn wieder melken, — wenn er nicht Angst gekriegt hat, überhaupt zu kommen.“

*) Zollwächter.

***) d. h. werden nur mit Stroh gefüttert.

„Vergessen Sie mer nicht, Herr Joseph, werd ich Ihnen auch nicht vergessen.“

Damit verzog sich der Jud, um seine Aufträge zu holen.

Ragel aber ging auf und nieder in seinem Zimmer. Es wurde ihm ganz behaglich bei dem Gedanken, daß wieder „Blech“ da war. Schon genoß er in Gedanken den guten Kaviar und andere Delikatessen und witterte Cliquot.

Bald darauf trat Joseph ein und meldete den Verwalter. Herr Müller trat ein.

„Nun, Müller?“ fragte sein Herr.

„Schlechte Nachrichten, Herr Baron. Die lange Liese ist durchgebrochen.“

„Was? War sie denn nicht hinter Schloß und Riegel?“

„Nun, wofür heiß ich denn Müller, und bin doch schon Verwalter seit zwölf Jahren, obgleich bei dem gnädigen Herrn erst im zweiten Jahr. Aber das Mensch hat „Muckeisen“ *) gehabt, aber nicht Muckeisen allein, sondern Helfers-helfer; denn sie konnte das Schloß nicht aufbrechen, auch wenn man ihr den Schlüssel gab; die Latten sind viel zu eng, da geht keine Hand durch. Es muß von außen einer aufgeschlossen haben, und nach der Spur zu urteilen, ist es eine Weibsperson gewesen. — Da ist eine ganze Bande, dort auf der Grenze von Alt-Wermelshof. Man hört dort jetzt von Einbruch und Diebstahl alle Tage. Und Weiber sind es, — die lange Ungar-Lihbe, die Zigeuner-Trine und noch eine. Sie machen ihre Fahrten jetzt in den dunkeln Nächten und brechen ein; aber kein Mensch kann sie festkriegen. Auch der Pelnu-Martin, **) der vor zwei Jahren nach Sibirien verschickt wurde, soll wieder zurück sein.“

*) Provinzialismus für „Dietriche.“

**) eigentlich „Aschen-Martin,“ vom Volk so genannt wegen der vielen Brandstiftung, die er verübt hatte.

„Entsetzlich!“

„Haben Sie, gnädiger Herr, schon gehört, was dem Dammerwirt passiert ist?“

„Nein.“

„Es ist doch ein stämmiger, junger Kerl. Der ist vor einigen Tagen im Walde, um Strauch zu hauen. Hört er durch die Strüffeln*) Weiber kommen. Der Wald ist dort ziemlich dicht. Er duckt sich, um zu hören, was sie vorhaben. Richtig, sie machen ab, die nächste Nacht bei ihm in die Kleete**) zu steigen; die eine soll das Pferd schaffen, das am Amberg***) hinter der Kleete warten soll, damit sie nicht weit zu tragen haben. Mein Dammer, nicht faul, sagt zu Hause kein Wort, nicht einmal der Frau, geht abends weg und schließt sich in die Kleete ein, — freut sich die Kanailen abzufangen. Richtig, es mag kaum zehn Uhr sein, so kommen die Menschen, klettern von der Feldseite aufs Dach, reißen das Stroh auseinander und wupps! da sind sie! Eben wollen sie die Schinken und Speckseiten und was er von Weizen und Erbsen hat, holen, da kommt er aus der Ecke hervor. Aber — hast du nicht gesehen! Die eine von den Bestien kratzt ihm in die Augen, die andere fährt ihm von hinten mit der Hand unter die Binde, daß er nicht schreien kann; so balgen sie sich herum, bis endlich die Weiber sich losreißen und wie die Katzen wieder hinauf und hinüber sind. Ehe er noch selbst ihnen nach und die Kleete aufschließen kann, sind sie auf und davon. Hol sie einer in der dunkeln, stürmischen Nacht, wo man die Hand nicht vor den Augen sehen kann, und — wer weiß, ob sie nicht Hilfe haben? Es sind „verwogene“ Kerls, die man lezthm bei ihnen im Kruge gesehen hat.“

*) Gesträuch.

**) Speicher.

***) Anhöhe.

„Aber das ist ja schrecklich, Müller! Wenn sie nur nicht bei uns einbrechen und Feuer anlegen!“

„Na, bei uns sind viele Hunde auf dem Hof, auch im Stall selbst. Aber ich will doch lieber machen lassen. Für die lange Liese ist nicht zu stehen. Die hat lezthm ihrem Schwager, der sie eine Diebin genannt hat, den roten Hahn aufs Dach gesetzt. Und nichts zu beweisen! Er möchte sie in Stücke zerreißen; aber nichts herauszukriegen. — Gott schütz' vor Unglück!“

„Aber ist das ein Volk hier, Herr Gott! ein grauenhaftes Volk!“ rief Ragel voll sittlicher Entrüstung.

„Ja, es ist ein böses, dummes, heimtückisches Volk. Was thut der Purring-Wirt? Sein Heu hat er verkauft, so streng es auch verboten ist, — und das Geld verjoffen. Das Vieh steht auf Stroh, — schon jetzt, vier Wochen vor Weihnachten! Da wird im Frühjahr wieder was zu heben*) sein. Von Brot hat er auch nichts mehr und kommt gestern nach dem Hof, um aus dem Magazin Brot zu erbitten. Aber ich hab's ihm versalzen; ich hab ihm aufdreschen lassen, daß er daran denken wird, — und darauf hab ich ihm ein Lof**) gegeben.“

„A propos, Müller. Wie steht es mit dem Jakob?“

„Er nimmt sie nicht.“

„Warum nicht? Hab ich ihr nicht zwei Kühe gegeben und zehn Lof Roggen? Was will er denn noch?“

„Er spekuliert auf ein Gesinde (Pachthof).“

„Unverschämt!“

*) Bei der nachlässigen Viehpflege jener Zeit kam es öfter vor, daß das Vieh gegen den Frühling so schwach war, daß es sich aus dem Dünger, auf welchem es stand, nicht erheben konnte, sondern mit Stangen gehoben werden mußte.

**) 1½ Scheffel.

„Aber er ist zäh, Herr Baron. Ich glaube nicht, daß man leicht mit ihm fertig werden wird.“

„Machen Sie, daß die Geschichte zu Ende kommt. Ich überlasse das Ihnen. Aber ich hab das Pfluhmingen satt. Solche Leute, wie hier, solch verlogenes, faules, versoffenes, verstoffenes Volk, wie hier, giebt's nirgends.“

„Wo ist's denn besser, gnädiger Herr? Was ihre Ricken anlangt, so sind die Bauern überall wie bei uns. Der eine ist von Stroh, der andere ebenso. Und ich find sie gar nicht so schlecht. Die Brantweinflasche vorn, die Peitsche hinten, so erobere ich mit den Pfluhmingschen Bauern die Welt. Bin ich nicht immer früher fertig mit meinen Feldarbeiten, als alle Nachbarn?“

„Ja, das sind Sie, lieber Müller. Aber, wenn wir nur selbst zu etwas kämen!“

„Aber, gnädiger Herr, das ist nicht meine Schuld; das ist . . .“

„Ich weiß das schon. Hören Sie, Müller, bestellen Sie die Fuchzer*) zu Sonnabend früh und sorgen Sie dafür, daß die Kerls Kourage haben; nicht wie das letzte Mal, wo die Hälfte alte Krüppel waren, die kaum durch den Schnee konnten.“

„Gut, gnädiger Herr. Ganz, wie Sie befehlen.“

Der Morgen der Jagd war gekommen, von Kugel und seinem Sohn, einem ganz jungen Offizier, der sich entsetzlich auf dem Lande langweilte, sehnlichst erwartet. Frau v. Kugel ging öfter durch den geräumigen Saal und die anstoßenden Zimmer des alten Hauses und half mit geschäftiger Hand der nachlässigen Magd nach, die den Staub

*) Treiber.

nicht sorgsam genug von den Möbeln gemischt hatte. Schon fuhren die ersten Schlitten in den Hof. Laute, herzliche Begrüßung, wie sie des Landes Brauch ist, bewillkommte die Eintretenden. Die Gewehre wurden in die Ecke gestellt, die Pelze abgelegt, und bald war das Gespräch im vollsten Gang. Jäger auf Jäger kamen unter Peitschenknall und Glockenklang angefahren, bald schien sie der Saal kaum fassen zu können. Eine Jagdgeschichte nach der andern, mancher nicht üble Witz erheiterte die Gesellschaft. Ein prächtiges Frühstück war bald serviert, und Nagel, der Vater, im besten Zuge, die Rolle des freundlichen Wirts mit der des Gourmands in gelungenster Weise zu vereinigen. Ab und zu wurde er dabei zur Zielscheibe mancher mutwilligen Zunge, wie es deren immer giebt, wo Kurländer zusammenkommen, aber es war seine beste Seite, im Grunde harmlos zu sein, wenn er einen Scherz ausgehen ließ, wie anderseits harmlose Sticheleien mit Humor aufzunehmen. Nagel, der Sohn, hieb tapfer ein, hob aber sein langes, schlaffes Gesicht gähmend und blasiert in die Höhe, sobald man etwas lobte. Nach seiner Meinung gab es „Frühstücke“ doch nur in der Residenz.

Die Gesellschaft war vollzählig; auch A. v. Hahn fehlte nicht. Da klang plötzlich mitten in das Geklirr der Messer und Gläser der Ton des Waldhorns vom Hofe her. Der alte Jäger Walter im grauen Pelzrock mit Grün besetzt, stieß mächtig ins Horn. Er hatte sich's nicht nehmen lassen, den Zug anzuführen. Bei dem Ton des Horns heulte und kläffte die Meute vor Jagdbegier. Der Piqueur Fritz konnte die wackern Hunde kaum zurückhalten; mal auf mal zogen sie ihn schief und brachten ihn in Gefahr, aus dem Sattel in den Schnee zu fallen. So brach man denn mit frohem Sinn und in bester Hoffnung unter den Klängen des Waldhorns und vielstimmigem Glockenklang nach dem

Walde auf. Der Saal war plötzlich leer geworden; nur die Schritte der gehenden und kommenden Diener und Mägde, welche den Frühstückstisch abräumten und die Zimmer in Ordnung brachten, erschallten hin und her. Mitten in diese Stille und Leere klingt es plötzlich aus einer Ecke mit tiefer Bassstimme: „D ho! Holla ho!“ Es ist der alte Freiherr von Fähringsdorff, dem sie angehört, seiner Zeit ein gewaltiger Nimrod, auch jetzt noch eine stattliche, edle, durch die Achtzig kaum gebeugte Gestalt. Er, der die andern mit diesem Ruf zur Jagd begleitete und aufrief, konnte freilich an ihr keinen Anteil nehmen: er war stockblind und auch geistig in den letzten Jahren stark zurückgekommen. Er hörte die Gäste zur Jagd aufbrechen, er hörte die Jäger, das Waldhorn, das Wiehern der Pferde, das liebe fröhliche Hundegebell, Walters schmetternden Ruf. Das alte Herz wurde ihm jung. Der Wirklichkeit ganz vergessend, fuhr er in Gedanken mit und spielte Jagd, wie ein Kind, in vollstem Ernst, als wäre er wirklich dabei. „Loringhofen! du stehst hier, — Landsberg dort. Nicht so nah! Weiter nach links! So ist's recht. — Jetzt werden die Hunde losgelassen. Richtig, die alte Koppel hat die Spur. Hab ich's nicht gesagt? Triff, triff! durch das Dickicht; sie haben gehoben.“ Nun macht er das durch den Wald klingende Gecläff der Hunde nach, den Ton der Treiber, das Brechen der Zweige, den schweren Tritt des Glenn's. — Ganz leis, um das nahende Wild nicht zu stören, fährt er fort: „Da kommt er heraus! Ein Boll. Ein Prachtkerl. Loringhofen bückt an: bafz! — Pudel! — Er stutzt; er steht. Noch zu weit. Abwarten. Er kommt näher; bratz! bratz! Jetzt! — taff! taff! — Da liegt er. Ehehe! Zuckt nur zweimal auf. — Wer schoß den Kerl?“ „Baron v. Fähringsdorff,“ antwortete aus der andern Ecke der Diener des Alten, der natürlich nicht

zum erstenmal diese Jagd hatte aufführen sehen und wohl wußte, was dem Alten am liebsten zu hören war. „Natürlich Baron v. Fähringsdorff,“ rief dieser mit seligem Lächeln; „wer anders konnte es denn sein?“

So schwärmte er fort, bis endlich Fräulein Alma und ihr Better, der einarmige Rittmeister, welcher leider nicht mit zur Jagd konnte, erschienen und sich mitleidig zu ihm setzten, um dem armen Blinden Gesellschaft zu leisten.

Die Jagd hatte unterdessen ihren regelrechten Verlauf genommen, vom schönsten Winterwetter begünstigt. Es war vier Uhr geworden, da hörte man die ersten Glocken, welche die rückkehrenden Schlitten verkündeten. Bald füllte sich das Haus mit heimkehrenden Jägern, fast alle in fröhlichster Stimmung. Die Jagd war gut gewesen; zwei Gänse, zwölf Hasen und ein Fuchs, die der alte Walter heimbrachte, gaben Zeugnis davon. Aber es hatte doch auch an ein paar recht unangenehmen Zufällen nicht gefehlt. Baron Hahn hatte sich von seiner Hitze verleiten lassen, einem Glenn, auf das man zweimal geschossen und das bereits fast außer Schußweite war, vorkoupieren zu wollen. Leider hatte er dabei die Unebenheiten des Bodens nicht gemerkt und war über einen alten Baumstumpf gestürzt. Glücklicherweise hatte sich dabei das Gewehr nicht entladen, aber das Bein hatte er sich beim Fallen doch so arg verletzt, daß er lahmen mußte und nicht unbedeutende Schmerzen empfand. Ein größeres Unglück hatte die Jagd beschlossen. Der junge Kugel war nicht zum Schuß gekommen und doch nicht einer der Geduldigsten. Verstimmt, wie er war, hatte er noch bis zum letzten Augenblick gehofft, es werde etwas für ihn aus dem Gebüsch herauskommen. Schon fing es an dunkler zu werden. Die Treiberlinie kam gerade auf seine Ecke zu. War noch etwas im Walde, so mußte es zu ihm heraus. Sein eigener

Denschtſchick*) hatte um die Erlaubnis gebeten, ſich den Treibern anſchließen zu dürfen, und war, vielleicht aus Unkenntnis, denſelben um einige Schritte voraus. Ragel meinte in dem Gebüſch ſich etwas bewegen zu ſehen und vermutete ein Wild darin. Ehe es noch heraus war, ſchoß er. Ein lauter Aufſchrei, ein paar haſtige Schritte vorwärts, dann der ſchwere Fall eines hinſtürzenden Körpers. Es war kein Zweifel, daß jemand getroffen war. Es war ſein eigener Diener. Der ganze Schuß der zur Glennjagd geladenen Flinte war ihm in den rechten Arm und in die Bruſt gefahren. Blutend, vor Schmerz ſich windend, wurde der arme Menſch auf einen Schlitten gelegt und nach Hauſe gebracht. Doktor Panther, ſeit vielen Jahren Arzt in jener Gegend, war glücklicherweiſe auch unter den Jägern und konnte ſich gleich des Verwundeten annehmen. Dieſer wurde in das Zimmer der Dienſtleute gebracht, wo ſich der Doktor alle mögliche Mühe mit ihm gab. Ragel, der Urheber ſeines Unglücks, folgte ihm dorthin nach, ohne aus ſeiner Stimmung ſchläfriger Apathie herauszukommen. Den Doktor, der ihn von Kindesbeinen kannte, verdroß dieſe angenommene, oder — ſchlimmer noch — natürliche Gleichgültigkeit gegen fremde Leiden, und er ließ ihn dieſ gründlich fühlen, während ſeine Augen unter den buſchigen ſchwarzen Brauen vor Zorn funkelten. „Haſt dich ſchändlich blamiert, Kolling.**) Ein Milchjunge biſt du. Zu ſchießen, ehe man ſieht! Du verdienſt, daß man dir eine Kartoffelflinte giebt, trotz der bunten Narrenjace, die du trägſt.“

„Doktorchen, Doktorchen; wer kann für Unglück!“ begütigte Ragel, indem er der Sache eine andere Wendung zu geben ſuchte. Zugleich zog er ein paar Rubel aus der

*) Ruſſiſch: Offiziersburſche.

**) Abkürzung von Arnold.

Tasche und warf sie dem armen todesbleichen Soldaten auf den Tisch.

„Und damit meinst du es gut gemacht zu haben?“ höhnte ihn der Doktor; „nachdem du ihn zum Krüppel gemacht, vielleicht gar, wie ich fürchte, in jene Welt expediert hast. Ist das kein Menschenfleisch wie deins, Junge?“

„Nicht so böß! Nicht so böß, Doktorchen,“ begütigte Ragel aufs neue und verschwand bald; denn man ging zu Tisch. Dort ging es laut und fröhlich her; die Pfropfen sprangen, die Gläser klirrten und mancher trank sich warm. An Scherz und Witz fehlte es jetzt noch weniger als beim Frühstück. Dabei wurde natürlich auch „der Residenzjäger“ nicht vergessen. „Sag, Ragel,“ wendete sich ein Nachbar an den Alten, „ist es wahr, daß dein Sohn sich bei den Franzosen hat anwerben lassen?“ „Fällt ihm nicht ein. Wie kommst du darauf?“ „Ach so, es klang mir nur das alte Lied in den Ohren, das wir 1814 sangen: „Franzosen sind ja toll und blind, sie schießen da, wo Menschen sind.“ Schallendes Gelächter. Dergleichen Stichelreden fielen noch manche. Aufrichtig gesprochen, berührten diese den unglücklichen Schützen viel empfindlicher, als die Schmerzen des zum Tode Verwundeten. Er nahm darum auch die Gelegenheit wahr, sich bald nach dem Essen zu entfernen, um nach Friedrichsfelde, einem kleinen Landstädtchen, zu fahren, wo gerade Ball war.

Nach dem Essen wurden die grünen Tische in die Mitte des Zimmers gerückt. Man sah es Ragel sen. an, daß er in seinem Element war. Bald waren alle Herren richtig untergebracht. Selbst Herr Henry, der anfangs die Miene annahm, sich bei den Damen beliebt machen zu wollen, und dann eine Weile seine goldene Tabatiere hatte spielen lassen, wobei er mit diplomatischer Verbindlichkeit und schlaunem Lächeln einige Trivialitäten vom Stapel ließ oder

über Landwirtschaft orakelte, gab schließlich seine Sprödigkeit auf und fand sein Plätzchen an einem der Tische. Nur v. Hahn nahm an dem Kartenspiel keinen Theil, erstlich weil es überhaupt nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, dann aber auch, weil seinem Fuße die Ruhe wohl that, die er sich auf dem Sofa gönnen konnte.

In der Provinz sind blanke Uniformen immerhin selten und, — wenn der Träger Landeskind ist, im Ballsaal nicht gerade unerwünscht, zumal nicht selten Mangel an Tänzern ist. So war denn Nagel jun. in Friedrichsfelde gerade recht gekommen. Man sah ihn gern; alte Bekanntschaften wurden aufgefrischt. Vielleicht auch mischte sich einige Neugier ein, zu sehen, was aus Töffel geworden war. Leider konnte seine schlanke Gestalt und passable Haltung über das innere Nichts nur auf Augenblicke täuschen. Aber das pflegt auf einem Ball das geringste Hindernis zu sein. Er tanzte viel und mit bemerkbarer Lebhaftigkeit, um nicht zu sagen Ausgelassenheit, die gegen die etwas gemessenen Weisen der Provinz nicht wenig abstach. Seiner Unbefangenheit war es sogar gelungen, sich die Königin des Balles, die schöne und stolze Baronesse Emmingthal für die erste Française zu erobern. Die Pause, die dieser voranging, benutzte er, um sich nach Möglichkeit zu pouffieren. Die Conversation ward von ihm französisch begonnen; aber von seiner ihm auch hierin hundertfach überlegenen Nachbarin in die Enge getrieben, sah er sich leider, nachdem er sein Kleingeld ausgegeben und Kapital nicht vorhanden, gezwungen, in den Schoß seiner Muttersprache zu flüchten. Doch dies war nur ein geringes Malheur. Es sollte bald eine schmerzlichere Niederlage folgen. Seine schöne Nachbarin hatte mit oder ohne Absicht das Gespräch auf Themata gebracht, die sibirisch weit über seinen Horizont hinausgingen und Angstschweiß auf

seine kriegerische Stirn brachten. In dieser Verlegenheit benutzte er den ersten Augenblick, um auf die Jagd zu kommen.

„Vor fünf Stunden auf der Jagd, einer großen Jagd, jetzt auf dem Ball, — nicht wahr, gnädiges Fräulein, Sie müssen zugestehen, wir Petersburger verstehen das Leben zu genießen?“

„Daran hab ich nie gezweifelt,“ erwiderte die Baroness mit malitiöser Betonung. „Aber sagen Sie doch, lieber Herr v. Nagel, was haben Sie denn geschossen, — einen Fuchs, oder Hasen, — oder?“ — — und wieder ruhten ihre schönen großen Augen so eigentümlich auf ihm. Um der unverkennbaren Malice sich zu entwinden, hätte Nagel gern gelogen. Aber so frech er war, diesen schönen und durchdringenden Augen gegenüber war das Lügen schwer, auch fürchtete er, wenn er sich eine Lüge beikommen ließ, bei nächster Gelegenheit, da Emmingthals nicht weit von Puhmingen wohnten, mit endlosem Spott überschüttet zu werden. In seiner Verzweiflung suchte er aus seinem Unglück einen Scherz zu machen.

„Ja, wenn Sie das erraten könnten, gnädiges Fräulein,“ begann er mit lautem Auflachen; „ich hab meinen eignen Menschen*) geschossen. Vous comprenez, Mademoiselle, j'ai la vue un peu basse; die Fuchzer kommen eben aus dem Walde heraus, und da rührt sich was im Busch; ich brenn ab, — und was denken Sie? — es ist mein Denschtschik! Fällt um wie eine Mütze. Er schrie grimmig, — wie eine Katze! Ich fürcht, er kratzt morgen oder übermorgen ab, wie der Doktor sagt, — und nächste Woche muß ich nach St. Petersburg zurück! Wirklich fatal!“

*) Ausdruck für „Diener,“ noch aus der Zeit der Leibeigenschaft stammend.

Und Sie fanden die Stimmung, Sie fanden den Mut, auf den Ball zu gehen?“ erwiderte die Baronesse. Diesmal flammten ihre Augen.

„Was ist denn dabei?“ stotterte Kugel, „man muß das doch nicht so nehmen.“

„Sie müssen Kurland sehr bald fremd geworden sein, wenn die Todesqualen Ihres unschuldigen Opfers Sie so gleichgültig lassen. Aber nachdem Sie eben eine solche Probe Ihrer Bildungsstufe gegeben haben, erwarten Sie vergeblich, daß eine der Damen hier im Saal mit Ihnen tanzen wird. Soweit steigt man nicht hinab.“

„Sie werden doch nicht, Baronesse?“ rief der Arme bestürzt.

„Setzen Sie sich in den Schlitten und fahren Sie nach Hause,“ — sagte sie mit einem Blick, in dem Verachtung und Mitleid sich mischten; „beweisen Sie wenigstens Teilnahme dem Unglücklichen, dem Sie das Leben geraubt haben. Zeigen Sie, daß Sie mehr sind, als eine ausgestopfte Uniform.“ Damit wandte sie ihm den Rücken zu.

Kugel hatte alle Haltung verloren. Einen Augenblick stand er, wie vom Donner gerührt; dann eilte er hinweg, vergaß sogar seinen Degen aus der Ecke zu nehmen, und mußte den Diener nach demselben in den Saal schicken. Darauf setzte er sich still in den Schlitten, ließ aber kurz vor Pflümmingen die Glocke abbinden; denn er fürchtete. Panthers und der andern Herren scharfe Zunge, wenn sie erführen, daß er so bald vom Ball zurückgekehrt war. Ganz sacht legte er sich zu Bette, während die Herren drüben in einer blauen Wolke von Tabakrauch eine Partie Boston nach der andern oder einen Rubber Whist abspielten.

„Misère!“ sagte Kugel senior eben an.

„Da spielt er nun schon heute zum drittenmale Mi-

sère, der Frohe," fiel einer der Herren dazwischen; „er macht uns tot mit Misère.“

„Das scheint Kagens Leibfarbe zu sein," rief eine Stimme aus der Ecke, vom Whisttisch herüber. — „Als seine Fuhren vorige Woche nach Riga an meiner Thür vorübergingen, — wahrhaftig! sie sahen wie die leibhaftige Misère aus; die Pferde Haut und Knochen.“

„Ja, Kagal, ich hab dich auch bewundert," rief Hahn vom Sofa; „die Bahn fast abgegangen, ganze Strecken ohne Spur von Schnee, — und du schickst die Leute nach Riga!“

„Ihr habt schön reden," erwiderte Kagal; „der infame Schreiber,*^{*)} diese Kanaille von einem Lichtzieher, wollt' mir nicht länger puffen. Ich steh nämlich schon seit andert-halb Jahren mit 1000 Rubel bei ihm in der Kreide und ich muß ihn warm halten; er ist der einzige von den Ker-ten, der mir noch auf Lieferung was vorausgiebt. Die andern sind Knicker, einer wie der andre.“

„Aber, auf Ehr'! Kagal," rief einer dazwischen, „wenn du deine Bauern so schindest, so wundre ich mich nur, daß sie dir nicht alle davon gelaufen sind.“

„O, dafür ist gesorgt," erwiderte lachend der Frohe; „wenn sie auch wollten, — sie können nicht mehr über'n Graben!“

„Seht, er reißt noch Wize!" rief Henry.

Nach obigem wird es begreiflich, warum der Großvater nur ungern von den Zuständen der Bauerschaft in Pluh-mingen und Alt-Wermelshof sprach, und der Vater, wenn er von seinen Hausbesuchen in jenem Gebiet heimkehrte, oft ganz niedergeschlagen und entmutigt war. Es waren da tiefe Schäden, gegen welche die redlichsten Bemühungen

^{)} reiches Handlungshaus, das neben dem Korngeschäft noch eine Seifenfabrik besaß.

des Pastors völlig erfolglos bleiben mußten, wenigstens so lange die Besitzer dieser Güter selbst die direkten oder indirekten Förderer dieser Gebrechen waren. Daß es hierin anders werden könnte, daran war fürs erste nicht zu denken.

Man kann sich denken, daß nachdem einmal das Thema der Bauerzustände aufs Tapet gebracht worden war, es an Klagen über ihre Trunksucht, Dieberei u. s. w. nicht fehlte. Bald der eine, bald der andere hatte ein neues Pröbchen dieser Untugenden zu berichten. Die lange Liese mit ihren zahlreichen Heldenthaten blieb natürlich nicht aus.

„Das ist alles nichts gegen den Ehsten,“ rief mit seinem Diskant der alte Herbertson dazwischen. „Das ist ein anderer Schlag, als der Letzte. Ich weiß davon ein Lied zu singen. Schlag ihn tot, so läßt er nicht von seinen Nicken. Ich denk noch jetzt nur mit Grauen an diese Kerls mit ihren langen Haaren und ihrer Bosheit. Es ist nichts zu schlecht, was er nicht gegen den Esaksa*) ausheckt. Wenn er sein kurrata**) ruft, dann ist er zu allem fähig. Ha! wie die Kerls sich selbst hauen, wenn sie in Wut geraten. Ich war zuletzt meines Lebens nicht sicher. Darum verkaufte ich die ganze Bude und zog hieher. Ich komme mir hier wie im Paradiese vor. Freilich sie stehlen auch hier. Wie sollen sie nicht stehlen, zumal in unsern Riegen, so lange wir doch nachts dreschen müssen — und wir selbst die Nacht hindurch schlafen. Aber steht, wie ich, in der Nacht, meintwegen um zwei Uhr, auf und kommt ihnen auf den Pelz, — das hilft!“

So ging das Gespräch eine Weile fort. Hahn, der ruhig zugehört, nahm jetzt das Wort: „Mir scheint, meine Herren, doch noch etwas anderes nötig, um aus diesen Zu-

*) Deutsche.

**) ehstnisches Verwünschungswort.

ständen herauszukommen. Wir dürfen die Wirtzstellen, *) die Mühlen, die Krüge u. s. w., kurz alle Stellen, die von Einfluß auf das Volk sind, nur mit sittlich zuverlässigen Leuten besetzen. So lange wir hier aber nur den finanziellen Gesichtspunkt, oder das Interesse des Augenblicks zur Geltung kommen lassen, werden wir schließlich immer die Geschädigten sein, ganz abgesehen davon, welchen Schaden wir anrichten helfen. Noch in der vorigen Woche habe ich meinen sonst sehr fixen Schreiber entlassen — wegen Kartenspiels. Sie lachen, meine Herren! Aber ich hab daselbe allen, die in meinen Dienst kommen, verboten. Es ist das Grundsatz bei mir; er ist ihnen bekannt und somit haben sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben, wenn sie sich ein Zuwiderhandeln gestatten. „Sehen Sie, lieber Freund,“ sagte ich zu dem jungen Menschen, „ich kann Karten spielen, obgleich ich, wie Sie wissen, kein Verehrer davon bin; ich kann etwas verlieren. Aber Sie sind nicht so gestellt, daß Sie etwas verlieren könnten, und wenn dieser Fall eintritt, geraten Sie in die Versuchung, unredlich zu werden. Das kann ich nicht zugeben.“

„Seht den Moralisten!“ rief einer der Herren.

„Es ist mir sehr ernst damit, meine verehrten Herren Nachbarn. Ich wiederhole es, so lange wir das arme Volk den Juden zur Beute lassen, so lange wir in einigermaßen einflußübenden Stellen zweifelhafte, um nicht zu sagen gebrandmarkte Individuen dulden, so lange wird es nicht besser werden, ja auch dann nur, wenn hier ein treues Zusammenhalten und Zusammenwirken stattfindet.“

„Leicht gesagt; aber schwer durchzuführen,“ bemerkte jemand.

*) Pächter der Bauerhöfe; gegenwärtig bereits vorwiegend Besitzer derselben.

„Gewiß; aber wenn wir nicht das Prinzip der Gerechtigkeit diesen theils unmündigen, theils verwilderten Massen gegenüber zur Geltung bringen sollen, wer dann? Wozu sind wir denn da? Freilich werden wir vielfach mehr auf das kommende Geschlecht, als auf eine durchgehende Besserung des alten zu rechnen haben. Die Schulen werden das Beste thun müssen.“

„Hahn schwärmt wieder,“ fiel einer halblaut dazwischen.

„Mit diesen Narrheiten kann er mich geradezu nervös machen,“ bemerkte ein anderer.

Der Diener Joseph trat ins Zimmer und meldete, an Herrn v. Hahn gewendet: „Herr Baron, Ihr Kammerdiener ist da.“

„So?“ sagte Hahn verwundert. „Was ist denn da passiert? Laß ihn hereinkommen.“

Der Diener kam in sichtbarer Aufregung und berichtete: „Es ist ein großes Unglück bei uns geschehen. Die gnädige Frau hat mich hergeschickt. Wie der gnädige Herr weiß, hat der Kutscher den Stall verschlossen. Der Stallknecht geht also heute mittags, wie abends durch die Treppe, die vom Heuboden kommt, in den Stall. Er kommt zu Ihrem Reitpferd, dem Braunen. Der steht nicht, sondern liegt. Das fällt ihm schon auf. Er ruft ihm zu, er giebt ihm einen Stoß, damit er aufstehe. Aber das Pferd kommt nicht auf die Füße. Er nimmt die Laterne und besieht es näher. Das arme Tier schwimmt in Blut, — ein großer Stich mit einem Messer grad in den Leib ist da zu sehen, aus welchem das Blut nur so strömt. Der Stall wurde von innen geöffnet, Leute kamen zusammen; der Müller Zülp machte auch eine Bandage fertig, um das Blut zu stillen. Auch haben wir nach dem alten Vieharzt Rose geschickt, aber wer weiß, wie es geht. Das Pferd ist sehr schwach. Das Unglück muß schon vor einigen Stunden

geschehen sein, so um die Schummerzeit; denn zu Mittag war es noch frisch und gesund.“

„Hat man keine Spuren, wer der Böjewicht ist?“

„Das kann doch kein anderer sein, als die Ilse. Zülp meint es auch. Man weiß doch, daß sie es gewesen ist, — wenn man es auch nicht beweisen kann, — die in diesem Frühjahr dem Dihrikwirt alle vier Pferde verlähmt *) hat, und darum sitzt sie ja auch. Man hat ihr scharf zugesetzt; aber sie weiß von nichts und sitzt wie ein Lamm hinter ihren Latten. — Zülp sagt, der Gärtner muß seine Thür nicht zugeschlossen haben, als er ins Treibhaus ging, die Pflanzen zu begießen, und so ist die Ilse durch des Gärtners Zimmer auf den Heuboden gekommen. Anders ist es nicht.“

„Schon gut,“ sagte Hahn und gebot damit dem aufgeregten Redefluß seines Dieners Einhalt.

„Ich wünsche den Herren einen guten Abend!“ fuhr er fort, indem er sich erhob, um nach Hause zurückzukehren.

„Ist eigentlich ein guter Morgen,“ bemerkte einer der Herren; „es ist halb zwei!“ — Doch erst gegen vier ging man zu Bett, um sich von den doppelten Strapazen der Jagd, wie der Tafel zu erholen.

Wir Knaben waren am Nachmittag spät von unsrer Schlittschuhpartie zurückgekehrt. Hatten wir auch von der Jagd noch nichts erfahren können, so waren wir doch von unserer Expedition in höchstem Grade befriedigt. Ein Beweis dafür war, daß wir bei der Rückkehr über den Mühlen- teich weder dem Müller noch seinem Kettenhunde einen Besuch abstatteten. Kaum hatten wir aber unser Vesperbrot

*) Die Sehne an den Hinterfüßen durchschneiden, was um so leichter ist, wenn die Pferde mit „gespannseten“ (gefesselten) Vorderfüßen auf der Weide sind.

mit heißem Appetit vertilgt, so verbreitete sich auch schon bei uns die Nachricht von dem Unglück im Hof. Es berührte uns nah; denn wir hatten das schöne Tier, das hier so schändlicher Bosheit und Grausamkeit zum Opfer gefallen war, oft gesehen und bewundert. Hätte es in unsrer Macht gelegen, wir hätten die Ilse als Hexe verbrannt. Doch schliesen wir ruhig, ohne von blutenden Pferden oder brennenden Scheiterhaufen zu träumen, — wir waren zu müd. — Es ärgerte alle, daß man der bösen Person nichts beweisen konnte.

Aber auch hier sollte das alte Sprichwort wahr werden: ‚Der Krug geht so lange zum Wasser, bis der Henkel bricht.‘ Sie hatte mit dem Gärtner, der das Zimmer vor dem Gefängnis bewohnte und dadurch zugleich Gefängniswärter war, einen Streit gehabt. Der Gärtner, der außerdem einen kleinen Krug in der Nähe inne hatte, in welchem seine Frau wohnte, war, nachdem er sein Zimmer sorgfältig verschlossen, Sonnabend abends nach Hause gegangen. Als er am Morgen seiner Gewohnheit nach früh aufsteht, sieht er sein Pferd, das die Nacht über auf der Weide hinter dem Hause gegrast hatte, an den Hinterfüßen mit Blut überströmt. Dem armen Tier sind die Sprunggelenke durchgeschnitten. Zugleich aber liegt neben dem Pferde diesmal ein unverkennbares Anzeichen über die Person des Missethäters. Ein Strumpf, den man der Ilse zum Stricken gegeben, war ihr aus der Tasche gefallen. Sie, der kein Schloß fest genug war, hatte sich diesmal bei aller sonstigen Schlaueit durch eine kleine Unachtsamkeit selbst verraten. Jetzt half kein Leugnen mehr, und bald trat sie ihren Weg nach Sibirien an. War eine dafür reif, so war sie es.

Fragt man nun noch zum Schluß, was aus Herrn von Nagel und aus Pfluhmingen geworden, so können wir nur

sagen: es kam, wie es kommen mußte. Der alte Göttinger hatte wenige Jahre darauf ausgemiraculirt und war froh, als ihm Herr P. v. Hahn einen sehr anständigen Preis für das Gut bot. Mit dem Rest, der ihm verblieb, hätte er immerhin bescheiden leben können. Aber zu sehr moralisch defekt, wurde er auch mit diesem schneller fertig, als gut war, und beschloß seine Tage, vergessen und verlassen, in ziemlichem Elend. Seine Frau war ihm glücklicherweise schon einige Jahre früher vorangegangen. Pfluhmingen hat längst sein Schulhaus, und die von Herrn v. Hahn so sehnlich gewünschte Umwandlung ist schneller und gründlicher vor sich gegangen, als irgend jemand gehofft. Einer aus jener einst so oft und so arg geschmähten Bauerschaft hat außer dem eignen Erbhof und den Besitzungen, mit denen er seine Söhne ausgestattet, auch noch den Hof Pfluhmingen in Pacht.

Und nun noch dir, lieber alter Stein, an dem heute meine Erinnerungen anknüpften, einen Abschiedsgruß! Lieg noch lange dort, wie ein treuer Wächter, vor der Gasse des Pastorates. Sieh viel fröhlicher Kinder um dich spielen, glückliche Menschen aus und eingehen und trauernde nicht ungetröstet zurückkehren. Sieh Geschlecht auf Geschlecht sich folgen, — mit Vater Homer zu reden, — wie die Blätter im Herbst von den Bäumen fallen, — um dem neuen, harrenden Frühling Raum zu geben, — bis auch deine Stunde kommt, da ein Blitz dich spaltet, wie deinen Bruder, den großen „Sofastein“ am Mühlenteich, oder die Menschen dir herzlos Pulver in den Leib treiben und dich sprengen und dich in ihr Haus mauern, daß du ein näherer Zeuge werdest ihrer Freuden und ihrer Qual.

8. Durch Dunkelheit zum Licht.

Unter allen Tagen im Winter keiner wie der Christabend! Man wird mir's darum zu gute halten, wenn ich in diesen meinen Kindheitserinnerungen auch unter anderem auf meinen sechsten Weihnachtsabend komme. „Aber warum gerade den sechsten?“ fragt der geneigte Leser. Den ersten verbrachte ich neun Monate alt, wenn ich nicht irre, mit Zahnen beschäftigt und daher übelgelaunt, in meiner Wiege. Was aus den folgenden vier geworden ist, vermag ich nicht anzugeben. Dagewesen sind sie, aber wie sie waren und wo sie blieben, ist mir nie klar geworden. Gewiß ist das eine unverzeihliche Unwissenheit und Undankbarkeit von mir, da ich doch ohne allen Zweifel an den Lichtern und den grünen Bäumen mich mitgefrennt und von den Weihnachtsfüßigkeiten mitgenossen habe, — aber ich weiß nichts davon. So muß ich denn wohl oder übel mit dem sechsten anfangen. Von diesem weiß ich, daß wir Kinder alle, natürlich unter entsprechender Aufsicht, am Nachmittag in Tante Lotten's*) Zimmer eingesperrt wurden, und daß sich, — wie schon am Vormittag ein Pfefferkuchenduft das Haus durchzog, — jetzt ein schöner Tannengeruch verbreitete, der

*) Mutters Schwester; in unsrer Sprache hieß sie übrigens, weniger korrekt, „Lotttante,“ wie auch Tante Anna, Vinchen's Tochter, „Anntante.“

sich bis zu uns den Weg bahnte. Das Talglicht brannte auf dem Tisch, der Wind schlug heftig an die kleinen zugefrorenen Scheiben des alten Hauses und piff wohl auch merklich durch die Ritzen, aber in dem großen Ofen prasselten und knallten die Tannenscheite, und von Kälte litten wir nicht. Neugierig drückte man öfter sein Gesicht an die Scheiben; denn er sollte ja heute kommen, „der heilige Christ,“ und es wurde die Zeit so lang, so lang! Wer er eigentlich war, der liebe heilige Christ, war mir und meinen kleinen Schwestern, — ich will's gestehen, — etwas unklar. Wohl hatten wir etwas gehört von dem Jesuskindlein, wie es so lieblich in der Krippe lag und die Mutter sich über dasselbe beugte und die Engel herniederschauten und sangen. Wenn es dann nun weiter hieß, das liebe Jesuskind, Gottes ein'ger Sohn, sei der heilige Christ und bringe uns Kindern all die schönen, süßen Sachen, so stellten wir uns wohl mit den frommen Hirten an die Krippe voll Dank und Anbetung; auch hatten die älteren Geschwister Weihnachtsverse gelernt, von welchen einige Brocken bei uns hängen geblieben waren. Aber dann verwirrte sich wieder alles. Es kam eine andere Gedankenreihe heraufgezogen: „der heilige Christ müsse doch eigentlich viel, viel größer sein, sehr groß, wenn er so vielen Kindern zu Weihnachten so herrliche Sachen bringen könne, — gewiß wenigstens so groß wie der Knecht Ruprecht oder der Pelznickel mit dem großen und dem kleinen Sack und der langen Rute, vor welchem mein klein Schwesterchen einmal unter das Sofa gekrochen war, ja unter Großmutter's Rock flüchten wollte. Und reich, o wie reich mußte er sein, der heilige Christ, wenn er so durch's ganze Land alle Kinder beschenken konnte! — Aber wie er nur komme? Vom Himmel, — das stand fest; aber wie weiter? Man sah durch die trüben Scheiben; aber draußen war's un-

heimlich dunkel, und zu dem tiefen Schnee, der auf dem Hofe lag, kamen immer neue Flocken hinzu. Nichts zu sehen! Nichts zu hören! „Ob er heute überhaupt nur kommen wird?“ warf jemand ein. „O gewiß; Mutter hat's gesagt.“ „Aber wie kommt er durch den tiefen Schnee? Ob er vielleicht zu Fuß kommt? Ach, wie schwer muß es da sein, durchzukommen, — darum, — gewiß darum bleibt er so lange aus.“ „Aber vielleicht kommt er im Schlitten,“ meinte Schwester Minna. „Gewiß wird er im Schlitten kommen, hat doch auch viele Sachen mit,“ stimmte der kleine Chor bei.

In demselben Augenblick hörte man ein schwaches Glöckchen mitten durch den pfeifenden Wind; offenbar hielt ein Schlitten vor der Hausthür; man hörte diese aufgehen. „Das ist der heilige Christ,“ sagte Schwester Lotte. Alles wollte hinaus, um den heiligen Christ zu sehen. Aber die alte Margaret hielt scharfe Zucht. Ehe der Vater mit der Glocke das Zeichen gab, durfte niemand hinaus. So beruhigte man sich denn. „Anntantchen“ kam ins Zimmer und wurde natürlich mit Fragen bestürmt, wer angefahren sei. „Onkel Schreiner,“ hieß es, „aus R.“ „Also nicht der heilige Christ, — noch immer nicht!“ — Die Zeit ward zum Sterben lang. Bruder Georg, der älteste unter uns, suchte sie zu verkürzen, indem er Geschichten erzählte, eine spannender und gruslicher als die andere, von Tigern, Schlangen und Löwen. Aber so schön sie sonst waren, heute zogen sie nicht; die Gedanken der kleinen Zuhörer waren immer anderswo.

Endlich hören wir die Glocke, näher und näher; die Thür thut sich auf. Mit freundlichem Lächeln erscheint der Vater. Er wendet sich um, wir folgen gespannt und still; Margaret mit dem Jüngsten auf dem Arm macht den Schluß. Man zog durch Großmutter's Zimmer, das Eß-

zimmer, den Saal, alle nur kümmerlich erleuchtet, nach dem „Endenzimmer.“ Die Thüren öffnen sich; ein Meer von Licht ergießt sich über uns. Da standen sie alle die Bäumchen auf dem langen weißgedeckten Tisch, in dem Schmuck ihrer strahlenden Lichter und ihrer lockenden Gaben. Nicht ein Baum allein war da, sondern jedes Kind hatte seinen eigenen, und je nach des Kindes Jahren wuchs auch der Baum. So hatte es Großvater vorsorglich geordnet. „Friede auf Erden!“ sangen die Engel in der heiligen Nacht. Und doch wie leicht kommt ein Miston über Mein und Dein bei gemeinsamem Besitz in die kleine Welt! Darum ward jedes der Kinder von der Mutter an sein Plätzchen geführt, wo es seine süßen, köstlichen Gaben fand und nach rechts und links mittheilen konnte, wie es ihm uns Herz war. Die „Großen“ aber, wie wir die Erwachsenen und die Alten zu nennen pflegten, sahen alle so lieb und freundlich drein und sprachen vom heiligen Christ. Auch der fremde Onkel oder vielmehr Großonkel war da und sah gar nicht so fremd aus. Er saß auf dem Lehnstuhl neben dem Großvater, ein kleines, fast weißes Männchen. Er sah uns alle so herzlich an und war so gut, als hätte er uns alle schon längst gekannt, — und ich sah ihn doch zum erstenmal! Von ihm hätte ich das wunderschöne Pferd (einen echten Schimmel aus Papiermaché, ganze acht Zoll hoch), flüsterte mir die Mutter ins Ohr und erinnerte mich daran, ihm zu danken. Als ich nun zu ihm kam, den Schimmel in der Hand, hob er mich auf sein Knie und that gar lieb mit mir, so daß mein Herz aufging und ich ihm tausend Dinge zu erzählen hatte. Auch Schwester Lotte kam, denn sie hatte von ihm die schönen, schneeweißen Gänse, alle in einer Reihe, auf grünem Bande und mit Musik; drehte man, so kamen sie an dem einen Ende herauf, an dem andern tauchten sie in die Tiefe,

— es war wunderschön! Den ganzen Abend wurden sie nicht müd, auf- und abzustiegen. Kann man es mir übelnehmen, daß ich, ein kleiner Rezer, der ich war, meine stillen Gedanken hatte, der Onkel Schreiner sei eigentlich gar kein wirklicher Onkel, sondern er sei vielleicht der heilige Christ selbst, der sich nur in einen Onkel verkleidet habe; denn das war doch gewiß, gekommen war der heilige Christ, und angefahren war doch niemand anders, als Onkel Schreiner, das wußten wir ganz genau; die Gaben waren da und die schönsten gerade von ihm. Gewiß er war es. Daß er bei diesem Mißverständnis nichts an Liebe und Ehrfurcht einbüßte, kann man sich denken, und selbst als der fromme Glaube längst geschwunden war, blieb noch viel Liebe und Dankbarkeit nach, die dem alten, freundlichen Manne gezollt ward. Uns freilich zerstob der schöne Wahn gar bald; denn als wir den Onkel öfter gesehen hatten und hörten, wie der Großvater ihn „lieber Schwager“ nannte; als wir bemerkten, daß sie beide ihr Pfeifchen rauchten und der Onkel uns gar erzählte, daß er auch eines Pfarrers Sohn sei, aus dem Frankenland, und daß dort und im Breisgau Wallnußbäume wüchsen, und daß man dort von einem Baum bis ein Loth Nüsse ernte, auch mehr, und als er weiter von seinen Reisen in Holland sprach und den herrlichen Rosen und Tulpen, die man dort ziehe, da ward es klar, daß er doch ein richtiger Onkel sei. Wir hatten ihn überaus gern und bedauerten nur, daß er nicht öfter kam. Er wohnte nämlich gegen vier Meilen von uns entfernt und war auch sonst durch seine Stellung ziemlich gebunden. Er war der Schöpfer und Pfleger jenes mit Recht gerühmten und damals als einzig in seiner Art dastehenden Gartens und Parkes zu R., einem dem Grafen M. gehörigen Gute. Mit Entzücken denke ich noch daran, was dort

durch eine geschmackvolle Anlage aus einer an sich ziemlich reizlosen Gegend geworden war. Es war das erste der Art, was ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe zu sehen bekam. Die Treibhäuser mit den mancherlei exotischen Pflanzen, den drolligen Cactussen, den Palmen u. s. w. hatte ich so noch nicht gesehen. Der Gang zum See hinab, von den verschiedensten und herrlichsten Rosen eingefast, der sogenannte Badeturm am Ufer des Sees mit seiner weiten Aussicht, der Aloe-Berg, wo in großer Opferschale eine riesige Aloe prangte, und, — was damals als eine große Seltenheit galt, — auch zum Blühen gebracht ward, der düstre gotische Turm im Park mit seinen farbigen Fenstern, der Dichterhain, wo jeder unsrer deutschen Sängers-heroen seinen Denkstein hatte, die Einsiedlerwohnung u. s. w. sind mir noch heute in lebhafter Erinnerung. Wie ich höre, hat man auch ihm, dem Schöpfer dieser Anlagen, im Park einen Denkstein errichtet. Und er hatte ihn verdient, der gute, brave Mann, der fast sein ganzes Leben hier verbracht und mit Freude und Stolz auf sein Werk zurückschauen durfte. Leider wurden seine letzten Jahre durch Einsamkeit und durch eine langwierige, unheilbare Lähmung sehr getrübt.

Auch der Großvater hatte den Onkel Schreiner gern und hatte sich in der schönen Sommerzeit (1825) zu ihm auf den Weg gemacht. Bei seiner Rückkehr überraschte ihn ein starkes Gewitter mit Platzregen, welcher ihn bis auf die Haut durchnäßte. Obschon zu der Zeit schon ein Siebziger, aber noch rüstig und von trefflicher Gesundheit, achtete er dieses Umstandes wenig. Schließlich hatte er noch Zuflucht in einer Bauernwohnung gefunden; die nasse Kleidung zu wechseln kam ihm nicht in den Sinn. Nachdem das Gewitter vorübergegangen, kehrte er heim. Doch mußte die Erkältung, die er sich hier geholt, für den alten Mann

zu stark gewesen sein. Am andern Morgen fiel es ihm beim Erwachen auf, daß ihm alle Gegenstände braun erschienen. Es beunruhigte ihn, aber er hoffte, es werde sich geben und sagte niemand ein Wort. Aber beim Mittagessen bemerkte der Vater, daß er nach der Gabel tastete, und als Großvater nach geendeter Mahlzeit aufstand und, wie es seine Gewohnheit war, in sein Zimmer zurückkehren wollte, nahm die Mutter mit Schrecken wahr, daß er die Thürklinke nicht sehen konnte, sondern nach ihr suchte. Mit Thränen in den Augen fragte sie ihn, was es damit sei. Da sagte er ihr's denn, was Gott über ihn verhängt habe. Der Gedanke, andern zur Last fallen zu müssen, war für ihn ein schrecklicher; ja auch nur die Besorgnis, durch die bloße Mitteilung über sein Unglück den Seinen Schrecken und Trauer zu bereiten, hatte seine Lippen geschlossen. Die damalige ärztliche Kunst, zumal soweit sie dort erreichbar war, hatte kein Mittel gegen seine Krankheit. Er selbst, der heimgesuchte, blinde Mann, ergab sich mit dem sanften, stillen Geist, der ihm eigen war, in seines Gottes Willen. Mit den Worten Hiobs (2, 10): „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ fügte er sich in sein bittres Geschick, ohne Murren, ohne Klage, ohne Entmutigung. Seine einzige Bitte: „Liebe Kinder, verlaßt mich nicht!“ war gewiß überflüssig; denn die Liebe, die alt und jung mit ihm verband, ward durch die Heimsuchung, die ihn getroffen, nur noch inniger und teilnehmender. Freilich war er ja jetzt mehr als je auf sein Stüblein angewiesen, von welchem er meist nur zum Mittags- und zum Abendessen herunterkam, oder, wenn er, wie im Sommer, seinen Spaziergang machen wollte. Wir Kinder waren in letztem Fall seine Führer und stritten um das Glück, es zu sein; denn es handelte sich nicht bloß um diesen kleinen Dienst, den wir ihm mit

Freuden leisteten, sondern auch um den Genuß der angenehmen und gewinnbringenden Unterhaltung, in welcher der Großvater Meister war. Ich habe den Ausdruck „Spaziergang“ gebraucht; dieser freilich widerspricht den Ansichten, die der alte Mann von der Sache hatte. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihn aufforderte, spazieren zu gehen. „Ich gehe, liebes Kind,“ pflegte er dann wohl zu sagen; „aber spazieren gehe ich nicht.“ Der Nebengedanke des Müßiggehens, der dem Spaziergang anhaftet, hatte auch für den erblindeten Mann noch etwas Kränkendes.

Die gesteigerte Bedeutung, die wie gesagt, das alte Schul- und Studierzimmer in dem Leben unseres Großvaters gewann, indem es fortan fast seine einzige Welt war, mag es entschuldigen, wenn wir demselben eine etwas eingehendere Beschreibung widmen. Neben der unheimlichen, schwarzen kalten Küche, durch deren riesigen, mit Würsten, Speckseiten und Schinken reichlich ausgestatteten Rauchfang man den Himmel sah, führte eine steile und unbequeme Treppe auf den Boden und zu Großvaters Zimmer. Wie oft sind wir Jungen dieselbe hinauf- und hinuntergerast, auch zu Zeiten hinuntergekollert, glücklicherweise stets ohne großen Schaden! Der blinde Mann stieg sie vorsichtig hinauf und hinab und bedurfte der Leitung nicht. Durch diese Treppe gelangte man also, wie erwähnt, zuerst auf den weiten freien Boden des Hauses, der im Sommer durch das große Dachpfannendach glühend heiß ward und eisig kalt im Winter. Ein Gang von etlichen Brettern führte ans entgegengesetzte Ende, wo sich der Eingang zu dem Zimmer des Großvaters fand. Es war dies ein großes Giebelzimmer, nebst Ofen, aus Fachwerk gebaut mit allen Schattenseiten, die eine solche Bauart in unserem Norden hat. Es wäre zur Winterszeit schier nicht zu erheizen gewesen, wenn nicht ein ungeheurer Kachelofen die

Temperatur wenigstens erträglich gemacht hätte. Gleichwohl froren wir zu Zeiten weidlich. Der Großvater aber sah sich genötigt, im Winter sein Leibpelzchen anzuthun. Und doch war ihm das Stüblein je und je so überaus lieb, weil es einen schönen, weiten Blick auf Garten, Wiese und Feld bot, weil es fern von dem Lärm war, den unten Land- und Hauswirtschaft verursachten, und weil er dort ungestört seine Kinder und Pensionäre hatte unterrichten können. Überaus charakteristisch, wenn auch nach unseren Begriffen unglaublich einfach war es ausgestattet. Viele der Möbel waren Andenken. Da stand z. B. der große, harte, mit Leinwand überzogene Platosche Lehnstuhl, den eine Familie dieses Namens ihrem alten Freunde und Pastor verehrt hatte, ein altehrwürdiges Möbelstück, das noch jetzt nach so viel Jahren, freilich renoviert, mit andern Andenken aus der alten Heimat im Hause einer Enkelin in Gebrauch ist. Da war ferner der von Bockumsche, der von Behrsche Stuhl und außerdem noch allerlei kleinerer Kram. Die Wände dieser seltsamen Gelehrtenstube sahen so grau aus, als wären sie seit ihrer Geburt nicht getüncht worden. Schränke, Pulte und vor allem Bücherbretter mit einer für des armen Eierpastors beschränkte Verhältnisse viel zu großen Bibliothek bildeten die weitere Ausstattung. In der Mitte des Zimmers, vor dem dünnfüßigen, mit blauer Leinwand überzogenen Sofa stand der uns schon bekannte große Schultisch „Karakazan.“ Da ich die Ehre hatte, als kleiner Bibliothekar des Großvaters zu fungieren, so wird man mir erlauben, daß ich wenigstens einige der lieben alten Freunde namhaft mache, die ihm in jüngern Tagen Genuß und Unterhaltung gewährt hatten und mit deren Neuordnung und Katalogisierung er sich auch noch in seinen dunkeln und einsamen Stunden gern beschäftigte. Da war im Hintergrunde des Alkovens der

große, bis an die Decke reichende Schrank meist pädagogischen und historischen Inhalts, reichlich mit allem ausgestattet, was Basedow's, Campe's, Salzmanns, Rochow's, Weiße's und anderer fruchtbare Federn zu Tage gefördert. Es standen da aber auch Gellert, Lessing, Schiller, Göthe, Jean Paul u. s. w. in ihren ersten, meist sehr unansehnlichen, für die Gegenwart freilich so interessanten Ausgaben. Aber auch Kaspar v. Lohensteins Arminius, Heinrich Brocke's irdisches Vergnügen in Gott und selbst Zingress Apopthegmata fehlten nicht. Unter dem Titel Uhuhuhu! fanden sich etliche Bände aufgeklärter Hexen- und Gespenstergeschichten, wenn ich nicht irre, unter Nikolais oder Salzmanns Anregung zur Bekämpfung des Aberglaubens herausgegeben — grauenhaft interessant für mein jugendliches Gehirn, fast wie Justinus Kerner's Seherin von Prevorst, deren Bekanntschaft ich in späterer Zeit machte und die ganz dazu angethan war, in entgegengesetzter Weise zu wirken. Manche Enttäuschung blieb freilich bei der Jagd nach „gruseligen Geschichten“ nicht aus. So stand da ein Buch in, glaube ich, drei Bänden: „Jean Pauls Geist.“ In meiner Unschuld griff ich darnach, in der Hoffnung eine klassische Geistergeschichte erwischt zu haben, — aber es waren nichts als gesammelte Geistesfunken des Dichters, unsterblich langweilig für meine damalige Geistesentwicklung. Besser zog die Lebensgeschichte des Schinderhannes nebst Porträt oder der „Revolutionsalmanach“ mit Kupfern, wo Jakobiner und Girondisten und was es Denkwürdiges gab, dargestellt waren, die Jakobinerköpfe als Weidenkätzchen einer großen Zuchtrute Frankreichs. Auch das farblose, fahlgelbe Porträt Napoleons fand sich unter Großvaters Papieren; sah man es genauer an, so war es aus zahllosen in und auf einander geschichteten Leichen gebildet, — ein abstoßender Anblick. Fenelons Telemach, unser fran-

zösisches Alltagsbrot, war in verschiedenen Ausgaben, auch deutsch und selbst in italienischer Übersetzung, ja mit Kupfern zu finden; daß Don-Quixote nicht fehlte und Zimmermann über die Einsamkeit, braucht nicht gesagt zu werden. Auch Rozebue hatte leider neben Seume's Spaziergang nach Syrakus sich eingenistet. Daneben aber gab es auch viel kostbarere Dinge, z. B. Iselin's großes historisch-genealogisches Lexikon, Bayles historisch-kritisches Dictionär, das große kostbare Kupferwerk Suecia antiqua et hodierna. Da gab es ferner einen „französischen Schrank“ und, wie sich von selbst versteht, einen recht breiten „theologischen.“ Letzterer war reichlich mit rationalistischer Litteratur angefüllt, die Teller und die Löffler und Gabler, die Zollikofer und Dathe waren zur Genüge vertreten, doch auch Chemnitz's Examen concilii Trident., Suiceri thesaurus, des Eusebius und Sozomenus Kirchengeschichte in der Übersetzung von Caspar Hedio, Bossuet. Auch die Nürnberger große Folio-Bibel mit Gebeten, Erklärungen und Nutzenwendungen von Pfaff und den Kupfern, die uns höchlichst interessirten, desgleichen die Weimarsche erklärte Bilderbibel fehlten nicht. Dann folgten der „Schulschrank“ mit vielen deutschen und holländischen Ausgaben der alten Klassiker, der „erste“ und der „zweite Leseschrank“ u. s. w., außerdem noch Schränke und Pulte, deren Inhalt, dem Uneingeweihten zumal, chaotisch erschien, während des blinden Mannes feinfühligere Finger sich in dem aufgeschichteten Mancherlei merkwürdig leicht zurechtfinden, sogar ein Schriftstück vor dem andern an der Härte des Papiers herausfühlten. Wagte doch der arme blinde Großvater, da Barbieri nicht zur Stelle waren, und Unabhängigkeit ihm als höchstes Ziel erschien, sich selbst zu rasieren, eine Operation, von welcher es mir noch heute wie ein Rätsel erscheint, daß sie ohne Schaden ablief.

Das originelle Zimmer wäre aber nur unvollkommen gezeichnet, wenn nicht auch der Sprüche Erwähnung geschähe, die hie und da angebracht waren. Auf dem großen roten Ofen prangte noch aus der Zeit, da hier Schule gehalten ward, in weißer Frakturschrift das Abc aller Wissenschaft: Nichts ohne Ursache, — unter anderem auch sehr lehrreich für bestrafte jugendliche Verbrecher. Der Thür gegenüber, neben dem Schranke, auf welchem die weiße Pyramide zum Andenken an den Heldentod des jungen Gaudy stand, sah man an der grauen Wand in ziemlich kunstloser Zeichnung ein kleines niedriges Häuschen mit rotem Dach, darunter die einfache Zahl: 10. November 1483. Es sollte die Jugend nicht bloß durch die traditionelle, auch bei uns niemals fehlende Martinsgans und durch die Geschichtsstunde, sondern auch noch durch diesen Denktettel an der Wand an Luthers Geburtstag erinnert werden; denn ob es schon dem lieben Großvater wie der ganzen Zeit, in der er lebte, an dem entschiedenen, markigen, lutherischen Bekenntnis gebrach, so fehlte es ihm andererseits doch keineswegs an Dank und Bewunderung für den Gottesmann, der des Papstes Tyrannei gebrochen hatte. Es ist mir noch erinnerlich, wie ich dem Großvater die Frage vorlegte, worin der katholische Glaube anders sei, als der unsere, eine Frage, deren Beantwortung einem noch nicht zehnjährigen Knaben gegenüber ihre Schwierigkeiten hat. „Siehst du, liebes Kind,“ antwortete er, „wir glauben, was in Gottes Wort steht und wovon wir uns überzeugt haben; wenn du aber unter dem Papst ständest und du glaubtest, daß dieser Tisch hier von Holz ist, der Papst aber sagte: ‚Nein, er ist von Gold!‘ so müßtest du es glauben.“ Man sieht, eine ziemlich glückliche Darstellung des sacrificio del intelletto, welches noch neuerdings die Gesamtheit der katholischen Bischöfe in dem vatikanischen Konzil bringen mußte.

„Abscheulicher Papst!“ rief ich aus, und zur Strafe bekam Gregor VII., der in Schröckhs Weltgeschichte für Kinder (mit Bildern) so böshaft aus seinem Fenster in Kanossa auf den zitternden Heinrich herniedersah, einen dicken Strich über die Nase, ein Urteil, welches — zu meiner Schande sei es eingestanden — auch die Nymphe Kallypso für ihre Nachstellungen erhielt, mit denen sie den jungen Telemach verfolgte, so daß dieser und der weise Mentor in ihrer Verzweiflung sich von einem Felsen ins Meer stürzten, eine Scene, bei welcher namentlich der Alte in fliegendem Mantel, den Kopf nach unten, die Beine in die Höhe eine sehr unphilosophische Stellung einnahm. — Auch über der Thür in Großvaterchens Zimmer war ein Spruch unter einem kleinen Spiegel angebracht: *Nosce te ipsum* (Erkenne dich selbst) und an einer andern Stelle der Wand prangte in goldpapiernem Rahmen die weise Erinnerung: *Repetitio mater est studiorum* (Wiederholung ist die Mutter des Lernens). Damit hielt es denn auch der Großvater und ließ sich's eine Freude sein, ab und zu schon früher Gelerntes sich wieder vorerzählen zu lassen, namentlich aber die lateinische und französische Grammatik mit uns in den Rüsttagen der großen Feste zu wiederholen, wo der Vater ohnehin durch seine Vorbereitungen auf die zu haltenden Predigten vollauf in Anspruch genommen war. Diese Repetitionen, bei welchen man noch ziemlich leichte Vorbeeren erringen konnte, hatten darum auch nichts Abschreckendes für uns; sie erschienen uns im Gegenteil als die ersten Anzeichen des nahenden Festes und mischten sich oft mit dem Duft von Saft- und Rümmelkuchen oder anderm Gebäck, das die Mutter zum Fest bereitete. Wenn dann der Großvater zu Mittag herunterkam und dem Vater über das Resultat der abgehaltenen Wiederholung Bericht gab und dabei sagte: „Die Kinder haben ihre Sache brav

gemacht, sehr brav,“ sich dabei sein mäßiges Bäuchlein strich und freundlich lächelte, — das ging einem herunter, wie „Schmand“ *). Auch sonst machte Neigung und alte Gewohnheit ihm die Beschäftigung mit den Kindern trotz seines geschwundenen Augenlichtes zum Bedürfnis. Gern nahm er sich darum der schwächeren Pensionäre bei ihren Präparationen an (bei den Stärkern galt es als Ehrensache, sich wo möglich selbst zu helfen). War irgend ein verwickelter, schwieriger Satz im Lateinischen, mit dem sie nicht zurecht kommen konnten, so half er ihnen freundlich und vorsichtig auf den Weg; denn die eigne Arbeit sollte nicht erspart werden. Hatten sie ihn denn endlich richtig konstruieren gelernt, froh, zum morgenden Tage nunmehr gefattelt zu sein, so hieß es wohl, wenn sie vom Abendessen aufsprangen und ins Endenzimmer stürmten, wo der Großvater seinen Abendgang machte: „Nun, Kinder, wie war es mit dem Satz? Versteht ihr ihn noch?“ Da wollten sie dann wohl das Buch erst holen. „O dessen bedarf es nicht; ich sag ihn euch vor,“ — hieß es jetzt, und Wort für Wort wiederholte der Großvater, von seinem wunderbaren Gedächtnis unterstützt, die oft recht verwickelte Periode. Sein liebevolles Gemüt und eine besondere Gabe, sich in das Sinnen und Treiben der Kinderwelt zu versetzen, hatten ihn recht eigentlich zum Pädagogen vorausbestimmt. Selbst für die Kleinsten hatte er ein Wort, ein Verslein, das in ihren Gesichtskreis paßte, und wenn es auch nur etwas in der Art des alten Claudius war mit seinem:

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster u. s. w.

So stimmte er wohl, wenn das Leibgericht der Kinder in

*) wörtlich: „wie Sahne,“ kurischer Ausdruck, um etwas besonders Behagliches und Leckeres zu bezeichnen.

Kurland, die Pfannkuchen, zum Abendessen auf dem Tisch gewesen waren und die Kleinsten ihn umsprangen, zu ihrem gaudium das Berslein an:

Mandelu und Rosinen,
 Die schmecken wahrlich gut;
 Man verdanket ihnen
 Frisches, frohes Blut; —
 Doch Pfannkuchen mit Saft,
 Die geben neue Lebenskraft.

Dieser Schlußrefrain, mit erkünsteltem Baß von der kleinen Horde im Chor gesungen, steigerte natürlich das Entzücken bis in die Fixsterne. Wie leicht ward es dem alten Mann, an die Spiele der Kinder anzuknüpfen, neue anzuregen und erstere überhaupt geistig zu wecken! Ich werde hiebei an ein Wort der Mad. Necker de Sauffure erinnern: „Was uns Spiel scheint, ist den Kindern hoher Ernst.“ In der That ist es ja so bei jedem nicht übersättigten, nicht blasirten Kinde. Letzteres ist bei seinem Spiel nicht mit halbem, sondern mit ganzem Herzen. Darum ist es so wichtig, die armen Kinder, die nicht selbst zu spielen verstehen, entweder weil sie zu wenig Phantasie haben, oder weil man sie in thörichter Weise überfüttert hat, — erst recht spielen zu lehren, worin vielleicht das Hauptverdienst Fröbels liegt, — und die lieben Kleinen so vor übler Laune, Zank und Langeweile zu bewahren, — und fast ebenso wichtig, dem selbstgewählten Spiele durch Teilnahme zu einem gewissen Abschluß, zu einer vollen Erschöpfung seines Spielinhalts zu helfen und das Kind dadurch vor launenhafter Unbeständigkeit und vor Überdruß zu behüten. Liegen doch in Art oder Unart der Kinderjahre die schwellenden Keime des spätern Charakters. Dafür hatte der Großvater ein inniges Verständnis. Der Vater, so ernst und gewissenhaft er sich unseres Unterrichts annahm und so

wenig es ihm sonst an Humor fehlte, besaß diese Gabe, in die Kinderwelt hinabzusteigen, viel weniger als er. Es zeigte sich das oft genug. Wir hatten z. B. auf dem kleinen Teich in der Wiese erst eine Schiffahrt mit einem selbstgezimmerten Floß eröffnet und das Ufer natürlich mit den verschiedensten Hafensstädten bis Lissabon hinab bevölkert. Im ganzen Hause nahm niemand soviel teil an unsrer Kinderei, als der alte Großvater, der unsere Herrlichkeiten nicht einmal sehen konnte. * Mit größter Geduld ließ er sich erzählen, was wir dachten, was wir trieben. Darum war er auch der stete Vertraute und Ratgeber. Neue Triumphe feierten wir, als wir aus einem alten Trog durch Hinzufügung zweier Seitenbretter und eines Mastes ein Boot gezimmert hatten. Bruder Georg ward Kapitän; Anntante fertigte ihm eine rotfarrierte Mütze und die Schiffahrt war bald so eifrig und erfolgreich im Gang, daß die Schulpräparationen unfehlbar in Gefahr gekommen wären, wenn nicht glücklicherweise die wohlangebrachte und wohlbekannte Strenge des Vaters dies verhindert hätte. Sogar Major von Herbertsons Tochter Rosalie, ein großes Mädchen und damals in Pension bei uns, konnte der Lockung nicht widerstehen, eine Fahrt zu versuchen, und bat den kaum zehn- oder elfjährigen Kapitän so beweglich, daß er ihr das Vergnügen unter der Bedingung gestattete, ja recht ruhig zu sitzen und sich weder nach rechts, noch nach links zu bewegen. Aber leider gehören Unglücksfälle im Seewesen zu den häufigsten Vorkommnissen. Kaum war man in der Mitte des Tümpels, so ward die zarte Insassin wegen wirklicher oder vermeintlicher Schwankungen des Fahrzeuges unruhig; das Ende vom Liede war, daß das Schifflein kippte und der Kapitän mit seiner roten Mütze und die holde Rosalie beide im Wasser lagen. Das hatte nun weiter keine Folgen, als daß sie beide, reichlich braun und

grün von dem tiefen Schlamm, ans Ufer wateten, und das Fräulein in Zukunft Landreisen den Vorzug gab. Die ganze Expedition brachte den Schiffbrüchigen, wie man sich denken kann, ein gutes Donnerwetter ein. Nur der Großvater ließ den Armen ein milderes, — wir dürfen vielleicht auch sagen, ein gerechteres Urtheil angedeihen und doch nicht ohne durch einen feinen Sarkasmus allzu kühnen Unternehmungen für die Zukunft vorzubeugen. So war's auch bei andern Gelegenheiten. Wenn wir einen riesigen Wachholderbusch im Walde zu einer Indianerhütte umgestalteten oder im Winter Burgen von Schnee bauten, einmal sogar in der hoch vollgewehrten Gasse mit Bergmannsgeduld und Eifer ein Haus in den Schnee gruben, es mit Zweigen deckten und die Damen zu einem romantischen Thee einluden, so sahen die Großmutter und die andern Hausgenossen nur auf die nassen Stiefel und Kleider und verwünschten den ganzen Spuck. Der Großvater allein ließ sich von unsern Hoffnungen und Plänen erzählen, ja es wurde, als Bruder Georg und die ältern Knaben schon in den Cäsar hineingewachsen waren, mit großem Eifer an einer Festung gebaut; der Großvater aber ließ nicht bloß ein Exemplar vom Bücherbrett holen, in welchem eine Abbildung der Brücke Cäsars über den Rhein zu sehen war, sondern brachte noch manches Lehrreiche aus der Befestigungs- und Belagerungskunst der Alten herbei. War es ein Wunder, wenn in jenen Tagen nur von Brücken, von Ballisten und Katapulten und Widdern unter uns die Rede war und alles wo möglich praktisch durchprobiert wurde. Das aber wird jeder Pädagog bereitwilligst zugestehen, daß es ein ganz ander Ding ist, wenn der alte Cäsar so dramatisch reproduziert wird, als wenn man bleichgesichtig bloß seine Phrasen und Vokabeln von der Schulbank nach Hause trägt.

Vor allem genußreich waren die Abendstunden zwischen sieben und acht, weil der Großvater meist um diese Zeit uns Kindern Geschichten erzählte. Bald war's die Mythologie, bald die Musäus'schen Märchen, bald Gulliver, bald Münchhausen, bald die biblische, bald die Weltgeschichte, die den Stoff dazu hergab. Was die letztere anlangt, so strahlte natürlich der alte Fritz und sein Heldenkreis in heller Glorie, während Napoleon nicht anders als mit Abscheu genannt ward. Auf meine Bemerkung, daß ich letztern doch gar gern gesehen hätte, erwiderte der Großvater mit einiger Entrüstung: „Und wenn er hier vor unsrer Pforte stände, würde ich diesem Menschenschlächter, der Hunderttausende in den Tod geschickt und ebenso viele arm und elend gemacht, nicht die Ehre anthun, daß ich hinginge, ihn auch nur anzusehen.“ Die Wunden der Franzosenherrschaft waren eben noch allzufrisch. Doch auch anderes brachten die Winterabende. Derselbe Stoff, den Chamisso in seinem *Salas y Gomez* bearbeitet hat, die Erzählung — leider nicht Sage — von dem Baron U. auf der Insel D., der die Seefahrer durch falsche Feuer auf Riffe lockte, sie dann ermordete und die Schiffsfracht raubte, bis er durch einen Hauslehrer entlarvt und zur Strafe gebracht ward, ein Gegenstand, der ja auch später dichterische Behandlung gefunden hat, wurden uns durch des Großvaters Abendunterhaltungen bekannt. In diesen kamen zuweilen Erzählungen vor, die eine Reihe von Abenden hinnahmen und uns in ferne Länder führten und die merkwürdigsten Abenteuer bestehen ließen. Cooper war für uns überflüssig. Daß auch die kurischen Sagen ihr Plätzchen fanden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Da hörten wir von der Elfenhochzeit auf dem Dondangenschen Schloß, von der goldnen Kette in der H.'schen Familie, von der weißen Gestalt mit ihrem Weheruf, sobald ein Unglück dem Hause S. drohte.

Auch wir Kinder kamen mit dem an die Reihe, was wir gelesen hatten und wieder erzählen konnten, oder was der eigne Genius uns eingab. Geduldig hörte der alte Mann uns an, auch wenn man, — wie ich mich von meinem ersten poetischen Versuch entsinne, — nicht über einen ungewöhnlich begabten Rehbock hinauskam, der seine Gäste mit Pudding bewirtete. In jener Zeit hörte ich auch zum erstenmal ein paar kurische Sagen, in welchen der Volkswitz sich auf Kosten einiger kleinen Städte lustig macht. Soviel ich mich entsinne war's aber nicht der Großvater, der sie erzählte. Er mochte daran Anstoß nehmen, daß dem Teufel in ihnen eine Rolle zugeschrieben wird. Nicht daß er wie unsere Alten eine fromme Scheu gehabt hätte, den Feind der Seele mit Namen zu nennen, der auch ungerufen kommt; aber es schien ihm wohl unpädagogisch, dergleichen in Gegenwart so kleiner Gesellschaft wieder zu erzählen, selbst wenn der „Gottseibeius“ auch nur die Rolle eines dummen Teufels, wie so oft in der Volksfage, zu spielen hatte. Vielleicht war es eine der Tanten, die jene Sage erzählte, die sich an den Wasserfall bei Goldingen, gewöhnlich die Kummel genannt, knüpft. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, war Goldingen eine große, reiche Stadt, aber die Einwohner waren Heiden und lebten ärger als Sodom und Gomorrha. Im ganzen weiten Kurland hatte der Teufel kein lieberes Plätzchen, als dies. Als nun aber die Boten Christi ins Land drangen und dorthin kamen, da thaten die argen Heiden Buße im Sack und in der Asche und ließen sich taufen einer nach dem andern, so daß dem Teufel bange ward. „Laß ich das so fortgehen,“ sprach er bei sich selbst, „so gehen mir schließlich all diese Seelen verloren; sie lassen sich alle taufen; das ist klar! Ich weiß, was ich thun will: quer durch die Windau bau ich einen Damm, stau das Wasser und ersäuf

sie alle, so lange sie noch in ihren Sünden sind.“ Gesagt, gethan. Der Böse kam in der nächsten Nacht mit seiner weißen Stute angefahren und schleppte Steine auf Steine zusammen. Schon stieg das Wasser, schon war er seinem Ziele nah, — da krächte der Hahn, diesmal etwas früher als sonst, — und des Teufels Werk blieb unbeendet stehen. Als aber am Morgen die Goldinger erwachten und sahen, welcher schrecklichen Gefahr sie entronnen waren, da dachten sie bei sich selbst: „Allzu scharf macht schartig!“ und bekamen seit jener Zeit eine solche Angst davor, fromm zu werden oder auch nur in die Kirche zu gehen, daß man sie gar nicht hineinkriegt. — So die mutwillige Sage. Aber wenn je die Wirklichkeit im Widerspruch mit der Dichtung stand, so hier. Hat es dort vielleicht einmal leere Kirchen gegeben, so mag das seine Gründe gehabt haben. Ich habe sie stets voll, ja fast zu voll gefunden. Es war schwer, einen Platz zu erhalten. Sicher darf eine Stadt, deren evangelische Bevölkerung, zur Hälfte Letten, noch nicht 4000 betragen mag und die sich neben einem von der Ritterschaft gegründeten Gymnasium, einer städtischen Töchterschule, einer Bürgerschule, eines Diakonissenhauses, einer wohlorganisierten Armenpflege erfreut und für die Unterstützung der Glaubensgenossen in der Diaspora und für die Mission den lebhaftesten Eifer an den Tag legt, vielen andern zum Vorbild dienen. Und das müssen wir auch von einem anderen Städtchen halten, das sich die nekirische Sage in ähnlicher Weise zur Zielscheibe genommen hätte. Kaum nämlich hatte die Tante oder die Mutter jenes Geschichtchen über die Entstehung der Kummel vom Stapel gelassen, so brachte der Vater lächelnd die andere von dem alten Pastor Loskiel in Tuckum in Erinnerung. „Der Mann,“ erzählte er, „war sehr eifrig in seinem Amt, ohne daß er sich hätte sagen können, daß seine Tuckumer sich

seine ernste und eindringliche Predigt sehr zu Herzen genommen hätten. Einst geschah es, daß er am Sonntag Invocavit über die Versuchungsgeschichte predigte. Da brach er in die Worte aus: „Was meint ihr, liebe Tuckumer, — wenn der Teufel hier auf unsrem Hüningsberge*) gestanden hätte, hätte er da zu dem Herrn wohl auch so gesprochen wie hier im Evangelium? Ich sage euch: nein. Wißt ihr, wie er gesagt hätte? Er hätte ihm auch die Reiche der Welt und alle ihre Herrlichkeit gezeigt, dann aber hätte er gesagt: „Sieh, dies alles will ich dir geben, — aber meine liebe Stadt Tuckum, — die behalt ich mir vor!“ So die Sage. Nach meiner Ansicht freilich hätte der Satan, wenn er sich etwas weiter nach rechts oder links hätte umsehen wollen, leicht einen Ort gefunden, wo etwas mehr für ihn zu haben war, als in dem lieben kleinen Tuckum, — aber die Sage will ihr Späßchen haben in Tuckum so gut wie in Neapel; denn die Neapolitaner erzählen ein ähnliches Geschichtchen von einer Klosterdecke unweit des Hafens, an welcher ein scharfer Luftzug stattfindet. Der Teufel, heißt es, habe einmal den Wind aufgefordert, mit ihm spazieren zu gehen und dieser sei der Einladung gefolgt. So gingen die beiden nun miteinander, bis sie in die Straße kamen, wo besagtes Kloster liegt. Da habe der Teufel zum Winde gesagt: „Ach, wart hier ein bißchen; ich hab dort einige Geschäfte mit den Mönchen. Somie ich fertig bin, komm ich wieder heraus.“ Der Wind war's zufrieden und wartet und wartet, bis auf den heutigen Tag, aber der Teufel ist noch immer nicht zurück. Um hier mit den kurischen Sagen abzuschließen, wollen die

*) Eine hohe Düne in der Nähe Tuckums, hübsch bewaldet und viel besucht. Man hat von dort einen weiten Umlblick und soll an heitern Tagen sogar die Thürme Riga's von dort sehen können.

freundlichen Leser mir's verzeihen, wenn ich auch noch das kleine Geschichtchen von dem Magistrat von Y. erzähle, welches ich damals zu hören bekam. Alt-Kurland wird ohnehin bald verschwunden sein, wenigstens giebt man sich von mancher Seite redlichste Mühe darum, es verschwinden zu lassen. Da wär's denn doch allzuschad, wenn auch alle Blüten des altkurischen Humors mit verschlungen würden. Die freundliche Stadt Y. hatte also in alten Zeiten, wie jede anständige deutsche Stadt ihren Galgen. Derselbe stand unweit des Stadtthors auf einem hübschen Berge und nahm sich ganz stattlich aus. Als nun Kurland russisch wurde, da wurden die Galgen abgeschafft. Das schien den weisen Herren vom Rat höchst bedenklich; denn sie waren der Meinung, man sollte lieber die Diebe abschaffen und die Galgen in Ruhe lassen. Sie steckten darum die Köpfe zusammen und setzten einen Protest auf, in welchem sie hervorhoben: erstens hätte die Stadt Y., soweit man zurückdenken könne, immer einen eignen Galgen gehabt, zweitens hätte die Stadt denselben auf ihre Kosten für sich und ihre Kinder erbaut, drittens würden Religion und Moral unfehlbar darunter leiden, wenn dies erweckliche Symbol der strafenden Gerechtigkeit also aus den Augen gerückt würde, — sie bäten darum kaiserliche Regierung, den Galgen behalten zu dürfen. Aber vergeblich. Und so ist denn wohl noch ein Galgenberg da bis auf den heutigen Tag, — aber ohne Galgen. Wie oft hat man die guten Bürger zu Y. mit dieser Geschichte geneckt, ohne eine Ahnung zu haben, wie bald und gründlich sich das Blättchen wenden würde. Denn darüber ist kein Zweifel, auch unter den größten Juristen nicht, daß man mit seiner gepriesenen Humanität dem Verbrechertum gegenüber heutigestags etwas zu schnell gewesen und ziemlich in die Brüche gekommen ist. Das Eine wenigstens steht fest, daß

zu der Zeit, als der Galgen noch vom Berge herab winkte, in der dortigen Gegend von Attentätern nichts zu hören war und jeder ruhig in seinem Bette schlafen konnte,*) und das andere ist nicht weniger gewiß, daß wenn im lieben Deutschland dies oder einige andere pädagogische Hilfsmittel fleißiger im Gebrauch wären, es sich die vielen Millionen Mark ersparen könnte, welche sich jetzt jährlich die fahrenden Bagabunden zusammenbetteln, von denen gar nicht zu reden, die in Anstalten auf Kosten ihrer Mitbürger genährt und gekleidet werden.

Doch kehren wir zurück. Schwand auch, wie gezeigt, in dem Verkehr mit den lieben Hausgenossen dem armen blinden Großvater manche Stunde dahin, so blieb es gleichwohl keine ganz leichte Aufgabe für einen sein Leben lang an Beschäftigung gewöhnten Mann, die lange Zeit auszufüllen. Doch errang auch hier der Geist den Sieg über das niederdrückende Gebrechen des Leibes. In der Wahl seiner Beschäftigung und in der Einteilung seines Tages erinnerte der schmergeprüfte Mann an einen Schiffbrüchigen, der an eine einsame Küste verschlagen, mit den wenigen Trümmern, die ihm geblieben sind, sich einzurichten sucht, wie es eben geht. Alles hatte seine bestimmte Ordnung. Selbst der Ofen wurde genau nach dem Datum geheizt; mit wenigen Scheiten anfangend, stieg man im Laufe des Winters bis auf 25. Es gab bestimmte Lesestunden, wo wir Knaben oder Tante Lotte dem alten Manne vorlasen. Rührend war es, wie er die Zwischenzeit zu kürzen versuchte. Aus Holz, aus Bernstein bemühte er sich mit Feile und Schachtelhalm noch mancherlei Zierat oder Gerätschaften herzustellen, oder aus Wachs dies und jenes zu

*) Wurde doch in meiner Kindheit im Sommer die Hausthür während der Nacht fast nie geschlossen.

formen. War ein Geburtstag im Anzuge, so gab er uns die Papparbeiten an, mit welchen wir das Geburtstagskind überraschen könnten, oder ließ uns einen sinnigen Transparent anfertigen, so gut oder so schlecht unsre ungeschickten Finger die Aufgabe zu lösen vermochten. Seine Lebensweise war von fast spartanischer Einfachheit, und eine größere Unabhängigkeit von dem, was er aß oder trank, ist mir nirgends vorgekommen. An Wochentagen trank er keinen Kaffee, sondern nur einen Aufguß von heißem Wasser auf Brot. Ein kleines Butterbrot war sein Frühstück und nach 6 Uhr nahm er nichts mehr zu sich. Während unseres Abendessens ging er seine tausend und mehr Schritt im Nebenzimmer auf und ab. Es schien ihm dies aber keine hinreichende Bewegung zu sein, und schmerzlich empfand er es, daß seine Blindheit ihm eine solche während des Winters im Freien nicht gestattete. Doch Noth macht erfinderisch. Um dem gerügten Mangel einigermaßen abzuhelpen, ließ er sich die rohen Brennholzklöße durch den Hausknecht auf den Boden tragen. Hier stand ein Bock, auf welchem der Großvater sie in kleine Stücke sägte, wobei wir ihm die Säge ziehen halfen. Er nahm dann ferner ein paar eiserne und hölzerne Reile, die er sich zu solchem Zweck hatte anfertigen lassen, und spaltete die Blöcke mit Hilfe eines großen Hammers in Scheite.

Alle acht oder vierzehn Tage gab es im Winter bei dem Großvater eine kleine Gesellschaft. Dann wurden die „Damen,“ d. h. Großtante Binchen, Anntante und Lottentante mündlich oder schriftlich zum Thee gebeten. Der älteste unter uns hatte diese Einladung zu überbringen und als Marschall zu fungieren. Auf dem Boden brannte am Ende des Ganges ein Talglicht; nebenbei waren zwei brennende Räucherkerzen auf zwei Kupfergrotschen gestellt. An der Treppe empfingen wir die Damen und geleiteten

sie bis zur Thür des Zimmers. Dort stand ihrer harrend, der Großvater. Man setzte sich um den alten Karakazan, der ganz stattlich aussah, denn ein großes, rotbaumwollenes Tuch verdeckte die vielen Wunden und Narben, die ihm sein langer Dienst zugezogen. Der sehr frugale Thee, bei welchem Tante Lotte die Honneurs machte, wurde durch lebhafteste Unterhaltung gewürzt, bei welcher, wie immer, der alte, blinde Mann vor allen der Anregende und Gebende war. Hernach wurde gelesen und wohl auch einmal eine Partie Boston gemacht, wobei Tante Lotte dem alten Vater als Adjutant und Dolmetscher zur Seite stand, — ein Spiel ohne Geld, — und dürfen wir hier wohl sagen, — ohne Sünde. Aber auch wir Kinder sollten nicht leer ausgehen. Am andern Ende des Zimmers, angesichts des großen Bücherschranks hatten wir unsern Tisch. Da gab's Post- und Reisespiel, da gab's die Schlacht bei Waterloo, bei welcher Wellington in seiner roten Uniform sich nach den Preußen umsieht, darunter die Unterschrift: „Wo schaust du hin, du großer Feldherr?“, dann der alte Blücher auf einer andern Karte, der auf seinem Schimmel seinem Bruder Wellington zu Hilfe angesprengt kommt. Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, waren die Gewinste, die jedem zu teil wurden, in Bohnen abgezählt, nach einem vom Großvater aufgestellten Tarif in Rosinen, Mandeln und Pfeffernüsse umzusetzen, zugleich eine kleine Übung für die angehenden Arithmetiker. Etwas anderes, was des Großvaters pädagogische Tendenz für zweckmäßig befunden hatte, erfreute sich weniger unseres Beifalles. Nach dem Spiel sollte gelesen werden. Wäre es nun eine Reisebeschreibung oder eine Salzmann'sche Geschichte gewesen, so hätten wir ihm gedankt, aber es war öfter ein Kapitel aus „Dolz's Anstandslehre,“ — gut gemeint, aber zum Sterben langweilig für Knaben, denen alle andern

Dinge mehr am Herzen liegen, als die Regeln des neuesten Komplimentierbuchs. Er, der liebe, alte Mann, der sonst so viel Verständniß für das Kindesgemüt hatte, zollte eben auch seinen Tribut jener doktrinären Richtung, die den sonst so verdienstvollen Bestrebungen jener Zeit anhaftete.

Jahre auf Jahre gingen dahin; immer liebevoller, immer teilnehmender, ja ich möchte auch sagen, immer verklärter wurde der Ausdruck des von langem, weißem Haar umrahmten Gesichtes. Hätte der Großvater noch seine Stimme in der Gemeinde erheben können, — sein Wort wäre kein anderes gewesen, als das des greisen Johannes: „Kindlein, liebet einander!“ — Für diese Grundrichtung seines Wesens sei es mir gestattet, nur noch einen unscheinbaren, aber doch charakteristischen Beleg anzuführen. Man weiß, wie reich Kurland an Juden ist, die meist als Hausierer, — damals „Bündelträger“ genannt, — hin und her auch als Glaser, als Klempner, oder auch als fahrende Buchbinder das Land durchziehen, von den leidigen Pferdehändlern ganz zu schweigen. Nun kam es öfter vor, daß der „Schabbas“ über einen Sohn Israels hereinbrach, ehe dieser eine Stätte erreichen konnte, die von Genossen seines Glaubens bewohnt war. Dann bat er um Nachtquartier, welches ihm natürlich ohne weiteres gewährt ward. Da aber der Jude nichts essen darf, was in einem christlichen Kessel gekocht ist, so mußte der arme Mann seinen Sabbath verbringen, ohne etwas Warmes in den Leib zu bekommen. Das wurmte den Großvater, und er schaffte Kessel und Pfannen an, die einzig den übernachtenden Juden gehörten, ließ auch wohl, wenn diese gar arm waren oder viele Kinder hatten, einen Silberrubel in ihren Kuchen hineinbacken und war in jeder Weise freundlich gegen sie. Nie ließ er es zu, wie damals nur zu häufig geschah, daß wir die armen zerlumpten Juden verlachten

und verspotteten. „Thut das nicht, liebe Kinder,“ pflegte er zu sagen, „es ist ein unglückliches Volk.“ Ja er ließ sich nicht einmal durch wiederholten Undank oder noch Schlimmeres irre machen. In einer Nacht wurden ihm alle vier Pferde gestohlen. Der Verdacht fiel auf einen Juden, der besonders häufig im Hause gewesen war, alle Wege aufs genaueste kannte, und sich dadurch, daß er, der sonst immer wieder einkehrte, jetzt auf viele Wochen verschwand, allerdings in ein schlimmes Licht gestellt hatte. Von einer Judenfrage wußte man damals nichts; es nahmen zu jener Zeit freilich die Juden auch eine bescheidenere Stellung ein, als jetzt. Doch muß ich gestehen, daß ich neben unverbesserlichem Hang zur Lüge, Betrug und unbarmherzigem Wucher manches Beispiel redlichster Arbeit und Entsamg kennen gelernt habe, wie z. B. an jenem augenleidenden Schneider, der für uns Kinder die Kleider nähte und, in bitterster Armut lebend, doch jährlich zwölf Rubel Gage und die Kost ersparte, um einen Lehrer zu besolden, der seine Kinder im Lesen unterrichten sollte, da der arme Mann es nicht selbst zu thun vermochte. Wie wenige unter den Christen, die alle Linderung ihrer Not von Staat und Stadt erwarten, werden sich finden, die sich solche Opfer auferlegen! Darum dürfte auch jetzt noch die beste Lösung der schwierigen Frage sein, die redlichen und arbeitsamen Juden zu ehren und die bösen nach Möglichkeit zu meiden.

Zehn Jahre waren vergangen seit jenem Unglückstage, der unfrem Großvater das Augenlicht raubte, und schon waren die Achtzig erreicht, ohne daß sich ein merklicher Verfall der Kräfte geltend gemacht hätte. Auch die geistige Regsamkeit hatte kaum einen Abbruch erlitten. An Freude und Leid nahm er denselben Anteil wie früher. Besonders war es der Geburtstag unfrer lieben Mutter, der ihm Gelegenheit bot, seine Herzensfreude und seinen Dank gegen

Gott auszusprechen und ferneren Segen auf unser glückliches Haus herabzuflehen. Noch steht er vor mir, der Transparent, den wir zu solchem Fest anfertigten mit mancherlei Bildern, Sprüchen und Wünschen ausgestattet, darunter das Bild einer aufgeblühten Rose, umgeben von einer Zahl größerer und kleinerer Knospen, der Zahl der Kinder entsprechend, die damals die Mutter umstanden. Wir waren zu der Zeit unser sieben. — Aber nach Gottes Rat sollten jetzt für den alten Mann zu dem schweren Geschick zehnjähriger Blindheit noch neue, schmerzreiche Prüfungstage kommen. Ein harter Winter brachte die ersten Sichtanfalle über die lieben alten, sonst so fleißigen Hände. Ach, wie war es ihm doch so schwer, jetzt tage- und monatelang gar nichts schaffen zu können und regungslos, in Watte und Sichttaffet gehüllt, die gefolterten Glieder vor sich hinzuhalten! Aber auch jetzt verließ ihn seine Geduld, seine Ergebung nicht. Keine Klage, kein Murren kam über seine Lippen, wenn auch die Sehnsucht nach dem Heimgang stärker und stärker war. Höchstens, daß er auf unsre Fragen zur Antwort gab: „Heute ist's allerdings recht arg.“ Der Sommer brachte einige Erleichterung, aber der nächste Winter verschlimmerte den Zustand um ein Bedeutendes. Ein zweiter Sommer kam heran, ohne daß die mildere Sonne vermocht hätte, die sinkenden Kräfte wiederherzustellen. Aber auch jetzt noch behauptete die Kraft des Geistes und des Glaubens den Sieg über die qualvolle Gebrechlichkeit des Körpers. Nicht der Kranke brauchte getröstet zu werden, nicht er bedurfte der Unterhaltung, er im Gegenteil war es, der die Traurigen und Niedergeschlagenen aufrichtete und das Gespräch leitete, wenn man ihn besuchte. Ans Bett gefesselt, von Schmerzen gefoltert, auch an innerem Siechtum, Folge des allmählichen Absterbens, leidend, sah er seiner Stunde entgegen. Er

rüstete sich auf dieselbe wie ein Christ; er wußte, daß sein Weg an Jesu Hand ein Gang aus Dunkelheit zum ewigen Lichte war. Wohl suchte man noch ärztliche Hilfe, und selbst Herrn v. Kagels geringe Weisheit wurde zu Räte gezogen. Man sprach sogar von einer Operation. Auch zu mir war ein Wort davon gedrungen, das mich in namenlose Angst versetzte. Es schien mir schrecklich, ihn noch neuen Qualen unterworfen zu sehen. Ich lief hinaus in die Einsamkeit; dort in dem nahen Birkenwäldchen warf ich mich nieder und flehte Gott mit heißen Thränen an, er wolle sich über den armen Großvater erbarmen und ihm Hilfe, ihm wenigstens Linderung der Schmerzen schenken. Und Gott erhörte mein Gebet, freilich in anderem Sinne, als ich's verstanden. Der Gedanke, daß der Tod nahe, ja daß er schon da sei, lag mir fern. Ich fand bei meiner Rückkehr den heißgeliebten Kranken still liegen, nur der Atem ging schwer. Es war der letzte Kampf. Wir alle standen um sein Bett, weinten und beteten, als es zu Ende ging, — und doch, als der Atem stille stand und wir an die zwölf Jahre Blindheit dachten, an die bitteren Leiden der letzten Zeit, da war es uns, — wie es auch in Wirklichkeit so war, — als hätte Gott ihm mit seinem Sterben nur Liebes erwiesen.

In demselben Zimmer, wo er gelebt und gestorben, ward auch die Leiche aufgestellt. Dst war ich ganz allein bei seinem Sarge; keine Spur von Bangigkeit, wie sie sich sonst wohl bei einer Totenwacht des thörichten und erregbaren Knabengemütes bemächtigt, stellte sich ein. Sah er doch so lieb und friedevoll aus, ein freundlich Lächeln um seinen Mund. Anntante sagte, er sehe aus, als hätte er eben ein adliges Paar getraut. Wir wollen lieber sagen: es war der Widerschein der Himmelsfreude, die sich vor seiner Seele aufgethan hatte.

Wie natürlich, geschah das Leichenbegängnis von der Kirche aus. An Blumen und Laubgewinden war kein Mangel. Besonders wohlthuend war es, daß der ganze Boden der Kirche, wie auch der Weg mit feingehackten Tannenzweigen bestreut war, denn das Gedränge war übergroß und die Luft beklommen. Die ganze Gemeinde hatte sich aufgemacht, dem alten Pastor das Geleit zu geben. Es war ein mehr als eine Werst langer Zug, der dem Sarge folgte, als er sich nach dem alten Gottesacker auf den Weg machte. Ein herrlicheres, friedlicheres, malerischeres Ruheplätzchen, als dieser uralte Friedhof, wäre schwer zu finden. Jenseits eines Flößchens, das in herrlichem Wiesenrunde dahinzieht, erhebt sich ein mit Kiefern und andern Bäumen bestandner Hügel. Ein mit dichtem Moose bedeckter Steinwall umgiebt die geheiligte Stätte, von welcher niemand auch nur von Hörensagen zu melden wußte, wann sie errichtet worden. Im Hintergrunde hoher, dunkler Kiefernwald, nach links in einiger Entfernung ein anderer Sandhügel, der neue Gottesacker, die Ruhestätte der kommenden Gemeinde, und an dessen Fuß eine weithin bemerkbare, ungeheure, mehrhundertjährige Linde, so herrlich gewachsen, als hätte eines Gartenkünstlers Hand ihr Gestalt gegeben, weithin ihre riesigen Äste vorstreckend, unter welchen wohl vier Fuhrwerke Platz finden konnten.

Mancherlei Sage knüpfte sich an „die alte Kapelle“,*) wie der Gottesacker genannt wurde, und nicht gern ging oder fuhr jemand aus dem Volk allein um Mitternacht an dieser sonst so lieblichen Stätte vorüber. War es doch selbst dem Großvater begegnet, als er einmal in heller Mondnacht des Weges fuhr, daß sein Kutscher plötzlich

*) In Kurland heißen die Gottesäcker häufig „Kapellen“, wenn auch solche längst nicht mehr auf ihnen stehen oder auch nie gestanden haben.

anhielt und mit einem scheuen Blick auf den Gottesacker und mit bebender Stimme rief: „Ich fahr nicht weiter, Herr, thut was Ihr wollt. — Da steht er, — da steht er!“ Dem Großvater war's gleich verständlich, was er meinte, denn im Volk ging unter anderem das Gerede, man sehe öfter auf dem Grabe eines Erschlagenen die Seele des Mörders, eine hagere, dunkle Gestalt, barhaupt, mit langem, spitzem Bart, einem Juden nicht unähnlich, zitternd, bebend, an die Stätte gebannt, um Friede flehend, und ihn nimmer findend. Und wie der Großvater, der Weisung des zum Tode erschrockenen Kutschers folgend, dorthin seine Blicke richtet, — siehe, so steht oder kniet vielmehr wirklich, im Mondschein sich hin und her bewegend und zitternd, der dunkle Schatten. Um sich näher zu überzeugen, springt der Großvater aus seinem Wagen, steigt ohne große Mühe über den Steinwall und geht auf die Gestalt zu; aber die Täuschung schwindet je mehr und mehr, je näher er kommt; es ist nur ein unschuldiger hochaufgeschossener Wachholderbusch, der, vom Winde bewegt und in dem unsichern Mondlicht aus der Ferne geschaut, die seltsame Schattengestalt annahm und dem thörichten, abergläubischen Volk zum Ausgangspunkt seiner Sage gedient hatte. — Das Interessanteste aber auf dem Friedhof war ein ganz verfallener Holzbau, das „Beinhaus“ genannt. Der nicht allzugroße Raum, der von der Gemeinde schon seit Jahrhunderten zur Begräbnißstätte benutzt ward, sollte nämlich immer neuen Ankömmlingen Aufnahme gewähren. Da wurde denn unter den vielen Hügeln, deren hölzerne Kreuze erst verwittert und schließlich verschwunden waren, irgend eine seit lange nicht mehr benützte, vom Grase überwucherte Stelle aufgesucht, um ein neues Grab zu graben, wobei es natürlich geschah, daß man nicht nur auf die Trümmer alter Särge, sondern auch auf mehr oder

minder erhaltene Gebeine stieß. Um nun diese nicht unherliegen zu lassen oder auf den Sarg des neuen Ankömmlings werfen zu müssen, ward vor undenklichen Zeiten schon mitten auf dem Kirchhof ein hölzernes Haus errichtet, in welchem diese Gebeine gesammelt wurden, wo sie sich im Lauf der Jahrhunderte ziemlich hoch aufschichteten. Aber auch dies Haus war längst verfallen; die morschen, mit graugrünem Moose dicht bedeckten Balken, vom Winde schief gedrückt, hielten kaum noch zusammen, von einem Dach war keine Spur. Wind, Sonnenschein und Regen hatten die aufgeschichteten Gebeine zu wunderbarer Weiße gebleicht, und nur wo sie im Schatten oder übereinander lagen, hatte auch sie grünliches Moos überzogen. Um aber den Kontrast zwischen dem blühenden Leben und dem Tod zu unsern Füßen in recht auffälliger und zugleich poetischer Weise hervortreten zu lassen, hatte sich mitten unter dem Totengebein in der einen Ecke des Häuschens ein blühender Hagebuttenstrauch eingenistet, der in der Frühlingszeit seine schönen grünen Zweige und seine prangenden Rosen weithin über die Schädel und Knochen breitete. Es mochte wohl in der Ordnung sein, daß der Vater, da der Gottesacker überhaupt geschlossen werden sollte und an einen Neubau des Beinhauses nicht zu denken war, — schließlich eine große Grube graben und alle Gebeine darein versenken ließ; aber der Friedhof hatte in meinen Augen dadurch einen seiner eigentümlichsten Reize eingebüßt. Hatte ich doch oft genug in dem alten Häuschen zwischen den Totengebeinen und Rosen gesessen und bald diesen, bald jenen Schädel hervorgeholt, um meine hamletischen Gedanken, wenn auch nicht gerade in der Stimmung des Dänenprinzen, anzuknüpfen. Damit war es späterhin vorbei.

Zu diesem wunderbar anziehenden Ruheplätzchen, wohin

ihm bereits Mutter und Gattin vorangegangen, ward nun auch der Großvater an jenem Tage hinausgetragen. Immer mehr und mehr verhallten die Glocken des Kirchturms, die ihm bis dahin das Geleite gegeben hatten, da erklang mit überwältigender Fülle der tausendstimmige Gesang der Gemeinde, die an dem Grabe ihres alten Hirten den Trost und die Hoffnung unseres Christenglaubens pries, und als dann der Vater seine Stimme erhob, um den teuren Toten hinabzusenken und ein letztes Wort an die Gemeinde zu richten, da ging's ihnen allen durchs Herz. Keiner schied von der Stätte, der nicht des Heimgegangenen nochmals mit Liebe gedacht und ihm eine Dankesthräne nachgeweiht hätte, keiner, der ihm nicht von Herzen das Erbteil der Gerechten gewünscht, zu dem seines Heilandes Gnade ihn eingeführt hatte. Der Vater ließ um die Gräber der drei nun im Tode Vereinten eine Einfassung machen. Da ich, wo es etwas zu malen oder zu schreiben gab, einige Geschicklichkeit besaß, so hatte ich die Inschriften zu besorgen, die mit dem schönen Spruch schlossen, Röm. 14, 8: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.

Es war die erste Grabschrift aus meiner Hand, der noch manche ähnliche Schrift oder Zeichnung folgen sollte, — keine schmerzlicher als die, wo ich — drei Jahre später — dem lieben Bruder Georg, der so brav gelernt, der die goldne Medaille für eine Preisarbeit erhalten hatte, Primus des Mitau'schen Gymnasiums geworden war, und der eben zur Universität abgehen sollte, als ein böser Typhus ihn hinwegraffte, — den Leichenstein zeichnete mit dem Kreuz und der Palme und mit den kreuzweise gestellten Lilien, die ich nach des Vaters Weisung als Eckrossette anzubringen hatte. Auch der Großvater erhielt

einen Leichenstein, den ihm ein Nefte aus Riga schickte, welchem er, wie vielen andern einst Zuflucht und Erziehung gewährt hatte. Noch einmal steig ich jetzt nach so viel Jahren über den moosbedeckten Steinwall des alten Gottesackers, um einen Kranz des Dankes und der Ehren niederzulegen. Es ist mir dabei ums Herz wie dem alten Claudius, der am Grabe seines Vaters steht, den lieben Stein salbt und die Worte spricht:

Sie haben einen guten Mann begraben,

— Und mir war er mehr!

Mir war er mehr!

9. Friedrich und Dorothee.

Es wäre undankbar von mir, wenn ich diese Erinnerungen schloesse, ohne meinen lieben Eltern ein eignes Kapitel gewidmet zu haben. Sie haben's um uns Kinder reichlich verdient, und einer oder der andere der freundlichen Leser hat vielleicht soviel Interesse an diesen harmlosen Aufzeichnungen gewonnen, um sich auch noch dieses letzte Blatt gefallen zu lassen.

Mein Vater war also, wie es die Großmutter so innig ersehnt, richtig aus des alten Pastors Reimer Hause auf das Dörptsche Gymnasium und auf die Universität gekommen. In den denkwürdigen Jahren der Befreiungskriege hatte er dort seine Studien beendet. Aber aller Fleiß konnte dem geistlosen Rationalismus eines Hezel*) und anderer gleichgesinnter Professoren keine große Förderung abgewinnen. Erst Ewers schlug einen bessern Ton an. Auch die Philosophie war, wenn auch nicht unwürdig, doch ziemlich einflußlos vertreten. Schleiermachers epochemachende Anregung war noch nicht so weit gedungen. Wären nicht die Geisteskräfte unserer großen Dichter den jungen Theo-

*) Bekannt außer seinen unzähligen Grammatiken, durch seine fast komische Übersetzung des Neuen Testaments, die den heiligen Schriftstellern durchaus die „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts oktroyieren wollte, durch Schriften über Pisé-Bau zc., wenn ich nicht irre, sogar über Rumfabrikation.

logen zu Hilfe gekommen, — sie hätten vor Langeweile sterben können. Unter solchen Umständen war es ein Glück, daß die Herren Kandidaten nicht sofort von der Universität ins Amt kamen. Sie hätten wenig Gescheites zu predigen gehabt. Da es ihrer die Hülle und Fülle gab, ausländische wie inländische, so war Hauslehrerei und Schulmeisterei der natürliche, aber freilich oft recht langsame Weg, der die jungen Männer für den Dienst des Reiches Gottes vorbereitete. Sie hatten wenigstens den Gewinn, mancherlei Erfahrungen, trübe wie erfreuliche, zu sammeln, ehe sie zum geistlichen Hirtenamt berufen wurden. So wurde denn auch unser lieber Vater erst Lehrer am Witte- und Hueck-schen Waisenhaus in Libau und darauf Hauslehrer in der in Wahren eingepfarrten, aber damals auf einem andern Gute lebenden Familie des Barons von Hahn. Es waren glückliche Zeiten, wo einem Hauslehrer, — wenn auch freilich nur ausnahmsweise, wie hier, die Möglichkeit geboten werden konnte, zugleich seine Herzensflamme heimzuführen. Aber so geschah es. Während er die jüngern Söhne des Hauses unterrichtete, füllte sein liebes Dörchen die Stelle einer Gesellschafterin und Vorleserin bei der Baronin aus, die als Taufmutter der jungen Frau ihr ein besonderes Interesse entgegenbrug und ihr viel Freundlichkeit erwies. Das ging nun so eine Weile. Als aber in die Wohnung des Herrn Kandidaten eine Wiege ihren Einzug hielt und der junge Erstgeborne, dem hernach noch neun andere Kreatürlein folgen sollten, gleichfalls Ansprüche auf Unterhaltung erhob, schien es dem jungen Ehepaar wünschenswert, unter eines Dach und Fach zu kommen. Das machte sich denn auch. Unser lieber Großvater war nämlich, da er bereits in vorgerückteren Jahren stand, auf den Gedanken gekommen, seinen Schwiegersohn als Adjunkten ins Haus zu nehmen und ihm nicht nur das ganze Amt, sondern auch die ganze

Haushaltung, an welcher er ohnehin keine sonderliche Freude hatte, abzutreten. Das war nun gewiß nach beider Sinn; kehrte der Vater doch damit in das liebe Haus zurück, wo er seine unvergeßliche Knabenzeit zugebracht, und sein Dörchen an den Herd, an dem sie nach dem Tode der Mutter schon jahrelang so brav und treu gewaltet hatte. Aber so willkommen der Gedanke allen Beteiligten war, — einige Schwierigkeiten gab's doch zu überwinden. Es mußte erst Raum geschafft werden; denn das alte Pastorat herbergte zwei absonderliche Insassen, die jeder für sich ein Zimmer in Anspruch nahmen und auf des alten Großvaters Beutel zum großen Schaden desselben lebten. Für beide war es, vom moralischen Standpunkt aus, eine Wohlthat, wenn man ihrer mangelnden Energie durch eine gelinde Nötigung zu Hilfe kam und sie dazu brachte, wenigstens etwas zu thun, um ihr eigen Brot zu essen. Der eine von diesen edeln Herren war Bertram Keß, Binchens mißratener Sohn, der sogenannte Notarius publicus, der aber nie in seinem Leben etwas publice notiert hatte, auch seine angeerbte juristische Bibliothek mehr ansah als studierte. Wohl versorgt und verwöhnt von der schwachen Mutter und dem allzu gütigen Onkel, hatte er sich in der edeln Kunst, sein Leben mit Rauchen, Spazierengehen, Romanlesen u. s. w. zuzubringen, bis zur Virtuosität ausgebildet. Der zweite der genannten Herren war unser Onkel Karl, Großvaters lieber aber verunglückter Sohn. Erst war derselbe als hoffnungsvoller Jüngling in das Comptoir seines Verwandten, des Generalkonfuls Sorgenfrei in Libau eingetreten, wo er sich aber bald als wenig geeignet für die Prosa des kaufmännischen Lebens erwiesen hatte. Sein mütterliches Erbteil hatte ihm schon damals mehr Freiheit gewährt, das Leben mühelos zu genießen, als für ihn gut war. Er fühlte sich zum Dichter berufen. Darum verließ er

bald genug Hafer und Roggen und all die andern niederen Gegenstände, mit welchen sich sein Onkel, der Generalkonsul, die Mittel zum Dasein erwarb, und beschloß, sich fortan in Dorpat den Musen und dem Mars zu widmen, denn es gab in der durch den Kaiser Alexander renovierten Universität damals in der That auch eine Professur der Kriegswissenschaft. Diese war, wenn ich nicht irre, schon damals durch den kuriosen alten Herrn von Aderkas vertreten, einen echten Philister, welcher später durch seine höchst unmilitärische Haltung und Kleidung bei Kaiser Alexanders Nachfolger Nikolaus einen solchen horror erweckte, daß dieser die Professur mit samt dem Professor abschaffte. Ein Th. Körner war nun unser poetischer Onkel freilich nicht, aber Peier und Schwert sollten auch bei ihm vereint bleiben. Er ließ seine Gedichte in einem mäßigen Bändchen, natürlich auf eigene Kosten, erscheinen; fanden sie in der Gegenwart wenig Anerkennung, so war nach seiner Meinung ihr hoher Flug daran schuld. Um so mehr tröstete er sich mit der Zukunft. Ein halbes Jahrhundert später erst werde man sie verstehen und würdigen. Das war insofern richtig, als wir Knaben den ganzen Vorrat zu Drachen, Kästchen und Pfefferbeuteln verpappten. Ein gleiches Schicksal bereiteten wir übrigens auch den nachgelassenen kriegswissenschaftlichen Werken unseres Onkels, die, wenig gelesen, aber poetisch in Grün und Rosa gebunden, in der alten Apotheke des Pastorates ein einsames Dasein gefristet hatten; kaum hatten wir sie dort in der Nähe von Kamillenthee und Sennesblättern entdeckt, als diese „Quarré = long = Bücher,“ wie wir sie wegen eines hierauf bezüglichen illustrierten Kapitels nannten, eins nach dem andern unter unsern geschäftigen Händen verschwanden. Damals aber, da der Vater als Adjunkt in das Haus einziehen sollte, bildeten sie noch eine Zier auf dem Bücherbrett des Herrn von Reimer, — denn

da unser Onkel keinen Großherzog besaß, der ihn wie Schiller und Göthe hätte adeln können, so hatte er sich einen, mir immer noch etwas zweifelhaften polnischen Adel selbst besorgt. Und so war er denn, nachdem er sein eignes mütterliches Erbe und leider auch das seiner allzu vertrauenden Schwester, unserer guten Mutter, in kühnen Versen und nicht weniger kühnen Thorheiten angebracht, in sein Dichterheim d. h. an den väterlichen Herd und Tisch zurückgekehrt, und verlebte dort Tage und Jahre in poetischer Faulenzerei. Zur Abwechslung war er damals gerade Engländer geworden, hielt sich einen Diener und einen Hühnerhund, obgleich er nie etwas schoß. Ja um den jungen Lord recht vollständig zu machen, hatte er sich ein Reitpferd angeschafft, einen Porzellanschecken, und bestieg bald diesen, bald den Pegasus. In rosinfarbenem Spenzer, um seinen idealen Wuchs zu präsentieren, resedagrüner Weste, Stiefeln mit gelbledernen Umschlägen, machte er die Umgegend des Pastorates unsicher, bald in Gemeinschaft mit seinem mehr philiströsen vis à vis und Vetter, Bertram, bald, wie es bei reizbaren Poeten leicht geschieht, bis in den Tod mit ihm verfeindet. Für all diese Narrheiten hatte nun unser lieber Vater durchaus keinen Sinn, ja auch nicht einmal Nachsicht. Klar und bündig setzte er es seinem Schwiegervater auseinander, daß er nicht daran denke, ins Haus zu kommen, solange diese Nichtsthuer unter demselben Dache blieben. So wurden sie denn schließlich mit einiger Kraftanstrengung glücklich an die Luft gesetzt. Der Onkel zog nach Riga, wo er ein kleines Amtchen erhielt und zur Zeit der ersten Cholera (1831) starb, Bertramchen aber ließ sich in einem kleinen Marktflecken nieder, wo er noch lange auf seiner Mutter und Schwester Kosten aß, trank und schlief. Die „Schwammherzigkeit“ jener Zeit, wie, glaube ich, Menzel oder Leo die Sache bezeichnet, und

die breitspurigen Verhältnisse, in denen man damals sich bewegte, machten solche Existenzen eher möglich, als dies in der Gegenwart der Fall ist.

So war nun der Vater richtig als Adjunkt in das Haus eingezogen, welches unter seiner festen Hand bald ein ganz anderes Aussehen gewann. Es war auch in der That die höchste Zeit, daß hier eine Änderung geschah; denn der arme Großvater war durch seine rührende Gutmütigkeit, oder wenn man will, Schwäche, durch seine Leidenschaft für Bücher und zu allem Unglück durch eine vertrauensselige Kaution, die er für einen Herrn v. H. geleistet hatte, an den Rand des finanziellen Ruins gekommen. Ordnungsliebend, thätig, willenskräftig wie der Vater war, heilte er von Jahr zu Jahr mehr die Schäden einer langen Mißwirtschaft, und treu stand ihm dabei unsere gute Mutter zur Seite. Die unermüdete Sorgfalt, die sie allem widmete, was ihrer Hand anvertraut war, machte sich in jedem Zweige des großen, ländlichen Hauswesens geltend. Auf dem Kleinen und Geringen ruhte ein so unverkennbarer Gottesseggen, daß sich die Nachbarn oft genug darüber verwunderten. Zur Zeit des Großvaters hatte es oft Mangel gegeben, über den nur sein genügsamer Sinn und sein fröhlicher Mut hinweghalf; wir haben, so zahlreich wir waren, in diesem kleinen Pastorat nie etwas von Mangel gewußt. Ja eine liebe Pastorin aus der Nachbarschaft gestand nach Jahren noch, sie sei aus dem Wahnschen Pastorat in jener Zeit stets einigermaßen verstimmt und niedergeschlagen zurückgekehrt, weil sie es trotz aller Bemühungen in ihrem größern Pastorate nicht zu gleicher Ordnung und gleich gefüllten Kammern habe bringen können. Mit dem innigsten Dank freute sich dieser Wandlung der alte Großvater selbst. Hatte er doch der Tochter an ihrem Trautage mit Thränen in den Augen auch diesen Wunsch mit-

gegeben: „Liebe Kinder, Gott lehre euch besser haushalten, als ich es vermocht.“ Ja er war aufrichtig genug, zu bekennen: „Als ich keinen Adjunkten hatte, da hab ich meine Schulden gemacht, und als ich mit ihm teilen mußte, da hab ich sie bezahlt.“ Unter des Vaters Aufsicht erfreuten sich die kleinen Reste von Äckern und Wiesen, die dem Pastorate noch geblieben waren, einer Pflege, die selbst die kunstgerechte Bewirtschaftung der benachbarten Felder des Herrenhofes in ihren Erträgen überflügelte, und der vernachlässigte Garten ward bald zu einem Quell der Freude für alt und jung. Aber das alles war doch nur das Äußerlichste. Das ganze Amt gewann einen andern Geist. Freilich vermochte der Vater auch nur zu geben, was in ihm selbst lebte, aber Feuer und Kraft der Jugend machte sich auch schon von Anfang bemerkbar. Der Herr aber führte ihn selbst von Jahr zu Jahr tiefer in geistliche Erkenntnis und geistliches Leben hinein. Über dem Studium der Schriften von Olshausen, Sartorius, Tholuck, der großen Väter Luther und Calvin, vor allem aber der heil. Schrift selbst und unter der wöchentlichen gewissenhaften Ausarbeitung seiner Predigten war er zu einem innigen Glauben an die Versöhnung durch das Blut Christi gekommen. Sein ganzes Wesen ward dadurch gehoben. Die Freudigkeit des Menschen, der die Gerechtigkeit aus dem Glauben gefunden hat, strahlte aus seinem Angesicht. In dieser freudigen und mutigen Glaubenszuversicht, in seiner gedrungenen, kräftigen Gestalt und in seinem Humor sah eine Freundin unseres Hauses, die Pastorin Seesemann, unter deren nachgelassenen Papieren sich eine interessante Skizze des alten Pastorates Wahnen vorfand, etwas vom alten Vater Luther. Der Gatte der eben genannten, höchst einnehmenden und geistreichen Frau, später Pastor in Kruchten, damals, als der Umschwung in der religiösen

Anschauung unseres Vaters stattfand, noch Kandidat und Hauslehrer in einer Wägen benachbarten Forstei, war sein intimster Freund. Es waren wohl selige Stunden gegenseitiger Aussprache, die sie über diesem gemeinsamen Suchen und Fragen nach dem Heil verbrachten, so recht die erste Wärme der Begeisterung und der Liebe, die sie zu den Zeugnissen der heil. Schrift und zu der Wolke späterer Glaubenszeugen zog. Bei diesen fanden sie stets neue Anregung und Förderung auf ihrem Wege. Baxters „Ruhe der Heiligen“ z. B. lag bis zu seinem letzten Lebensjahr auf meines Vaters Nachttisch. Daß die Predigt von dieser Umwandlung reichlichen Gewinn hatte, brauch ich nicht zu sagen; aber auch die Hausbesuche gewannen eine andere Gestalt. Mit allem Nachdruck wurde der häusliche Unterricht der Bauerkinder im Lesen in der biblischen Geschichte und dem Katechismus, das einzige an Schule, was es damals gab, gepflegt und manche Frucht dem steinigten Boden abgerungen. Und als nun gar durch den hochherzigen Entschluß des Herrn Barons von Hahn in Asuppen die zweistöckige, prächtige Schule errichtet worden war, — eine der ersten in Kurland — da war es unser lieber Vater, der die Hauptarbeit ihrer Organisation, Beaufsichtigung und Entwicklung mit Freuden auf sich nahm. Selbst die mancherlei gutgemeinten, aber nicht allemal praktischen Versuche, welche die aus dem Auslande stammende Frau Baronin auf diesem Gebiete anstellte und die den stetigen Gang der Schule mehr hindernd als fördernd unterbrachen, vermochten nicht, ihn zu ermüden. — Daß er in einer Zeit, wo er, wie sich die Pastorin Seesemann ausdrückt, „mitten unter dem allgemein verbreiteten Rationalismus die Fahne des Glaubens hoch emporhielt,“ nicht ohne Anfechtung bleiben konnte, versteht sich von selbst. Namentlich war es sein Propst, der bis an sein Ende diesem neuen

Geist allen möglichen Tort anwünschte oder auch anthat, und als gar der Vater einem Volksschullehrer in der Ferne, der sich dem Glauben zuzuwenden begann, auf dessen Anfrage manchen Aufschluß und manchen treuen Rat, unter anderem auch den erteilt hatte, seinen ganzen rationalistischen Kram, mit samt der Schullehrerbibel von Dinter, *) dessen Schüler jener Mann gewesen war, in den Ofen zu werfen, — da war Feuer im Dache und großer Feuerlärm im rationalistischen Lager, — aber die Flammen legten sich nach und nach, und als nach Jahren unser Vater durch das Vertrauen seiner Amtsbrüder zum Propst der Diöcese erwählt wurde, da war es dieser einst so thörichterweise geschmähte Geist des Glaubens aufrichtiger, christlicher und brüderlicher Liebe und ernster gewissenhafter Arbeit an den ihnen anvertrauten Gemeinden, der die Prediger nicht bloß dieser Diöcese, sondern des ganzen Landes verband. Der alte, verknöcherte Rationalismus war hier wie in Deutschland im Sterben. Hiezu hatten namentlich auch die in den Dreißigerjahren infolge des neuen Kirchengesetzes in Gang gekommenen Predigersynoden segensreich mitgewirkt.

Das kleine Pastorat, dessen Einnahmen noch zur Hälfte dem lieben Großvater zufließen, reichte natürlich auch bei dem sorgsamsten Haushalten nicht für die wachsenden Bedürfnisse der Familie aus. So mußte denn die bereits seit Jahren durch den Großvater eingebürgerte Schulmeisterei aushelfend hinzutreten, namentlich als wir Kinder selbst in das schulbedürftige Alter einrückten, — und unser waren zehn. Es waren neben uns immer einige Pensionäre im Hause, oft freilich gegen eine überaus geringe Geldentschädigung. Täglich hatten wir unsere vier Stunden vormit-

*) Ein elendes rationalistisches Machwerk, aber damals viel gebraucht und verehrt.

tags und zwei bis drei nachmittags, dazu unsere Präparationen morgens und abends, fast gar keine Sommerferien, — denn der Vater fürchtete die schlimmen Folgen des Nichtsthuns, — ja selbst die freien Zeiten, welche die großen Feste zu umgeben pflegen, waren nur knapp zugemessen. Keinem fiel es ein, daß dies Überbürdung sei, und sie war es auch wirklich nicht. Wir waren frisch und gesund. Von Nachhilfe bei den Vorbereitungen oder den schriftlichen Arbeiten war keine Rede; es galt vielmehr als Ehrensache, sich selbst fortzuhelfen. An demselben Tisch, wo wir unsere Präparationen machten, saß der Vater und las seine theologische Zeitschrift, oder er arbeitete nebenbei an seinem Pult. Aber mäuschenstill mußte es sein, — und wir waren's auch, denn wir hatten gewaltigen Respekt. Der Vater spaßte nicht. Er brauchte darum auch nicht einmal nachzusehen, wie weit wir mit unserer Vorbereitung fertig waren; denn keiner wagte es, sich früher ans Spiel zu machen, ehe er mit seiner Präparation zu Ende war. Wehe dem, der sich, wie der verächtliche Ausdruck lautete, cavalièrement präpariert hatte! Es gab eine schlechte Nummer, nötigenfalls einen ernstern Denkartzettel. Der Ehrgeiz wurde durch die tägliche Zensur, die bei jedem Unterrichtsgegenstand ins Tagebuch geschrieben ward, rege erhalten. Mit welcher ängstlichen Unruhe sah man sich seine Zahlen an und suchte seinen Mitbewerbern den Preis abzuringen! Für größere Leistungen gab es entsprechende Auszeichnungen. Das selten gespendete, aber desto wertvollere Lob hatte eine elektrisierende Wirkung. Wer ein Schulbuch glücklich bis ans Ende durchgearbeitet hatte, durfte auf einen besondern Ehrensuchen rechnen. Froh und stolz wie ein Olympier theilte ich den von mir erworbenen Krebs- und Gröbelsuchen mit meinen Kameraden, der freilich nichts mit Krebsen, wohl aber mit Krebs' Anleitung zum Lateinschreiben und Gröbels

lateinischem Handbuch zu thun hatte, die von mir in treuer Arbeit zu Ende gebracht waren. Um uns mehr abzuschleifen, gewandter und selbständiger zu machen, gab uns der Vater verschiedene Aufträge in die Nachbarschaft; waren sie nicht genau ausgeführt oder hatte man sich nicht zu helfen gewußt, so konnte man gewiß sein, noch drei- und viermal hingeschickt zu werden. Auch „Furchtproben“ oder wie man sie richtiger hätte nennen sollen, Mutproben wurden mit uns angestellt. In den Winterabenden mußte einer der Knaben einen leicht erkennbaren Gegenstand zu einer vorher bestimmten Stelle der Landstraße oder in einen abgelegeneren Teil des Gartens hinaustragen, ein anderer ihn von dort holen. Es gab keinen, der nicht seine Aufgabe gelöst hätte; ob es jedoch allemal ohne Herzklopfen geschah, will ich nicht untersuchen.

Für unser physisches Gedeihen fehlte es uns nicht an der nötigen Bewegung. Schon der Garten gab in dieser Beziehung etwas zu thun. Jedes von uns Kindern hatte sein eignes Stücklein darin, auch seinen eignen Apfel-, Kirsch- und Pflaumenbaum, um das Eigentumsrecht achten zu lernen; andere standen allgemeiner Benutzung offen, und das reiche Fallobst gestattete noch, Vorrat anzulegen. Aber wir sollten auch schaffen und pflegen lernen, darum hatten wir jeder ein Gartenstück, in welchem wir die Gänge von Gras rein zu stoßen hatten u. s. w. Es waren ferner im Spätherbst die jungen Bäumchen in Tannenzweige einzubinden, eine harte Arbeit, bei der einem die Hände fast zum Weinen froren; es kam das Pflanzen, das genuß- und hoffnungsreiche Pfropfen, es gab ferner Hütten im Walde zu bauen, gewaltige Festungen; man krebste, man fischte, kurz immer neue Schaffensfreude, — o wie waren wir armen Landkinder reich dem armen eingepferchten Stadtkinde gegenüber, das jedes Stückchen Erde vorweggenommen sieht und

an der freien Gottesnatur nur sozusagen naschen kann. Es kamen noch die Bewegungsspiele hinzu, von welchen ich nur zwei zu Ehren bringen will, weil ich sehe, daß das nachgeborne Geschlecht sie vor lauter fremdem Kram, vor lauter Croquet und Fußball u. s. w. zu vergessen oder zu verachten beginnt. Da war also das Pflockspiel: der eine wirft einen schweren, zugespitzten Knüttel so in die Erde, daß er mit dem spitzen Ende in derselben stecken bleibt; sein Gegner hat den seinen so zu werfen, daß sein Knüttel den ersten heraus schlägt und selbst stecken bleibt. Jeder gelungene Wurf wird gezählt; die Partie geht auf zehn, zwölf u. s. w. Als das Spiel aufkam, wurde jede freie Minute darauf verwendet und dasselbe mit solcher Leidenschaft getrieben, daß nach acht Tagen keiner der Knaben mehr vor Schmerz den Arm heben konnte, und männiglich beschloffen ward, das „abscheuliche Spiel“ ganz abzuschaffen, ein Beschluß, der auch wirklich einige Wochen gehalten ward. Viel schöner aber noch als dieses war das alte echt kurische Rippspiel. Man stellt sich auf einem freien Platz oder auf der Landstraße in zwei Parteien auf; ein Zwischenraum von etwa achtzig oder hundert Schritt trennt beide. Jeder der Spieler, die einer hinter dem andern in einiger Entfernung stehen, hat einen starken, am untern Ende gekrümmten Schläger von ein bis anderthalb Meter in der Hand. Jetzt wirft einer der Vordermänner die Scheibe (Discus),*) welche laufend oder in großen Säzen die Gegner erreicht, und von diesen zurückgeschlagen werden soll. Gelingt dies, so rückt die siegreiche Partei soweit vor, als es ihr gelang, die Scheibe zurückzuschlagen; gelingt dies nicht, — und oft fliegt die böse Scheibe zwischen allen Schlägern durch, so

*) Lettisch rippa, etwa fünf Zoll im Durchmesser, von Apfelholz oder hartem Birkenmaser gefertigt.

muß sie soweit zurück, als die Scheibe rollte. Bei diesem angespannten, ja verzweifelten Ringen ward Sparta auf der Landstraße oft ein Kilometer weit zurückgetrieben und der Verzweiflung nah, bis ein glücklicher Schlag das Blatt wandte, und das stolze Athen, Schritt für Schritt zurückgeschlagen, sich schließlich ergeben mußte. Daß sich unter den mancherlei Freuden, die uns der Vater gestattete, auch die des Reitens befand, brauche ich nicht zu sagen. Nur eine Bedingung hatte er dafür gestellt: keine Sättel, keine Steigbügel, damit der Gefahr des Hängenbleibens in den Letztern vorgebeugt werde. (Man verzeihe mir diese Details; aber sie sind hier angeführt, damit, wenn einer aus meinem Stamm seinen Jungen den gleichen Sport gestatten will, er sich auch der guten Vorsichtsmaßregeln erinnere, die manch bösen Unfall verhindern könnten.) Also ein ziemlich dünnes Lederkissen war unser ganzes Sattelzeug; aber man war doch froh, wenn man einen von des Vaters vier Gäulen bekam. Größer war freilich das Vergnügen, wenn man Sonntags bei den H.'s in A. war. Da eskortierte man mit den jungen H.'s zusammen die Damen, wenn sie nach dem Diner eine Ausfahrt machten. Es mochte nun allerdings nicht recht zu der Etikette stimmen, daß die Sonntagshöslein der jungen Kavaliere bei dem noch unsichern Schluß höher und höher aufrückten und schließlich eine appetitliche, wohlgenährte Knabenwade offenbarten, — aber schön war das Reiten doch.

Daß nun auch nach des Schultages Last und Hitze, namentlich an den Sonnabendnachmittagen den Mäusen gehuldigt, vorgelesen, gemalt und musiziert wurde, versteht sich von selbst. Sogar ein großes Marionettentheater, zu welchem ich die Figuren und Coulissen selbst malte, kam zu stande und bereitete uns viel mehr Freude, als wenn wir alles fertig aus dem Laden gekauft hätten. Rozebue

und andere wurden natürlich geplündert, und Lumpacivagabundus ging bei ausverkauftem Hause d. h. unter dem Zuschauen des ganzen Hauspersonals bis auf die Küchenmagd über die Scene. Die Feengrotte blau in blau mit goldnen Sternen war aber auch gar zu schön! Wie weit ich's in der edeln Kunst des Flötenspiels gebracht, wage ich nicht zu bestimmen. Das Urtheil, welches die alte Lahnzen aussprach, — eine dicke würdige Bauerfrau in großer Haube und buntgestreiftem Rock, welche bei unserer Ankunft in dieser Welt jedesmal eine wichtige Rolle gespielt hatte und darum auch jederzeit, wenn sie sich die Sprößlinge ansah, die durch ihre weise Hilfe dies schöne Licht der Sonne erblickt hatten, mit einer tüchtigen Dosis Kaffee und Weißbrot bewirtet wurde: „Der Jung bläst, daß ihm die Hosen zittern,“ — mag ein zweifelhaftes sein; vielleicht war es ein günstigeres, daß auch die Geheimrätin v. Hahn sich herabließ, mit dem dicken Jungen Mozartsche Sonaten zu spielen.

So flogen uns die Jahre dahin. Einem Bienenstock vergleicht jene oben genannte Freundin unser Haus, so emsig wurde gearbeitet von jedem an seinem Platz, so früh stand man auf, namentlich Vater und Mutter; denn nach des Hauses Vater richtet sich das Haus. Daß es aber auch an fröhlichem Schwärmen und Summen nicht fehlte, hab ich eben gezeigt, — und nicht bloß für uns Kinder. Auch die Nachbarn fanden ihre Freude daran, unter unserm Dache zu weilen, zumal an den Sonntagnachmittagen, und fühlten sich wohl an dem großen gastlichen Tisch, an dem fröhlichen Sinn.

Aber die Jahre tragen die Last, sagt das Sprichwort. Das fühlte endlich auch der Vater. Wohl that die gute Mutter alles, um ihrem lieben Friedrich die Arbeit zu erleichtern. Wie oft ging sie hinaus, wenn er an dem Schultisch saß, um nach den Knechten und Mägden zu sehen!

Ja sie steht noch vor meiner Seele, wie sie im Herbst, wenn die Kartoffeln ausgehoben wurden, und die Tage oft schon gar rauh und kalt waren, des Vaters Leibpelzchen umthat und aufs Feld ging, um durch ihre Gegenwart die Arbeit zu fördern; denn die Mägde in Kurland — ob's vielleicht am Klima liegt? — pflegen, wenn ihrer viele beisammen sind, viel mehr mit der Zunge, als mit den Händen zu arbeiten, und wenn ein paar flotte Bursche hinzukommen, erst recht. Aber auch sonst half sie dem Vater nach Möglichkeit, nicht bloß bei dem Anschreiben der mancherlei Meldungen, sondern in gewissem Maße auch in der Pflege der Seelen. Er war ja kein Pastor bloß von der Kanzel herab, unser Vater. Er besaß die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde. Und es war eine schöne Zeit, wo jeder Bauersmann mit allem, was ihm das Herz drückte, zuerst zu seinem Pastor gelaufen kam. Ich weiß nicht, ob sie je so wiederkehrt. Nun gab es aber noch viele andere kleinere Leiden und Anliegen, manche nur halb geheilte Wunde, zumal in Frauenherzen, manche Sorge um kranke Kinder u. s. w. Das lief denn alles zu der lieben Mutter, die allzeit ein offnes Ohr, ein offnes Herz, viel Geduld und eine offne Hand hatte, — die in so vielen Dingen Rat wußte und, ohne zu predigen, mit ihrem milden sanften Wort so wunderbar zu trösten verstand, das Leid einem vom Herzen nahm und es dem großen himmlischen Leidträger ans Herz legen half. Wie viele haben's ihr gedankt bis an ihr Lebensende! Es war ein liebes Mütterlein. — Und sie und der Vater hatten beide gerade in jener Zeit so viel zu tragen. Unser ältester Bruder war, wie erzählt, in Mitau in seinem achtzehnten Lebensjahr am Typhus gestorben. Sie trugen's still, ihr großes, schweres Leid; wie sehr es ihnen aber ans Herz ging, das zeigte sich auch darin, daß sie dem jüngstgeborenen und

letzten Kinde, das gerade in jener traurigen Zeit zur Welt kam, gleichfalls den Namen Georg gaben. Der Verstorbene, der Unvergeßliche, sollte ihnen in diesem wieder auf- und fortleben.

Mittlerweile war auch ich soweit, daß mein Unterricht größere Ansprüche machte; aufs Gymnasium wollten mich die Eltern, noch unter dem Druck des schmerzlichen Geschickes stehend, das sie eben erfahren hatten, nicht geben; anderseits war es dem Vater ohne Hilfe nicht gut möglich, mich bis zur Universität vorzubereiten, da noch andere jüngere Schüler da waren und die Pflichten des Amtes nicht verleugnet werden konnten. So entschied man sich denn dafür, zur Hilfe in dem Unterricht einen tüchtigen Hauslehrer zu suchen.

Nun war in jener Zeit ein vielbesprochener Pastor auf die vor kurzem durch den Fürsten * gegründete Pfarre B. gekommen, der durch seine Beredsamkeit, wie durch die Strenge seiner Forderungen großen Ruf erlangt hatte. Auch wir, den Vater an der Spitze, machten an einem schönen Sonntage im Sommer, wo in unserer Kirche um einiger Reparaturen willen kein Gottesdienst stattfinden konnte, uns früh morgens in großer Gesellschaft dorthin auf, und die Predigt, die ich damals hörte, ist mir noch jetzt, nach bald fünfzig Jahren, im Gedächtnis geblieben. Ich weiß nicht, durch wen es geschehen war, aber der Vater hatte gerade in der Zeit, wo er eines Lehrers bedurfte, von einem Herrn von Klein sprechen hören, der in der Familie des Fürsten sich aufhalte, ein anerkannter Pädagog, ja Oberlehrer (d. h. Gymnasiallehrer) sei, aber von seiner Thätigkeit als solcher wegen angegriffener Gesundheit sich zurückgezogen habe. Derselbe sei von entschiedenem, christlichem Ernst und würde vielleicht zu bewegen sein, eine Hauslehrerstelle auf dem Lande anzunehmen, wenn die mit derselben verbundenen

Anstrengungen nicht zu groß für ihn wären. Das Vertrauen, das ihm von dem Pastor des Ortes und von dem wegen seiner gläubigen Richtung und seines Lebensernstes bekannten Fürsten gezollt wurde, war ohnehin die beste Empfehlung. Darauf hin setzte sich unser lieber Vater mit dem Herrn von Klein in Verbindung, konnte aber dabei ein gewisses Unbehagen nicht los werden. „Weißt du, Dorothechen,“ sagte er zu der Mutter, „der Mann gefällt mir durchaus nicht. Er hat lange Knochen;*) solche Menschen sind faul.“ — „Aber, Friedrich, er ist dir doch so sehr empfohlen worden?“ hieß es. — „Mag sein; ich spreche nur von dem ersten Eindruck, den ich nicht los werden kann.“ —

Herr von Klein aber konnte sich nicht sofort entscheiden; er müsse, hieß es, erst das Haus, die Knaben, die Aufgabe selbst näher ins Auge fassen, und wollte zu diesem Zwecke persönlich nach Wahren herüberkommen. Er erschien denn auch. Lang, dürr, bleich, mit dunklem hoch aufgerichtetem Haar, eingefallner Brust, in dem blauen Frack mit blanken Knöpfen, wie ihn nur die Oberlehrer der Gymnasien zu tragen berechtigt waren, ernst, wie einer, der mit der Welt abgeschlossen hat und sich an den Thoren der Ewigkeit weiß. Wir Jungen sahen uns den zukünftigen Mentor mit Staunen und geheimem Grauen an, — aber, — daß ich's nur gleich gestehe, wir bemerkten auch, daß seine dunkelgraue Hose unten einen nur schlecht zugenähten Riß hatte, daß er wenig auffah, — ja er erschien uns originell genug, um ihn bald darauf mit seiner gebückten Haltung und seinem hektischen Ausdruck sehr erkennbar, wenn auch etwas karrikiert, aufs Papier zu bringen. Die fromme Rede floß ihm vom Munde; er wußte in die

*) Der Vater meinte seine gestreckten, schlaffen Bewegungen, die ihm zugleich ein Zeichen innerer Schlassheit waren.

Gegensätze schneidende Accente zu legen; aber auch von andern Dingen mußte er zu reden. So sprach er z. B. nach dem Frühstück von der Pflege der Musik, von der Ausbildung des Gehörs durch das Geigenspiel, und kam endlich auf Ole-Bull, den damals in seiner Glorie stehenden Violinvirtuoson. Jetzt schilderte er ein Konzert, dem er beigewohnt, mit einem Feuer, einem Redefluß, daß uns der Mund offen stand. Nach einer kleinen Promenade im Garten setzte er sich auch einmal ans Klavier, „um es zu probieren“; aber er warf nur einige Akkorde und die bekannte Melodie: „An Alexis send ich dich“ hin, und als wir, wie begreiflich, herbeistürmten, um den neuen Herrn Lehrer spielen zu hören, hielt er an, sah sich vornehm und mitleidig nach uns um und sagte mit scharfer Betonung: „Ich spiele nicht vor!“ — Er gefiel uns nicht, der Herr von Klein. — Auch jetzt konnte der gewissenhafte Mann sich nicht entscheiden; eine so wichtige Sache mache ihm eine doppelt ernste Selbstprüfung zur Pflicht; aber in acht Tagen werde er über seine Entscheidung Mitteilung machen. Damit fuhr er in Begleitung seines Dieners, den er als „einen moralisch guten Menschen, von dem er sich bei seiner angegriffenen Gesundheit nicht zu trennen vermöge,“ bezeichnet hatte, in des Fürsten Wagen wieder zurück. Nach acht Tagen erschien denn auch eine Epistel, in welcher er seine Zusage gab und in weiteren acht Tagen seine Funktionen anzutreten versprach, zugleich aber auch um einen Vorschuß von fünfzig Rubeln bat, deren er bedürfe, um einige Aufträge, die er soeben von seiner Mutter erhalten, zu erledigen. Der Vater ging an seinen Schrank und schickte ihm das Verlangte durch den moralisch guten Menschen. So warteten wir denn mit Ungeduld auf die Ankunft des seltenen Mannes. Der von ihm bestimmte Termin kam heran, er ging vorüber, — und noch immer beglückte uns

Herr von Klein nicht mit seiner Gegenwart. Man wartete noch einen Tag, eine Woche, und immer erschien er nicht. Im Gegenteil! Die Abwesenheit des Fürsten benützend, an dessen Stelle er sogar die Hausandachten geleitet hatte, war Herr von Klein „infolge einer eben erhaltenen Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seiner Mutter,“ in der Equipage des Fürsten nach Mitau gefahren. Dort hatte er alsbald den Baron von H., einen Nachbar und Freund des Fürsten, der ihn oft im Hause des letztern gesehen hatte, aufgesucht und ihm unter dem Vorgeben, daß er verschiedene Einkäufe und Aufträge für den Fürsten zu besorgen gehabt habe, aber um 200 Rubel zu kurz gekommen sei, glücklich die genannte Summe abgenommen und darauf schleunigst seine Reise nach Riga fortgesetzt. Nur an Eins hatte der gute Mann nicht gedacht. In S., dem Schlosse des Fürsten, wohnte Zimmer an Zimmer mit ihm ein alter, mürrischer Porträtmaler Grun. Dies war in dem ganzen fürstlichen Hause der einzige Mann, der seine leisen Zweifel an der Frömmigkeit des verhimmelten Herrn von Klein hegte; ja in engerem Kreise hatte er sich sogar nicht entblödet zu sagen: „An dem ganzen Kerl ist kein ehrlicher Faden.“ An Sticheleien hatte es ohnehin unter diesen engen Nachbarn nicht gefehlt, welche der sonst so wortreiche Herr von Klein meist nur mit einem mitleidigen Blick oder durch Äußerungen über den traurigen Standpunkt des Unglaubens, des „natürlichen Menschen“ u. s. w. beantwortet hatte, die der alte Grun seinerseits mit einem bedeutsamen Zwinkern seines linken Auges hinnahm. Im übrigen nahm kein Mensch Notiz davon. Kaum aber war der Herr Oberlehrer, natürlich in Begleitung des moralisch guten Menschen, nach Mitau aufgebrochen, als auch schon der Alte die Bemerkung machte, daß ein ihm gehöriges, silberbeschlagenes Prachtstück von einem Meeresschaum-

kopf sich gleichfalls auf die Reise begeben hatte, auch einige andere wertvolle Kleinigkeiten; und sogar mehrere seiner feinen Hemden, auf welche der Alte besondern Wert legte, hatten der gleichen Versuchung nicht widerstehen können. Kurz der alte Brummbar geriet in eine nicht gelinde Rage, schaffte sich ein Fuhrwerk und setzte seinen entwichenen Effekten und ihrem frömmelnden Protoktor spornstreichs nach. Er trifft diesen freilich nicht mehr in Mitau, erreicht ihn aber in Riga und nimmt ihm den Raub ab, wobei die ganze Elendigkeit des Heuchlers zu Tage kam; auch der Baron von S. gelangte wohl in den Besitz seiner allzu leicht geleisteten Vorschüsse; nur dem Vater mißglückte dies. Wohl schrieb er, nachdem er, freilich zu spät, all diese herrlichen Geschichten erfahren hatte, an einen juristischen Freund nach Riga; dieser gab ihm aber die traurige Aussicht, man könne den sogenannten Herrn von Klein, der sich übrigens als eins der abgefseimtesten Subjekte entpuppe, im besten Fall wohl auf einige Zeit ins Arbeitshaus bringen, die Unterhaltskosten habe aber der Kläger zu tragen, und ob der jedenfalls arbeitscheue und fränkliche Schwindler je soviel zusammenarbeiten werde, um die Verköstigung zu bezahlen und gar noch die fünfzig Rubel wieder zu erstatten, sei mehr als fraglich. So ließ der Vater ihn denn laufen. Was aus ihm schließlich geworden, haben wir nie erfahren.

So war denn die erste Expedition zur Erlangung eines Hauslehrers kläglich und abschreckend genug verlaufen; aber nötig war einer doch. Es galt darum ein neues Ausschauen nach einem solchen, welches auch schließlich mit Erfolg gekrönt ward, indem der schon früher von mir erwähnte Dr. phil. van der Süß, Altonaer von Geburt, in unser Haus kam. Mit Spannung sahen wir Knaben seiner Ankunft entgegen. Der Doktor der Philosophie imponierte uns nicht wenig. Ich lag leider um jene Zeit krank. Man

wußte noch nicht, was es werden würde. Da unglücklicherweise der Arzt geäußert hatte, nach dem hochgradigen Fieber zu urtheilen, könnten es sogar die Pocken sein, die im Anzuge wären, so kann man sich denken, wie mitleidig und spähend Mutter, Tanten und Geschwister mich ansahen, — der Vater war abwesend — um die schreckliche Entscheidung herauszulesen. Nun, es waren keine Pocken, sondern nur die Masern. Kaum hatte aber die gute Großmutter sich davon überzeugt, so griff sie mit kräftiger Hand ein, „um den Ausschlag herauszutreiben,“ und ließ, obgleich wir in der Pfingstzeit standen und gerade eine Gewitterschwüle im Anzuge war, den großen schwarzen Kachelofen anheizen, bis glücklicherweise der Vater nach Hause kam und ausrief: „Ihr bringt ja den Jungen um!“ Da wurden denn die Scheite aus dem Ofen gerissen und der künstlichen Steigerung des Fiebers Einhalt gethan. Während ich in der darauf folgenden Nacht noch im Bette lag und dem eintönigen Regen lauschte, der mittlerweile eingetreten war, rollte ein Wägelchen vor die Thür; es war der neue Doktor. Wie gern hätte ich ihn von Angesicht gesehen; aber es ging nicht. Endlich, endlich aber waren auch die langsam hinschleichenden Krankheitstage, welche mir von Tante und Geschwistern durch Vorlesen der Schriften der Miß Gr. Kennedy nach Möglichkeit gekürzt wurden, überstanden, und ich konnte des neuen Lehrers ansichtig werden. Ich wurde sogar sein Stubengenosse; denn des Großvaters großes, erinnerungsreiches Zimmer ward wieder zum Schulzimmer, und der anstoßende Raum nahm mein und des Doktors Bett auf. Wir wurden auch ganz gute Freunde, und lernen konnte man schon etwas bei ihm. Noch heute denke ich gern an die genußreichen Stunden zurück, die wir über dem Homer und Horaz, dem Sophokles und Plato verbracht haben, und an die Geschichte der griechischen und

römischen Litteratur, die wir bei ihm hatten. Aber eins stand ebenso fest, daß der Mann einige Absonderlichkeiten an sich hatte, für welche man zunächst nicht einmal einen Erklärungsgrund zu finden vermochte. Es kamen nämlich Tage, wo der kleine Mann mit dem vorgebeugten Kopf seine blassen, unscheinbaren Augenbrauen finstrier und finstrier zusammenzog, mit seinen blöden Augen neben und durch die silberne Brille fürchterliche Blicke hervorsandte, mit dem Fuße stampfte und, wenn er gerade im Freien war, gegen unsichtbare Feinde wild durch die Luft suchtelte. Man sah, es war ein Gewitter, ein Sturm im Anzuge. Jetzt, plötzlich, brach er los. Erst rannte der Unglückliche wie ein Rasender im Zimmer herum, warf drohende, unverständliche Laute um sich, bis er die Thür seines Zimmers aufriß und den langen Gang über den Boden, auf welchem Großvaters und Vincens Füße einst so friedvoll gewandelt hatten, und die Bodentreppe hinunterjagte, um sich bei dem Vater zu beklagen, daß er verfolgt werde. „Verfolgt?“ fragte der Vater verwundert. „Von wem?“ — „Die, die da! In Altona!“ hieß es dann (seine Verwandten, fromme, liebe Leute, unschuldig wie die Sonne). „Sie wollen es hindern; sie wollen es nicht zu stande kommen lassen. Aber, ich sage es Ihnen, Herr Pastor, sie und kein Mensch auf Erden soll es verhindern.“ — „Was denn?“ fragte weiter der Vater, und da kam es denn endlich heraus, was freilich kein Sterblicher mit hundertfachem Prophetengeist hätte erraten können, daß die Königin Viktoria (buchstäblich) ihn glühend liebe, — und er natürlich sie; daß man ihn nur deswegen nach Rußland expediert habe, um sie nicht zusammenkommen zu lassen; aber er werde zeigen, daß er so nicht mit sich umspringen lasse u. s. w.“ — Ein andermal hatte die Verzweiflung die Oberhand. Dann hieß es: „Wenn das so fortgeht, Herr Pastor, diese Intriguen,

dieser Verrat, dann bleibt mir nichts übrig, als mich unter die Erde zu vergraben.“ „Wünschen Sie vielleicht eine Schaufel dazu, Herr Doktor,“ erwiderte der Vater in aller Ruhe; „ich könnte Ihnen eine geben lassen?“ — Dann gab er dem Armen wohl auch die Versicherung, — er werde nicht dulden, daß jemand einem so seltenen Glück, wie es dem Doktor zu teil geworden, in den Weg trete. Die Falten glätteten sich auf der Stirn dieses „Ritters von der traurigen Gestalt,“ ja er überzeugte sich von der Thorheit seiner Phantasien, fühlte vielleicht unter dem wiederkehrenden Geisteslicht, wie lächerlich er sei, wie bemitleidenswert, und brach in Thränen aus. Der „Raptus,“ wie wir diese Anfälle nannten, war vorüber, und es konnten Monate vergehen, bis wieder einer kam. In der Zwischenzeit war der Doktor ganz vernünftig. Uns Kindern machten diese Anfälle mehr Spaß als Herzeleid, ja wir hatten sie nach den Anlässen, bei welchen sie zum Ausbruch gekommen waren, klassifiziert. Einmal war es eine zuschlagende Mausefalle, welche natürlich nur von des Doktors Feinden, ihm zum Tode, aufgestellt worden war, ein andermal ein verschobenes Kopfkissen gewesen, welches den Raptus hervorrief, ja einmal wurde sogar das Brennholz, das lammfromm vom Winter her unter dem Ofen lag, und die Stühle im Zimmer schuldig befunden, und flogen sämtlich zum Fenster hinaus in den Garten, gerade in die Spargelbeete hinein. Darnach hatten wir einen „Mausefallen“, einen „Kopfkissen“, einen „Stuhl“ und sogar einen „Dirn“ Raptus, weil des Doktors Anfall mit dem Ausruf: „Infame Dirn!“ begonnen hatte. Ob er damit Frau Venus oder sonst eine Göttin gemeint hatte, vermag wohl niemand zu sagen. Nun waren wir Knaben nicht ohne Talente; namentlich war einer der jüngern, mein lieber August v. D. mit absonderlicher mimischer Neigung und Be-

gabung ausgestattet. Von seinem Genius geleitet, führte er in unsern Mußestunden diese Raptusse zu unfrem all-gemeinen Gaudium drastisch genug auf. Es war überhaupt ein drolliger Bursche, dieser August, gerad und ehrlich und unverdorben, von uns allen geliebt, Sohn eines alten, 1812 lahm geschossnen Majors, darum etwas kriegerisch gesinnt, namentlich gegen Kesselgebüsch, Kletten, Ameisenhaufen u. s. w., ein fruchtbarer Märchenerzähler und sogar Dichter. Mit Hilfe eines flachen Steines wollte er die Früchte seiner Muse drucken und meiner Schwester Lotte widmen. Eins seiner Gedichte begann: „Gesezte Beine führen wir Auf einem Birken Schlitten,“ — gewiß eine klaf-fische Wendung. Reizend transponierte der Schalk den Kapuziner aus dem Wallenstein ganz in des Doktors Ton und Gebärde, so daß wir Knaben uns vor Lachen nicht zu lassen wußten. Auch sonst, wenn der Doktor, voll donquichotischer Gedanken an die Prinzess Viktoria, hastig die Straße hinaufschritt, ging Augustchen hinterdrein und setzte die Füße nach des Doktors Takt, bis dieser einmal, von ungefähr sich umwendend, den Spuk wahrte und ihm zurief: „Geh vorauf! Geh vorauf! Mach mir keine Männeken hinter dem Rücken!“ Daß er dadurch nicht besonders in der Gunst des Doktors stieg, kann man sich denken.

Doch gingen unsere Tage trotz der einzelnen verrückten Intermezzos ruhig und ordentlich dahin. Nur ich, als des Doktors Stubenkamerad, hatte zuzeiten einige unangenehme Augenblicke zu überstehen, wenn der unruhige Herr mit seinem Kopfkissen in Krieg geriet und sich daran machte, sein ganzes Bett umzukramen. Ehe er an diese Arbeit ging, nahm er das Licht und beschnüffelte mich, kurz-sichtig, wie er war, ob ich auch eingeschlafen sei. Natürlich betrug ich mich so vorsichtig wie der Wandrer in der Fabel, als Meister Petz ihn inspizierte, und schlief so täuschend, wie

nur möglich. Weh mir, wenn der Doktor gemerkt hätte, daß Verrat im Spiele war; ich glaube, er hätte mir den Hals umgedreht. Abends saß er meist über seinem Aristoteles, aber einmal fand er sich veranlaßt, nicht nur das viel geplagte Vieh, den Pegasus zu besteigen, sondern sogar als leibhafter Götterbote herniederzuschweben. Es war nämlich der Eltern Silberhochzeit im Anzuge, und unser guter Doktor war in Aussicht derselben auf den schönen Gedanken gekommen, einen Festzug mit Gestalten aus Göthes Hermann und Dorothee zu komponieren; — hieß der Vater auch nicht gerade Hermann, so war doch der Name in der Familie üblich und die Mutter jedenfalls eine richtige Dorothee. Wir Kinder sollten nun die verschiedenen Rollen übernehmen, die der Doktor in ganz leidliche Verse gebracht, und die wir bis auf den Punkt sattelfest memoriert hatten. Er selbst aber wollte, um der Sache doch den richtigen Schick zu geben, als der Götterbote, der die Schatten aus der Unterwelt heraufführt und damit des Jubelpaares Gesichte zur Darstellung bringt, als Hermes Psychopompos auftreten. Hierzu bedurfte es natürlich eines Kostüms. Aus einem besonders intimen Kleidungsstück wurde glücklich eine Toga fabriziert und mit Purpur verbrämt, Trikots fanden sich auch, um des Doktors mißgestaltete Beine so götterhaft wie möglich erscheinen zu lassen, nur statt der Sandalen mußten Morgenschuhe dienen, da es doch zu unanständig gewesen wäre mit entblößten Hühneraugen vor die Silberbraut zu treten; aber ich hatte, wie ich versichern kann, ganz nette silberne Flügel an die Schuhe gepappt. Ein andres ähnliches Meisterstück meiner Hand war der silberstrahlende Flügelhelm aus Zuckerpapier und der Merkurstab. Soweit war alles gut. Vater und Mutter saßen auf ihren Ehrensesseln, die lieben Nachbarn und Freunde versammelten sich, — sieh! da schwebte der Götterbote durch

die Kückenthür in den Saal und wir Schatten hinter ihm her. Jetzt trat er vor das Jubelpaar, warf sich in die nötige Positur, rechte seinen Botenstab in die Höhe und begann pathetisch genug:

Aus jenen Hö'n, wo, was Poesie gesungen . . .

In diesem Augenblick fühlte eine neugierige Katze in sich den Drang, auch an der Fête teilzunehmen, drängte sich nach vorn und — dem Doktor gerade gegenüber — zwischen den Stuhlbeinen des Silberbräutigams hindurch, macht einen zierlichen Buckel und slötet mit erhobnem Schwanz ein Miau! so zart, so schmachtend, wie je der Doktor vor seiner angebeteten Prinzessin gehaucht. Das brachte ihn völlig aus dem Konzept; weg war sein Gedächtnis, — und ein Souffleur nicht vorhanden. Er züchtigt seinen widerwilligen Kopf; umsonst, dieser weiß nichts von allem, was ihm die Götter aufgetragen hatten. Der Doktor räuspert sich verzweifelt, einmal, zweimal, dann bat er bescheiden „Herr Pastor, Sie erlauben, daß ich nochmals anfang.“ Der Vater hatte natürlich nichts dagegen, nur ward es ihm schwer, sein Lachen unter dem Mantel der Würde zu verstecken. Der Doktor rechte also noch einmal seinen Stab in die Höhe, begann noch einmal mit göttlichem Pathos:

Aus jenen Hö'n, wo, was Poesie gesungen . . .

aber das tückische Gedächtnis verrät ihn aufs neue. Hat er vielleicht gar gehört, wie der Schalk, der August, den hochtrabenden Anfang in seiner Weise fortsetzt und uns zuflüstert:

Aus jenen Hö'n, wo, was Poesie gesungen,
In unendlichem Wirrwar liegt?

Hermes räuspert sich aufs neue, peinlich, unbarmherzig, umsonst! und bricht schließlich in den Seufzer aus: „Herr Pastor! Entschuldigen, — die Katz, — die Katz!“ — Aber sieh da, gerade in diesem kritischen Moment, wo der Vater samt seinem Dorchén an dem heruntergeschluckten Lachen fast

ersticken, tritt die liebe Tottetante, allzeit räsonnabel und auf mögliche Fatalitäten vorsorglich eingerichtet, mit dem Konzept der Hermesrolle zum Doktor und giebt ihm einen auffordernden Wink, seinem Göttergedächtnis Suffkurs zu bieten. Das ging denn auch ganz gut, und Hermes kam glücklich auf die Erde. Jetzt kamen wir Kinder an die Reihe und sagten unsere Sachen wie am Schnürchen her. Somit war alles glücklich abgelaufen. — Da nun aber unter den jungen Füßen etliche waren, welche meinten, eine Hochzeit ohne Tanz sei nur eine halbe Hochzeit, und wenn's auch eine Silberhochzeit wäre, — so ward der Saal bald geräumt, dem alten Klavier ein muntreer Walzer entlockt und — wer hätte das gedacht! sofort die erste beste Dame, war's nicht gar meine gute Schwester Lotte? von dem Götterboten aufgenommen. Hab ich jemals eine Komödie ohne Eintrittsgeld gesehen, so war es diesmal: Hermes Pjchopompos den Walzer tanzend, daß ihm die Flügel an den Schuhen klappten! Das Fest ging froh und ohne Unfall zu Ende und das Beste an demselben war nicht das, was nach außen hervortrat, sondern das stille, innige Dankesopfer, welches die Eltern dem Herrn in ihren Herzen brachten für all die Barmherzigkeit, Güte und Treue, die er an ihnen gethan.

Nachgerade war es aber doch Zeit, daß sich der klassische Götterbote wieder auf die Socken machte; denn seine Anfälle kehrten häufiger wieder, und die für einen Erzieher so notwendige Autorität ging trotz seiner Gelehrsamkeit dabei gänzlich in die Brüche. Glücklicherweise war ich nun auch so weit, daß ich zur Universität abgehen konnte. Dort hatte ich aber erst ein Eintrittsexamen zu überstehen, das erste Examen überhaupt in meinem Leben. Der Vater hatte gestattet, daß, wenn ich glücklich durchgekommen wäre, ich ihm die Nachricht von der Wahren nächstbelegenen, aber immer=

hin vier Meilen entfernten Poststation per Estafette zuschicken könne; denn die reguläre Post kam nur einmal wöchentlich nach Wahren. Nun, er hatte die Freude, daß seine treue Mühe an mir nicht verloren war. Gerade bei einer Schulfeier in der Volksschule beteiligt, hörte er das Posthorn erklingen; der Brief sagte ihm, daß ich mit der besten Nummer durchs Examen gekommen war. Nur Elternherzen verstehen es mitzufühlen, wie wohl solche Botschaft thut.

Ein Jahr nach dem andern flog dahin. Ich beendigte meine Studien, meine Hauslehrerjahre, trat mein erstes Pastorat (Kremon*) an, ward Bräutigam, gründete meinen Hausstand und freute mich mit meiner Friederike der sonnigen Tage unseres häuslichen Glückes. Es mochten etwa sechs Wochen her sein, daß wir verheiratet waren, da kamen meine lieben Schwiegereltern mit den beiden Schwägern zu uns zum Besuch. Man hörte allerdings beunruhigende Mitteilungen über den Ausbruch der Cholera in Riga, aber kein Mensch fürchtete sich vor ihr auf dem Lande, mitten in einer schönen und gesunden Gegend. Am andern Tage aber ergriff die unheimliche Krankheit meinen Schwiegervater, der durch einen infizierten Ort gekommen war, gerade als wir uns zu Tische setzen wollten, einige Minuten später auch meinen älteren Schwager, und raffte beide in wenig Stunden hin. Es war der erste überwältigende Kummer, der mich und meine arme junge Frau traf.

Auch in der alten Heimat war manches anders geworden. Die Großmutter war gestorben. Zwei meiner Schwestern wurden verheiratet; die eine folgte ihrem Manne in das Innere des Reichs und wurde bald Witwe, die andere ward die Gattin des Pfarrers Henkel, der das alte Pastorat

*) in Livland.

vom Hofe Wahren aus, wo er Hauslehrer war, gern und oft besucht hatte, und uns allen lieb wie ein Bruder geworden war. Jetzt hatte er in seiner Heimat, in Koburg, schon eine Pfarre erhalten und gründete dort seinen Herd. Meiner lieben Mutter ward es nicht leicht, die Tochter so fern zu wissen, wenn sie sich auch sagen mußte, daß sie sehr glücklich und wohl aufgehoben sei. Die Entfernungen, zumal wenn es sich um das Ausland handelte, waren damals noch viel schwerer zu überwinden als jetzt. Um ihr die Freude des Wiedersehens zu bereiten, hatte der Vater Jahre hindurch einen Rubel zu dem andern gespart; mein Bruder Wilhelm hatte auch gerade um die Zeit sein Studium in Dorpat beendet, seine Hauslehrerzeit überstanden, konnte die Mutter begleiten und dabei außer dem Genuß, den ihm die Reise brachte, etwas für seine leidende Gesundheit thun. Der Vater drängte selbst dazu, und gewiß war es seinerseits ein großes Opfer, das er brachte, wie sich die oben erwähnte Freundin unseres Hauses in ihrer Skizze ausdrückt; denn noch nie waren die Ehegatten für längere Zeit von einander getrennt gewesen, und der Vater gewohnt, alles was ihn bewegte, mit der Mutter zu besprechen. So machte sie sich denn auf den Weg. Es war eine Reise voll Genuß, wie jede erste Reise aus dem flachen Ostseeküstenland mit seinen wenig entwickelten Städten in das vorgeschrittenere, erinnerungsreiche und landschaftlich soviel ansprechendere Mutterland. Die Berge und Burgen und Wälder des schönen Thüringerlandes machten einen großen Eindruck auf die Mutter. Brauche ich noch die Freude des Wiedersehens mit der geliebten Tochter, die Begrüßung der beiden Enkelkinder zu schildern, denen bald ein drittes sich zugesellen sollte! In der hiebei zu erwartenden ernstern Stunde gedachte die Mutter unsere liebe Schwester zu pflegen und den einmal ihr gegönnten Besuch darum so lange als thun-

lich auszudehnen. Aber es geschah auch diesmal, wie so oft, daß während man eben im Zuge ist, sich der irdischen Freude recht hinzugeben und es sich wohl werden zu lassen auf Erden, Gott seine heimsuchende Hand über uns ausstreckt und uns mit überirdischer Gewalt an sein Herz zieht, um uns nicht in die Gefahr kommen zu lassen, diesen Platz je zu verlieren. Der Vater, sonst so rüstig und von keiner ernstern Krankheit je angefochten, wurde von einem typhösen Fieber befallen und starb nach wenigen Tagen. Die arme Mutter, so sehr sie auch nach Empfang der Nachricht ihre Rückreise beschleunigte, konnte bei den unvollkommenen Kommunikationsmitteln jener Zeit nicht einmal zu seiner Bestattung eintreffen. Sie fand ihn schon unter der Erde. Es war unmöglich gewesen, die Leiche in jenen heißen Sommertagen noch länger unbestattet zu erhalten. Aber noch war der Kelch der Trübsal nicht geleert. Kaum hatte sie ihre heißen Thränen etwas getrocknet, als aus Koburg die Nachricht eintraf, daß unsere Schwester Minna bald nach ihrer Niederkunft am Fieber gestorben sei. Es waren wohl die dunkelsten Tage, die über unsere arme Mutter gekommen waren. Vor kurzem noch eine fröhliche Naemi, jetzt eine Mara. Was der Vater im Gefühl des nahenden Todes ausgerufen hatte: „Meine armen, un-erzogenen Kinder!“ das lag wie eine Zentnerlast auf ihrer Seele; aber sie wie er wußte ihren Kummer und alle ihre Sorgen groß und klein an Gottes Herz zu legen. Mit stillem, sanftem Geist trug sie, was aus ihres Gottes Hand über sie gekommen, seiner Liebe und seiner Hilfe gewiß — auch mitten in ihrem allergrößten Leid. Und des sterbenden Vaters Gebet und die Thränen der Witwe, sie fanden Erbarmen bei Gott. Es ist keins von uns zu Grunde gegangen.

Die Patrone der Kirche ehrten das Gedächtnis des Heim-

gegangen. Baron von Hahn (Asuppen) ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst den Leichenstein zu setzen, auf welchen er die Inschrift eingraben ließ:

1 Kor. 3, 11.

„Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“

Auch darin ehrten die Patrone das Andenken unseres Vaters, daß sie einstimmig meinen Bruder Wilhelm zu seinem Nachfolger ernannten.

Und wieder ward ein neuer Herd gegründet, wieder erklangen Kinderstimmen in dem alten Pastorat, — aber nicht auf lange. War es vielleicht eine Ahnung, daß mein Bruder, noch so jung, mitten in seiner treuen Arbeit an der Gemeinde mit besonderm Eifer sich der Anlage eines neuen Gottesackers widmete und demselben soviel Liebe und Pflege zuwendete? Ach, nur zu bald trug er liebe Kindlein dort hinaus; nur zu bald ruhte auch er selbst auf dem schönen stillen, weit hinausschauenden Hügel. Ein Blutsturz hatte seinem Leben und Wirken ein jähes Ende bereitet. Auch seine Witwe, die mit ihren Töchtern ins Mecklenburgische zog, wo sie eine verheiratete Schwester hatte, ist eingegangen zu der seligen Ruhe, die Gott seinem Volke bereitet hat. Sie ruht in fremder Erde.

So sind die lieben trauten Stimmen eine nach der andern verstummt; nur noch die Steine reden zu uns auf den Gräbern und die Kreuze. Die alten Zeiten sind vergangen, eine neue Welt aufgekommen. War es da ein Wunder, daß unser liebes Mütterlein, das mit dem 4. November dieses Jahres (1883) sein 92. Lebensjahr erreicht, sich sehnte, auch ihrerseits den Wanderstab aus der Hand zu legen, auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn! Ihr letzter Erdenwunsch, auch den jüngsten Sohn (Georg) noch in dem geliebten Rurland angestellt zu sehen, war

durch Gottes gütiges Walten erfüllt. Ja, sie hatte ihn noch in D. besuchen und an den Enkeln sich freuen können. War sie auch bis zu ihren letzten Lebenstagen überall, ob sie, wie es einst durch die Güte der Besitzer geschah, im Hofe Wahren ihr Stüblein hatte, ob sie bei uns, oder bei Schwester Sophie oder den andern Kindern verweilte, von lauter Liebe umgeben, von allen geachtet und verehrt, noch oft erfreut durch Zeichen der Anhänglichkeit und Teilnahme aus der alten Heimat oder aus der Mitte ihrer Umgebung, — die Augen fingen an dunkel zu werden, die Hände müd, und mehr als je richteten sich ihre Gedanken nach der Stätte, wo ihr Vater, ihr Gatte, ihr Sohn das Wort Gottes verkündet hatten, wo die Eschen, die ich einst an des früh vollendeten Bruders Georg Grab pflanzen sah, über ihn und den Vater ihre breiten Äste strecken. Dort wollte auch sie begraben sein. Und während ich hier in weiter Ferne diese Zeilen hinwarf in der Hoffnung, sie ihr noch zusenden zu können, trifft mich die Botschaft, daß ihres Herzens Sehnsucht erfüllt und sie, von Schwester Sophie treu bis ans Ende gepflegt, nach einigen schweren Leidens-
tagen am 2. Dezember sanft und selig entschlafen ist. Das Lied: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ hat sie sich noch zuletzt vorlesen lassen und ihre Grabschrift hatte sie längst bestellt; sie lautet:

Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Dort nun sammeln sich Kinder und Großkinder, Nachbarn und Freunde, um ihr das letzte Geleit zu geben. Und kann ich nicht dort sein, war es mir nicht mehr vergönnt, diese Blätter in ihre Hand zu legen, so seien sie ein Dankes- und Ehrenkranz, den ich im Geiste niederlege auf ihr Grab.

Die wir einst als Kinder in dem alten Hause uns tummelten, — wir sind nach Gottes Rat hinausgegangen nach Nord und Süd, nach Ost und West. Auch sie, die für

uns alle das einende Band war, unsere gute, unvergeßliche Mutter, ist nun dahin. Ist es denn nichts mehr, was uns in dieser Weise vereint, so sei es doch für alle Zeiten und auf Kind und Kindeskind derselbe Glaube, den wir von den Eltern empfangen haben, die Liebe, die nimmer stirbt, und die Erinnerung an die Stätte, die soviel von der Freude unseres Hauses und von seinem Leide gesehen. Gott segne sie fort und fort, und alle, die sie betreten!

Stuttgart, 18. Dezember 1883.



Inhalt.

	Seite
Vorwort und Widmung	3
1. Wie der Großvater zum Fasten kam und die Großmutter schatzgraben ging	5
2. Was der Großvater von seinem Vater hörte	35
3. Johannchen und Binchen	54
4. Lauter Scheiden	68
5. Traute Heimat	83
6. Johannisabend (1824)	106
7. Eine Jagd	131
8. Durch Dunkelheit zum Licht	164
9. Friedrich und Dorothee	198

Im Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart ist erschienen:
Merz, Heinr., Präl., Christliche Frauenbilder, vom
 Anfang der Kirche bis in die Reformationzeit. Fünfte
 umgearbeitete Aufl. geh. 4 *M.* Eleg. gebunden 5 *M.*

Wie eine Schar in weißen Kleidern, mit dem Goldreif um
 die Stirn und mit Palmen in den Händen schreiten diese Frauen
 und Jungfrauen über den Plan der Geschichte, alle haben ihr
 höchstes Ziel im christlichen Glauben und Leben gesucht und ge-
 funden, wahre Vorbilder jeder weiblichen Tugend, zugleich bilden
 sie eine Art weiblicher Kirchengeschichte. Gleiche Schönheit und
 Gediegenheit wie der Inhalt besitzt auch die Darstellung; das
 Buch ist anerkannt ein klassisches, das erste der Frauenbücher.

**Sick, Paul, Dr., Die Krankenpflege in ihrer Begründung
 auf Gesundheitslehre.** gr. 8^o. 5 *M.* geb. 6 *M.*

Für jedes Haus, jede Frau oder Mädchen, jede Pflegerin,
 und vor allem für jede Diakonissin eine herrliche Aussteuer.

Im *Daheim* 1884—85 Nr. 4 sagt Dr. Clajen: Kaum
 irgend jemand konnte zur Herausgabe eines solchen Buches besser
 berufen sein als Obermedizinalrat Dr. Sick, der seit zwanzig
 Jahren als Lehrer der Schwestern des Stuttgarter Diakonissen-
 hauses wirkt.

Man muß das Buch aufs wärmste begrüßen, und es ist nur
 zu wünschen, daß es eindringen möge in alle Familien und
 Häuser, wo Krankenpflege getrieben werden muß, sei es an
 eigenen Familiengliedern, sei es von weiblichen Vereinen an
 Armen und Kranken; und ebenso ist zu wünschen, daß es seine
 Leser erfüllen möge mit dem Geiste, von dem es selber durch-
 drungen ist.

Marshall, E., Ausgew. Erzählungen.

Deutsche autorisierte Ausgabe.

- I. **Höhen und Tiefen.** 3 *M.* - Schön geb. 4 *M.*
- II. **Ein Frauen-Tagebuch.** 1 *M.* 80 *S.* Schön geb.
2 *M.* 80 *S.*
- III. **Benvenuta.** 3 *M.* Schön geb. 4 *M.*
- IV. **Eine Lilie unter Dornen.** 2 *M.* 50 *S.* Schön
geb. 3 *M.* 50 *S.*
- V. **Tagesanbruch.** Geh. 3 *M.* Gebunden 4 *M.*

Wahre Weiblichkeit und Keinheit, verbunden mit fesselnder
 Darstellung und geistvollem Blick ins Leben machen E. Mar-
 shall's Schriften zu Lieblingen der Frauenwelt und zu einem
 Genuß auch für Männer.